

ALS FREIER FORSCHER NACH TONKIN UND KOREA

1902 und 1903

Reise nach Tonkin. 15. Nov. 1902 bis 26. Jan. 1903

An Bord der „Gera“, 15. November 1902.

In Hanoi, der Hauptstadt von Französisch-Indo-China, veranstaltet die französische Regierung eine orientalische Ausstellung vom 16. November bis 16. Februar, verbunden mit einem Orientalisten-Kongreß.

Ich bin nun von der englischen „Asiatic society of Japan“ zu ihrem Delegierten bei dem Kongreß ernannt. Ein Vorteil für mich liegt darin, daß der mir befreundete französische Militärattaché, der Kürassieroberst Baron Corvisart, die Reise mitmacht, so daß ich auf jede mögliche Unterstützung für meine Studien rechnen kann. Außerdem finde ich noch in Baron Ritter, dem deutschen Militärattaché, und Professor Florenz eine denkbar angenehme Reisegefellschaft.

Aber längere Zeit schien es, als ob auch aus dieser Reise nichts werden sollte. — Korea war mir kurz vorher verdorben worden. Kaum war ich einige Tage in Söul und hatte eben die Vorbereitungen für eine Expedition nach dem Norden des Landes getroffen, als ein Telegramm des Kaisers von Japan mich zurückrief. Seine betagte Mutter Nii no tsubone sei schwer erkrankt und er setze nur auf mich volles Vertrauen. Da ließ ich denn alles stehen, nahm den nächstbesten japanischen Dampfer, der von Tschumulpo zurückfuhr und herzlich schlecht war, kam am 3. Oktober in Shimonoseki an, bestieg die Bahn und traf am 4. Oktober früh in Tokyo ein. Ein Beamter des Hofmarschallamts erwartete mich am Bahnhof und dankte mir im Namen des Kaisers für meine rasche Rückkehr.

Kaum aber war die Kaiserinmutter genesen, da fing der Kronprinz wieder zu kränkeln an. Und ich hatte versprochen,

daß ich für ihn im Falle der Krankheit stets zur Verfügung stehe. Aber das Schicksal hatte diesmal ein Einsehen. Der Zustand des Prinzen besserte sich. So konnte ich, begleitet von meinem Diener Watanabe, den ich als Helfer bei Messungen mitnehme, mich am 15. November auf dem Lloydampfer „Gera“ einschiffen.

Das französische Kolonialreich in Hinterindien*

Die französischen Besitzungen in Hinterindien, oder wie sie offiziell heißen: „Indochina“, bilden das dritte große Kolonialreich, das Frankreich in weiter Ferne zu gründen suchte. Die beiden ersten Versuche mißlangen — mißlangen, obwohl die Chancen lange Zeit recht günstig lagen.

Im 17. Jahrhundert, während noch die englischen Siedlungen in Nordamerika sich lediglich auf schmale vereinzelt Küstenstreifen beschränkten und privater Art waren, griff Frankreich als Nation unter Ludwig XIV., ja schon vorher, mit starker Hand in die Eroberung des neuen Kontinentes ein. Kanada im engeren Sinne war bald ganz französischer Besitz, und was französische Krieger und vor allem französische Jesuiten an großartiger und mutiger Erforschung und Erwerbung neuer Landstriche leisteten, lieft sich voll Spannung wie die fesselndsten Romane. Freilich hört und weiß man davon sehr wenig, da die Franzosen nicht wie Cortez und Pizarro mit geschlossener überlegener Waffenmacht glänzende goldreiche, vom Meere leicht erreichbare Kulturländer eroberten. Sie hatten es mit öden rauhen menschenleeren Gebieten zu tun. Aber nichts schreckte sie ab. Und vor mehr als 200 Jahren nahm an einem der großen Seen Nordamerikas unter einem feierlichen Tedeum ein französischer Offizier im Namen seines Königs Besitz von allen entdeckten und noch unentdeckten Ländern Amerikas vom äußersten

* Ein späterer Vortrag (1903) über die Eindrücke der Reife nach Indochina

Norden bis zum Golf von Mexiko und vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean. Und im 18. Jahrhundert gehörte in der Tat, soweit von Gehören die Rede sein konnte, all das ungeheure Land hinter den britischen Siedlungen am Meer von Kanada bis Louisiana den Franzosen. Sie haben alles, alles verloren an die so verachteten englischen Krämer, die das Land nicht zum größeren Ruhme des Königtums oder des Papsttums, sondern für sich selber ergriffen, die nicht großartige Gebiete erwerben wollten, sondern ihren Besitz Schritt für Schritt einer rauhen Natur und den feindlichen Wilden abzwangen und zivilisierten, bis er sich zu der großartigen amerikanischen Union entfaltete.

Und auch Indien wäre beinahe französisch geworden. Hätte Ludwig XV. den abenteuerlichen, aber heldenhaft kühnen Duplex während des Siebenjährigen Krieges unterstützt, so wären die Engländer unterlegen. Aber die Hilfe kam nicht, und so machte die Schlacht von Plassey vor 150 Jahren allem französischen Einfluß in Vorderindien für immer ein Ende.

Hundert Jahre später brachte ein französischer katholischer Priester aus Cochinchina den Sohn eines annamitischen Prätendenten Gialong nach Paris und bat für ihn um Hilfe. Diese wurde ihm dann auch in Gestalt von Schiffen und Truppen geschickt. Und mit ihrer Unterstützung eroberte Gialong Annam und trat dafür an Frankreich die südlich gelegenen Pulo-Condor-Inseln und die Bai Tourane ab. Die gleich darauf ausbrechende französische Revolution drängte aber die asiatischen Pläne ganz in den Hintergrund, und wir hören lange Zeit nichts von einem energischen Vorgehen Frankreichs in Hinterindien, obwohl wiederholt französische Missionare ermordet und 1847 sogar französische Kriegsschiffe in der vertragsgemäß Frankreich gehörigen Bai von Tourane angegriffen wurden, was freilich den annamitischen Kriegsdämonen übel bekam. Erst nachdem aufs neue französische und auch spanische Geistliche in Annam hingerichtet und alle eingeborenen Katholiken grausam verfolgt wurden,

griffen Frankreich und Spanien vereint 1859 ein. Die Folge war, daß 1862 Cochinchina von Annam an Frankreich abgetreten wurde. Die spanischen Verbündeten aber gingen dabei leer aus.

Ein Jahr später gelang es geschickten französischen Agenten, den im Osten von Annam, im Westen von Siam bedrängten König Norodom von Kambodscha zu bewegen, daß er sich unter französische Oberhoheit stellte. Sein Bruder und Nachfolger Sisowath ist vor einigen Monaten in Paris sehr fetiert, aber zugleich zu solchen Ausgaben veranlaßt worden, daß ihm die Verwaltung der Finanzen entzogen wurde, so daß Frankreich jetzt in Wahrheit völlig in Kambodscha herrscht.

1883 bekannte sich auch Annam als Vasalle Frankreichs. Aber die eigentliche Besitzergreifung des nördlichsten und wichtigsten Teils Tonkins kam den Franzosen teuer zu stehen und führte wegen mehrerer unerwarteter Niederlagen zum Sturze Jules Ferrys, der sich besonders für die Schaffung eines hinterindischen Kolonialreiches begeisterte. Frankreich konnte aber nun nicht mehr zurück, und nach langen weiteren Kämpfen und Mühen gelang es, ganz Tonkin von den Aufständischen und Piraten zu säubern, so daß dort heute ganz friedliche und sichere Zustände herrschen. Und obwohl Tonkin noch nominell zu Annam gehört, so ist es so gut wie rein französischer Besitz, und bald wird es mit Annam nicht anders gehen, dessen graufamen sogenannten „Kaiser“ die Franzosen jüngst unter Kuratell stellten.

Zu Indochina gehört auch die Laos-Provinz am mittleren Mekong. Sodann hat Siam neuerdings die früher den Kambodschanern entrissenen Provinzen Battambang und Siemreap an Frankreich zurückgegeben. Endlich rechnet zu Indochina die in Südchina liegende Bucht von Kwangtichouwan, die Frankreich 1899 als Gegengewicht gegen die Besetzung von Kiautschou durch Deutschland okkupierte.

Das so beschaffene französische Kolonialreich, etwa ein Fünftel größer als das Mutterland selbst, heißt offiziell Indo-

china. Und der Name ist gut. Denn wenn jene Länder, wenigstens im Süden, auch ihre Religion, den Brahmanismus und Buddhismus, und ihre alte längstvergeffene Kunst — sie führten vor 1000 Jahren Bauten aus, die den architektonischen Leistungen Assyriens und Ägyptens ebenbürtig sind —, wenn sie diese auch aus Indien bekamen, so ist doch ihre politische, soziale und ethische Ordnung ganz nach chinesischem Vorbild aufgebaut und, was heute noch von Kunst existiert, ist wenigstens in Tonkin ebenfalls fast rein chinesisch.

Das Land wird regiert von einem Generalgouverneur, dem ein Direktor für Zivilsachen unterstellt ist. Jede der fünf großen Provinzen hat einen Oberresidenten. Es besteht ferner ein hoher Rat für Verwaltung und Staatshaushalt und ein Landesverteidigungsausschuß. In beiden führt der Generalgouverneur den Vorsitz. Hauptstadt ist jetzt Hanoi in Tonkin, früher war es Saigon in Cochinchina.

Die Truppen betragen etwa 20 000 Mann, darunter nicht viel mehr als 4000 Franzosen, einschließlich der Fremdenlegion.

Die Kolonie braucht keinen Staatszuschuß vom Mutterland, sie erhält sich selbst, wobei allerdings das reiche Reisland Cochinchina für das Defizit der anderen Provinzen aufkommen muß. Einnahmen und Ausgaben betragen je etwa 80 Millionen Mark. Der Handel ist dagegen im Verhältnis zu dem Reichtum des Landes gering, wozu wesentlich die kurzfristige Handelspolitik der Regierung beiträgt. Jedoch trotz der Schwierigkeiten, die der nichtfranzösischen Handelschiffahrt in den Weg gelegt werden, hat diese doch einen größeren Anteil am Handel als die französische.

Die Zahl der Einwohner hat nach den Statistiken im Gegensatz zu andern Ländern immer mehr abgenommen, und zwar gewaltig. In den siebziger Jahren auf mehr als 35 Millionen geschätzt, wird sie jetzt nur mit 20 Millionen angegeben*, wobei zu berücksichtigen ist, daß es sich dabei weniger um

* Im Jahre 1906 wurde sie auf 12 Millionen berechnet

eine wirkliche Abnahme der Bevölkerung handelt, sondern daß die ursprünglichen auf vager Schätzung beruhenden Angaben einfach viel zu hoch gegriffen waren, namentlich für Tonkin.

Der Rasse nach gehören die Bewohner zu dem südlichen Zweig der gelben Rasse, den Malayen im weiteren Sinn, und zwar die Tonkinesen, Annamiten, Cochinchinesen zu deren fogenanntem Thaizweig, der über Südchina eingewandert sein soll. In Südindochina, namentlich in Kambodscha, ist aber viel indisches Blut, das zu einer nicht genau festzustellenden Zeit, vermutlich schon mehrere Jahrhunderte vor Christi mit dem Kulturvolk der Khmer eindrang. In Tonkin ist dagegen die Ähnlichkeit nicht nur mit den Chinesen, sondern auch mit den Japanern so groß, daß mein mich begleitender japanischer Diener ganz verwirrt war und daß drei japanische Professoren auf dem Orientalistenkongreß in der Hauptstadt Hanoi einen Kellner einstimmig und bestimmt für einen Japaner erklärten, der sich dann als Vollblut-Tonkinese entpuppte. Dies nebenbei als ein erneuter Beweis für meine oft angefochtene Behauptung, daß die Bewohner des ganzen Ostlandes von Asien zusammengehören.

Eine immer wichtigere Rolle spielen ferner die eigentlichen Chinesen, deren Einwanderung man durch eine Kopfsteuer und durch allerlei Plackereien zu beschränken sucht. Es ist aber nicht abzusehen, wie das Land sich ohne diese fleißigen nüchternen Menschen entwickeln soll. Denn die Eingeborenen sind indolent, faul, und französische Kolonisten in größerer Zahl wird es nie geben.

Der Generalgouverneur dieses indochinesischen Kolonialreiches, bis vor kurzem der energische Doumer, dem seine zahlreichen Gegner schon damals nachsagten, daß er nach dem Posten des Kammerpräsidenten und danach nach dem des Präsidenten der französischen Republik strebe — Kammerpräsident wäre er fast geworden —, hatte in Indochina wirklich Großes geleistet. Er war bitter antienglisch, wie fast alle

Franzosen, und wollte sich bei feinen Landsleuten durch Schaffung eines Kolonialreiches empfehlen, das Britisch-Indien Konkurrenz machen sollte. Für ihn war Indochina freilich nur eine Stufe, die Hauptsache war die kommerzielle Beherrschung und nachher auch wohl politische Besitzergreifung Südchinas, die ja damals nicht ausichtslos erschien, da man die Lebenskraft Chinas allgemein unterschätzte.

Als er nun in Frankreich eine Anleihe von 200 Millionen Francs verlangte, um Indochina zu dem geplanten großen Kolonialreich zu entwickeln, stieß er auf Widerspruch. Doumer beschloß nun, durch eine Ausstellung in Hanoi Leute herbeizulocken und zu demonstrieren, daß in der Tat nicht nur etwas, sondern schon recht viel geschehen ist. Er erhielt schließlich beides bewilligt, die 200 Millionen und die Ausstellung. Gleichzeitig gründete er die „Ecole Française de l'Extrême Orient“ als ein französisches Zentrum für die wissenschaftliche Erforschung Ostasiens, und schloß an die Ausstellung einen von dieser Schule geleiteten „Orientalistenkongreß“ an. Zu diesem Kongreß lud die französische Regierung als Gäste Vertreter aller gelehrten Gesellschaften Ostasiens ein, und ich wurde von der „Asiatic Society of Japan“ als ihr Repräsentant gewählt. Dabei ging man französischerseits sehr liberal vor. Die Gäste hatten freie Reise von und nach Tonkin, mochten ihre Länder auch noch so weit entfernt sein, sowie freie Wohnung in Hanoi.

Es zeigte sich aber bald, daß man nach Tonkin nicht so leicht gelangt, wie nach andern Teilen Ostasiens. Da die Franzosen nämlich in ihrer Kolonie das Prinzip der offenen Türe nicht anerkennen, darf kein fremder Dampfer zwei Häfen Indochinas nacheinander anlaufen. Auch müssen ausländische Waren Zoll bezahlen, während französische frei eingehen. Damit ist die allein unternehmungsluftige Konkurrenz der großen englischen und deutschen Dampferlinien ungemein erschwert, freilich auch der ganze Außenhandel der Kolonie selbst dadurch tief geschädigt. Denn die Messagerie maritime und die subventionierte Marty-Linie nützen ihr Monopol in

unguter Weise aus, und der ganze Fahrdienst ist ziemlich verlottert. — So kam es, daß der Dampfer, den wir in Hongkong nehmen sollten, bei unserer Ankunft schon vor zwei Tagen abgefahren war. Und wir waren genötigt, ein ziemlich dürftiges Schiff zu wählen. Dies aber gab uns willkommene Gelegenheit, verschiedene Häfen und die Insel Hainan in Südchina, sowie Kwangtchouwan zu berühren, wohin man sonst nicht so leicht gelangt.

Aber gerade in diesen chinesischen Häfen lernt man auch das weitausblickende System kennen, das Frankreich dort, wie in allen wichtigeren Städten im Innern Südchinas verfolgt, um seinen Einfluß zu verbreiten. Es besteht in der systematischen Anlegung von Schulen und Hospitälern. So sauer auch in Frankreich selbst Regierung und Laien der katholischen Kirche das Leben machen, wo es den Einfluß ihres Landes draußen in der Ferne gilt, arbeiten sie eintätig mit ihr. Überall gilt hier das Wort Gambettas: „Der Antiklerikalismus ist kein Exportartikel.“ Die reichen Missionsgesellschaften gründen auf eigene Kosten Schulen, in denen Französisch gelehrt wird, und die Regierung baut Hospitäler, in denen Kranke unentgeltlich behandelt werden. Die Erfolge sollen schon sehr erfreulich sein.

Besonders interessant für einen Deutschen ist der Besuch von Kwangtchouwan, das die Franzosen 1899 okkupierten, nachdem Deutschland Kiautschou besetzte, da sie ja auch einen derartigen Stützpunkt in China haben müßten. Bekanntlich gab übrigens die Besetzung von Kiautschou auch Rußland den Vorwand, Port Arthur zu nehmen, eine Tatsache, die uns die Japaner nie verzeihen werden.

Kwangtchouwan, die 840 qkm große Konzession, ist ein gottverlassenes Stück Erde, eine trostlose Bucht in der Provinz Kwangtung, der südlichsten Chinas, nicht weit von der Tonkin-grenze. Doumer, der Plänereiche, wollte es aber nicht nur zu einem Stützpunkt für die Flotte machen, sondern es sollte der Hafen werden, von dem aus große Eisenbahnen den Handel Chinas anzapfen und von dem Wasserweg nach Hongkong

ablenken sollte. Eine etwas phantastische Idee! Mit Doumers Abgang aus Indochina hat man denn auch diese Eisenbahnpläne ruhig ad acta gelegt.

Kwangtchouwan zerfällt in die militärische Stadt auf der Süd- und die zivile auf der Nordseite der schmalen Bucht. Die militärische Stadt enthält saubere gesunde freundliche Kasernen, Verwaltungsgebäude und Hospitäler, die kleine Garnison besteht zum Teil aus annamitischen Truppen, die nach altrömischer Weise zum Straßen- und Hausbau mit Erfolg verwendet wurden. Die zivile Stadt ist ebenfalls großzügig und hübsch angelegt, mit einem breiten Straßennetz. Da gab es eine 1., 2., 3., 4. usw. Avenue, die rechtwinkelig von fünfzehn Meter breiten Straßen durchschnitten wurden. Aber das war alles Zukunftsmusik. Denn die gesamte Bevölkerung der Zivilstadt bestand aus siebzehn Personen, von denen nur ein einziger Nichtbeamter war.

Die Hafenstadt für die Hauptstadt Hanoi und der Landungsplatz für alle größeren Dampfer in Tonkin überhaupt heißt Haiphong. Es ist eine schöne freundliche Stadt von 20 000 Einwohnern, mit breiten Straßen, die die Franzosen auf einem Sumpfe an einem Arm des Deltas des Roten Flusses aus dem Nichts hervorgezaubert haben. Aber es ist eine träge Stadt, eine tote Stadt. Von dem lebhaften Verkehr anderer fremder Häfen in Ostasien ist da nichts zu spüren. Im Hafen liegen nur einige nicht einmal große Schiffe. Und es fehlen die Scharen rastloser warenschleppender Kulis, die man in Hongkong, Shanghai, Yokohama usw. sieht. Auch ist die Lage von Haiphong nicht gut gewählt.

Der natürliche Hafenplatz wäre die nahegelegene Bai von Along, in der alle Handelsflotten und Kriegsflotten der Welt Platz hätten und wo auch noch die Steinkohlen in großen Mengen direkt zutage liegen. Aber diese komplizierte Bai mit ihren zahllosen Inseln und Winkeln war bis vor nicht langer Zeit der Schlupfwinkel kühner chinesischer Piraten, deren Vertilgung erst nach langen Kämpfen gelang. Doch nicht nur als Hafen wäre die Alongbucht wichtig, sie ist

zugleich eine grandiose Naturschönheit allerersten Ranges. Die vielen schroff aus dem Meer aufsteigenden, über alle Beschreibung phantastischen Inseln und Felsen sind ebenso wie die ähnlichen Berge auf dem nahen Festland alte Korallenriffe, die in ihrem Innern zauberhafte riesige bläulichweiß und rötlich schimmernde wassererfüllte Tropfsteinhöhlen beherbergen, gegen die die berühmte blaue Grotte von Capri ein Puppenspielzeug ist. In diese tiefversteckten Höhlen flüchteten die chinesischen Seeräuber vor den französischen Kanonenbooten, denen es oft ganz unheimlich zumute wurde, wenn ihre Gegner plötzlich verschwanden, als wären sie verhext oder als hätte sie das Wasser oder der Berg verschluckt.

Von Haiphong nach der 130 km entfernten Hauptstadt Hanoi führt eine vierklassige Bahn in fünf Stunden. Die erste und zweite Klasse mit ihren weichen Polstersitzen sind in einem heißen Klima nicht angenehm, weshalb die meisten Reisenden die dritte wählen, die ähnlich wie bei uns eingerichtet ist. Eigenartig ist die vierte Klasse. Sie besteht aus enormen, nur mit einem Dach bedeckten und am Rand mit schmalen Sitzen versehenen Wagen, in denen die Eingeborenen mit ihren Waren und Lebensmitteln für ein lächerlich geringes Geld nach der Hauptstadt fahren können. Es entwickelt sich hier unterwegs ein regelrechter Markt auf Rädern. Da verkauft einer aus einem großen Sack pfundweise Reis. Dieser zeigt und rühmt seine Bohnen, jener seine süßen Kartoffeln oder seine Gemüse, Eier, Hühner, Fische. Dort kauert ein Händler, der seine bunten Kleiderstoffe auslegt. Dort ist eine Gruppe schäkernder Kinder oder ein junger Mensch macht einem Mädchen den Hof. — Alles raucht, lacht, handelt, feilscht, kreischt und schreit durcheinander, während ein altes Mütterchen in der Ecke behutsam ihre Kupfermünzen zählt oder an der Wand ein würdiger Annamite starren Blickes und regungslos wie ein Bronzegötze dahockt. Eine Augenweide für den Ethnologen.

Die Bahn führt durch das fruchtbare Delta und Tal des

Songkoi oder roten Flusses, der in der chinesischen Provinz Yünnan entspringt und der den Weg bildet, auf dem die Franzosen nicht nur Yünnan, sondern vor allem Szechwan, die größte und reichste Provinz Chinas, zu eröffnen hoffen. Kurz vor der Hauptstadt überschreitet die Bahn diesen Strom, auf einer reizend graziösen, nicht weniger als 1700 m langen Brücke, der größten Ostasiens. Die Brücke heißt nach Doumer, dessen Energie die Erbauung dieses teuren Werkes zu danken ist.

Die Hauptstadt Hanoi selbst zerfällt in die seit 1500 Jahren bestehende Eingeborenenstadt und in die europäische Stadt, ein Produkt der letzten 15 Jahre. Dieses Fremdenquartier in Hanoi ist unzweifelhaft die hübscheste europäische Stadt in ganz Ostasien, und die Franzosen können stolz auf sie sein. Sie ist gleich glänzend in der Anlage und in der Ausführung, überall saubere weiße Straßen oder eigentlich Boulevards mit zwei oder vier Reihen Bäumen, hübschen Gehsteigen, weit genug für die Menschenmenge der Hauptstraße einer Weltstadt und in der Mitte des Ganzen in einem prachtvollen tropischen Park ein schöner See mit zwei malerischen Inseln, überall elektrisches Licht, elektrische Straßenbahnen, kokette Equipagen, gezogen von winzigen, aber graziösen und schnellen Pferdchen, Jinrikisha an jeder Straßenecke, kurz es grenzt ans Wunderbare, was hier in der kurzen Zeit geschaffen wurde.

Die angrenzende Eingeborenenstadt mit ihren 100 000 oder mehr Einwohnern, mit ihren sauberen elektrisch beleuchteten, von elektrischen Bahnen durchzogenen Straßen, mit ihren pittoresken zweistöckigen Häuschen, Giebelhäusern, macht einen sehr freundlichen und viel solideren Eindruck als irgendeine japanische Stadt. Der Stil der Häuser ist schwer zu beschreiben. Er ist überwiegend chinesisch, hat aber etwas Eigenartiges, was an den maurischen Orient erinnert.

Eine Tatsache, die in Indochina jedem Besucher auffällt, der englische Kolonien kennt, ist, daß alles, was überhaupt geschieht, von der Regierung ausgeht und daß das eigentlich

kolonisierende private Element fast ganz fehlt. Indochina ist das Ideal des Beamtenstaates. Auf jeden Privatmann kommt ein Beamter und dabei arbeiten diese einzelnen Ämter nicht einmal ordentlich zusammen, denn wie auch sonst im offiziellen Frankreich spielt hier die politische Parteileidenschaft eine verhängnisvolle Rolle. Viele Posten werden lediglich vom Parteistandpunkt aus besetzt, und wenn Vorgesetzter und Untergebener verschiedenen Parteien angehören, so verkehren sie so wenig als möglich miteinander, wodurch die amtliche Tätigkeit natürlich leidet.

Auch scheint der organische Zusammenhang zwischen den einzelnen Ministerien äußerst locker. Und gar dem allgemeinen Publikum ist blutwenig bekannt über das, was sie leisten, ja fast alle die freien Citoyens interessieren sich, wie es scheint, gar nicht für ihre eigentliche Arbeit. Hanoi zählt 3000 europäische Einwohner, von denen, wie schon erwähnt, weitaus die meisten Beamten sind. Es ist also ein Städtchen, wo man vermuten möchte, daß jeder jeden kennt. Als ich aber in dem einzigen großen Hotel fragte, wo das Unterrichtsministerium sei — es lag in auffälliger Lage an der Hauptstraße —, konnte es mir niemand sagen und nach dem Landwirtschaftsministerium, dessen vortrefflicher Chef sich große Verdienste um die Einführung neuer Kulturpflanzen und um Anforstung erworben hat, konnte ich trotz der Anfrage bei sechs Vorübergehenden den höchstens 200 m weiten Weg überhaupt nicht erfahren, bis zufällig ein dort beschäftigter Soldat meine Frage beantwortete.

Um so lebhafter ist das Interesse der Presse — es gibt drei französische Blätter —, für alle Handlungen der Regierung, und zwar äußert sich dieses Interesse im bitteren Räfonnieren über jede offizielle Maßregel. So sehr die Tendenz der Zeitungen sonst verschieden war, im Schimpfen auf die Regierung waren sie alle einig. Die Regierung hat nämlich bei ihnen immer unrecht. Mir fiel dabei die Geschichte von dem Irländer ein, der schiffbrüchig auf eine einsame Insel verchlagen wurde und dessen erste Frage an den ersten ihm

begegnenden Eingeborenen lautete: „Wer regiert hier? Ich bin gegen ihn!“

Und doch kann kein Zweifel sein, daß die Regierung ernstlich für das arbeitet, was nach ihrer Ansicht das Beste für das Land ist. Ja, ich muß sagen, daß mir sehr viele von den zahlreichen Beamten und Offizieren, mit denen ich in Berührung kam, geradezu imponiert haben durch ihr tiefes Interesse für Land und Volk und durch ihre Kenntnis auf Gebieten, die außerhalb ihres Berufes lagen. So wurden mit die besten Vorträge auf dem Kongreß über indochinesische Anthropologie, Ethnologie und Sprachforschung von aktiven Offizieren gehalten. Das will etwas heißen in einem tropischen Klima, das für den Europäer alles eher als anspornend wirkt.

Das Hauptaugenmerk der Regierung zur Hebung des Landes richtet sich auf den Ausbau von Eisenbahnen. Bis jetzt sind zwei Hauptlinien im Betrieb. Die eine, 169 km lange, die nach Norden an die chinesische Grenze führt, habe ich befahren. Sie geht teilweise durch fruchtbares Land, aber von Handel ist wenig zu sehen, selbst in der Gegend der günstig gelegenen Stadt Langson. Dicht an der chinesischen Grenze hört die Bahn plötzlich mitten im Felde auf. Die Grenze, das sogenannte „Tor von China“, wird gebildet von einer hochromantischen Talsperre in Gestalt einer zinnengekrönten Mauer, die von dem schluchtartig engen Tal an den steilen Bergen hinaufklettert und die in schwindelnder Höhe in einem Fort endigt. In der Mitte ist das Tor, recht eigentlich das Tor von China, hinter dem ein chinesischer Oberst mit seinen Krieger garnisoniert. Der alte Herr nahm uns freundlich auf und bewirtete uns mit gutem Tee und schlechten Zigaretten.

Besser steht es mit der Hauptbahn von Tonkin, die entlang dem Roten Fluß nach Laokay etwa 300 Kilometer von Hanoi führt und die bis ins Herz von Südchina weitergeführt werden soll. Diese Bahn lag Doumer besonders am Herzen und für sie ist ein großer Teil der 200 Millionen-Francis-

Anleihe verwandt worden. Schon früh aber erhoben sich skeptische Stimmen.

Andere Bahnlinien sind projektiert durch die ganze Länge und Breite von Annam und von Saigon nach Bangkok. Die Vermessungen sind gemacht und auch einige schüchterne Anläufe.

Die demonstrative Krönung all der bisherigen mühseligen und kostspieligen Leistungen der Regierung sollte nun die Ausstellung in Hanoi bilden. Auf der ganzen Welt spricht man mit Bewunderung von den englischen Kolonien, für die französischen hatte man nur ein Achselzucken übrig. Die Welt sollte nun eines Besseren belehrt werden und sie ist es in der Tat. Denn was man fand, übertraf bei weitem alle Erwartungen. Die Frage ist nur, ob das Geschaffene nicht zu teuer bezahlt ist.

Die Ausstellung selbst war auf das großartigste angelegt. Das Hauptgebäude im Stil des Louvre in Paris war in imposanten Dimensionen in Stein errichtet. Finanziell war die Ausstellung freilich kein Erfolg und konnte es gar nicht sein, denn der Eintritt war frei. Denn es handelte sich hier zunächst lediglich darum, zu zeigen, was man bisher gemacht hatte und was man noch machen wollte.

Daher tat die Ausstellungsleitung auch alles, um den Gästen das Land zu zeigen, nicht nur nahe der Hauptstadt, sondern es wurden auch größere Exkursionen unternommen. Ferner waren alle möglichen Völkerstämme nicht nur aus Indochina, sondern auch der Philippinen usw. in guten Gruppen versammelt worden, eine reiche Quelle des Studiums.

Die Ausstellung sollte eben vor allem Reklame machen für Tonkin und zugleich den Eingeborenen zeigen, was alles geschehen ist und was sie noch landwirtschaftlich und gewerblich zu lernen haben. Eine weniger indolente Bevölkerung hätte begierig daraus Nutzen gezogen. Bei den Tonkinesen aber schien leider die gute Saat auf wenig fruchtbaren Boden zu fallen.

Überhaupt muß man sagen, daß die Franzosen alles tun,

was in ihren Kräften steht, um die Eingeborenen zu heben, deren Behandlung im großen und ganzen entschieden eine gute, nach der Ansicht vieler Leute eine zu gute ist. Überall werden Schulen und Hospitäler gebaut, man sucht, die Leute für Verbesserung im Gewerbe, im Ackerbau und in der für die Reiskultur so wichtigen Bewässerung zu interessieren. Man baut gute Straßen, reguliert die Flußschiffahrt und baut namentlich Eisenbahnen.

Wie wird sich nun bei dieser Lage der Dinge die Zukunft des französischen Kolonialreichs gestalten? Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, auch nur vermutungsweise darauf Antwort zu geben. Aber so viel kann man sagen, daß schwere Wolken am Horizont stehen und stehen werden und daß das von Frankreich befolgte System, allmählich die Eingeborenen zu gleichberechtigten und ebenbürtigen Menschen heranzuziehen, schon an und für sich viele Gefahren birgt. Denn je mehr sie lernen, je mehr sie zu lesen und zu schreiben verstehen und ihre und anderer Länder Geschichte kennen lernen, aus der sie erfahren, daß wiederholt große chinesische Heere von ihren Vorfahren besiegt wurden, um so mehr wird ihr Selbstbewußtsein steigen und um so weniger werden die Millionen geneigt sein, sich von einer Handvoll weißer Eindringlinge beherrschen zu lassen. Sie werden versuchen, früher oder später einmal sich zu befreien, obwohl das nur innere Kriege und wirtschaftlichen Rückgang bedeutet.

In diesem Zusammenhang kann ich eine Beobachtung nicht unerwähnt lassen, die mir in Hanoi sehr auffiel. Es herrschte dort eine epidemische Japanerfurcht. Es verging fast kein Tag, an dem nicht die Zeitungen jammerten, wie hilflos das ganze Land einem etwaigen Angriff der Japaner ausgesetzt sei, denen man allerlei finstere Pläne zutraute. Und in der Tat, wären die Japaner mit einer Flotte gekommen, man hätte ihnen keinen nennenswerten Widerstand leisten können. So wie ich jedoch Japan kenne, bin ich fest überzeugt, daß es bisher niemals daran gedacht hat, die Franzosen in Indochina

zu belästigen. Es hatte und hat in größerer Nähe wichtigeres zu tun. Andererseits ist es sicher, daß die Indochinesen, soweit bei ihnen überhaupt politischer Sinn existiert, ebenso wie alle anderen Asiaten, mit Bewunderung und stiller Hoffnung auf das rassenverwandte Japan blicken, das in ununterbrochenem Aufstieg begriffen ist.

Unter den besten Kennern Asiens sind nicht wenige überzeugt, daß in absehbarer Zeit alle europäischen Besitzungen in Asien verloren gehen. Selbst wenn man nicht ganz so schwarz sieht, so muß man doch gestehen, daß zwar bis jetzt jede europäische Macht, die alte Kulturländer in Asien besitzt, den besten Weg sucht, um die zahllosen Bewohner ihrer Kolonien zu loyalen Untertanen zu machen, daß aber noch keine von ihnen einen Weg gefunden hat, der dieses Resultat auch nur einigermaßen garantiert.

Wir haben das holländische System, das die alten Fürsten fortbestehen läßt und ihnen allerlei Freiheit in ihren Gebieten gestattet, sie aber von der wirklichen Regierung des Landes prinzipiell und abfolut fernhält. — Ein Sultan aus Sumatra beklagte sich, daß man seinen Kindern nicht einmal die Erlernung der holländischen Sprache erlauben wollte. Ferner wird durch geschickte Benutzung der Eifersucht der Fürsten aufeinander das *divide et impera* mit Erfolg praktiziert. Dieses System hat sich dem unkriegerischen leicht lenkamen Volk der Javaner gegenüber bis jetzt bewährt, während es bei den männlicheren Bewohnern von Sumatra und Celebes oft auf Widerstand stößt.

Dann das englische System in Indien, das auf der Tradition des freien Handelsgeistes aufgebaut, weitgehend liberale Grundsätze befolgt und ganz im Gegensatz zu der holländischen Art überall englische Schulen einführt und damit einer Anzahl von Eingeborenen Gelegenheit zu höherer Erziehung gibt und ihnen mit Ausnahme sehr hoher Ämter viele amtliche Stellen eröffnet.

Und drittens das französische System. Dieses ist wiederum

durch gänzlich andere entwicklungsgeschichtliche Momente bedingt. Denn im Gegensatz zu den englischen Kolonien, die auf großzügigen Unternehmungen von Privatleuten beruhen, entstanden die französischen auch in Asien durch Annexionen von seiten des Staates. Aus diesem Grunde dominiert hier sinngemäß das Beamtentum. Und mit dessen Hilfe will Frankreich die Kolonie zu einem regelrechten Tochterreich und somit eigentlich das ganze einheimische Volk zu richtigen Franzosen machen.

Das sind drei grundverschiedene Methoden, um das große Problem zu lösen, das für die Stellung der Europäer in der Welt von vitaler Bedeutung ist. Jede Methode birgt in sich selbst Elemente, die ihr gefährlich, ja lebensgefährlich werden können und von denen wir nicht wissen, wann sie in den Vordergrund treten. Wir Deutsche sind vorläufig in Asien an diesen Lösungen kaum aktiv beteiligt, aber auch wir müssen die Vorgänge mit äußerster Aufmerksamkeit verfolgen. Welches System wird sich bewähren? Vielleicht keines!

Hanoi, 12. Dezember 1902.

Der Kongreß ist vorbei. Frankreich hatte, und das war allgemein aufgefallen, nicht einen einzigen seiner hervorragenden Orientalisten geschickt. Nur Hubert kam aus Paris, ein junger, aber sehr tüchtiger Mann, der einzige, der sich für Anthropologie wenigstens einigermaßen interessierte, während die Professoren der *Ecole Française* nur Interesse für Sprachen und Literatur besitzen. Einer von ihnen erklärte mir gestern: das Studium der Menschenrassen und der Ethnologie ist überhaupt keine Wissenschaft!

Die meisten Vorträge waren dementsprechend. Man konnte doch erwarten, etwas über die Bewohner und die Kulturen von Indochina und Annam, über den relativen Einfluß von China und Indien auf Indochina zu hören. Leider aber war dies nicht der Fall. Nur Detailprobleme wurden erörtert. Eigentlich war ich der einzige, der ein Thema von all-

gemeiner Bedeutung berührte, da ich über die Zusammenhänge der Rassen Ostasiens sprach. Wenn ich auch weiß, daß mein Französisch für einen freien Vortrag mangelhaft ist, so zog ich es dennoch vor, nicht das Geschriebene abzulesen, wie es fast alle taten. Und nach der auffallend beifälligen Aufnahme zu schließen, muß ich annehmen, daß dies das Richtige war.

Eine systematische Vorführung der zahlreichen eingeborenen halbwildten Stämme fand leider nicht statt, obwohl die Gelegenheit dazu geradezu einzigartig war. Dabei hat ein Herr Pottecher aus Saigon innerhalb der Ausstellung selbst ein ausgezeichnetes anthropometrisches und photographisches Instrumentarium zur Verwendung bereit. Da ist ferner Kapitän Maire vom 9. Kolonialregiment, der ein geradezu musterhaftes Werk über die „Man“ geschrieben, d. h. im Manuskript fertig hat, das aber die Ecole Française nicht drucken lassen will, „da es nicht streng wissenschaftlich ist“. Jede Anstalt in Europa wäre stolz darauf, ein solches Werk publizieren zu können.

Hanoi, 18. Dezember 1902.

Bin nun schon bald drei Wochen hier. Aber erst seit vier Tagen konnte ich meinem eigentlichen Zweck obliegen: anthropologischen Studien. Ich hatte zwar in der Zeit schon viel gelernt, vor allem meinen Blick geschärft durch die Beobachtung des bunten Völkergewimmels, was ja immer die Hauptsache ist. In der Tat, Tonkin ist ein überaus dankbares Feld für Anthropologen wie für Ethnologen. Hauptstamm der Einwohner: Annamiten, daneben viele Chinesen, ferner Typen mannigfacher, wenn auch individuenarmer bergbewohnender Völkchen und Stämmchen. Von ihnen interessante Exemplare, die gerade wegen der Ausstellung hier waren, z. B. die Man, die Tho oder Thai, Kha aus Laos usw. Ferner hatte man aus den Philippinen Negritos geholt, die sonst nur schwer erreichbar sind.

Ich erkannte: gerade diese halbwildten Stämme sind zur

Ergründung der rassengeschichtlichen Zusammenhänge ideale Gründe für einen Forschungsjäger wie mich. Finde wohl sonst überhaupt nicht so viel Freiwild zusammengetrieben. Jedoch seltsamerweise scheint in ganz Tonkin Interesse für Anthropologie so gut wie nicht vorhanden, außer bei Herrn Capus, dem Direktor des Land- und Forstwirtschaftswesens, und Herrn Dumoutier, dem Direktor des Unterrichtswesens.

Negrito bereits unterfucht. Bin von den Resultaten sehr befriedigt. Hoffe genügend Stoff für eine hübsche Publikation zu haben. Vor allem interessant ein Mann von etwa 45 Jahren, das affenähnlichste Geschöpf, das ich jemals sah. Sein Bild wird in anthropologischen Kreisen Aufsehen erregen. — Neben diesen dürftigen verkommenen Negrito die stolzen schön gewachsenen kriegerischen Kha von dem Plateau nahe dem Unterlauf des Mekong! Und dann die halbwildten Bergstämme der Man, vermutlich Ureinwohner.

Hanoi, 30. Dezember 1902.

Der Photograph der Ausstellung, Antonio aus Bangkok, photographiert für ein von der Ausstellung zu veranstaltetes anthropologisches Album die verschiedenen Völkerstämme, die ich hier vermessen habe. So wird doch noch etwas aus der Sache, dank der Mithilfe von Direktor Capus.

Hanoi, 31. Dezember 1902. Gegen Mitternacht.

Ich beschließe das Jahr 1902 an einem abgelegenen Ende der Welt. Wie mag es in hundert Jahren hier aussehen!

Die Abendstunden des Silvester verbrachte ich mit Heger, Florenz und Kapitän Maire, die ich zu Tisch gebeten hatte. Viel in Gedanken in Stuttgart und Tokyo. Sonst unruhiger Tag. Morgens Paulus, einen deutschen Kaufmann, aufgesucht, der schon seit neunzehn Jahren in Tonkin lebt. Er erteilt mir viel nützliche Auskunft. Dann Spaziergang durch die annamitische Stadt. Die große Markthalle ist immer interessant mit ihrem bunten Leben. Alles wird hier feilgeboten:

Schweinefleisch neben Perlmutterarbeiten, Strohfandalen liegen bei künstlerischem Messingschmuck, giftige Schlangen als Medizin mit Seidenwaren. An den Eingängen kauern Wechflerinnen, viel in Anspruch genommen. Dafür, daß in Annam alles mit ungeheurem Aufwand von Radau vor sich geht, ist es in den Hallen relativ ruhig. Meist ruht der Verkauf in den Händen von Frauen, die hier überhaupt die Geschäfte zu dirigieren scheinen. Will man Seide, Perlmuttereinlagen oder dergleichen und fragt nach dem Preis, so wird stets zuerst eine Frau befragt. Was diese sagt, wird gefordert. Der Mann, wie der Sohn, scheinen nicht allzuviel zu bedeuten.

Hanoi, 2. Januar 1903.

Meine Zeit hier neigt sich zu Ende. Es gab immer viel Arbeit, daß ich nicht dazu kam, mir ausreichend Notizen zu machen. So muß ich die Beschreibung des Besuches von Ki Loa, der Hauptstadt Tonkins vor zweitausend Jahren, auf später verschieben, wobei mir Dumoutiers Arbeit über die Ruinen sehr nützlich sein wird.

Am 31. Dezember schlug mir der liebenswürdige Kapitän Maire vor, einen Besuch bei der Familie des Vizekönigs von Tonkin zu machen. Dieser Mann war ein kleiner Gouverneur, als die Franzosen sich in Tonkin festsetzten. Aber er erkannte bald ihre Macht und stellte sich gut mit ihnen. Als daher der Posten eines Vizekönigs von Tonkin frei wurde, setzten sie ihn dazu ein und zwangen den Hof in Hué, ihn zu bestätigen. Allmählich hielt er es aber für geraten, sich doch auch die Gunst des Hofes zu erwerben. So reparierte er allerlei alte Königsgräber, baute Tempel für annamitische Heroen usw., und demonstrierte dann den Herren in Hué, daß er eigentlich der wahre Patriot war. Denn nur seiner geschickten Diplomatie sei es zu danken gewesen, daß unter den Augen der Franzosen die Zeichen alter annamitischer Herrscherherrlichkeit wiederhergestellt werden konnten. Er baute das „Dorf des Vizekönigs“, wie der große Komplex fremder und

annamitischer Gebäude im Norden von Hanoi genannt wird. Dort verammelte er die annamitischen Mandarine um sich, errichtete auf einem Hügel einen Tempel für die „vier Heroen Annams“, worunter drei waren, die wenige Jahre zuvor gegen die Franzosen gekämpft hatten! Das wurde denn schließlich doch wieder den Behörden in Hanoi zu toll, sie annektierten das Dorf des Vizekönigs und verwandten einen Teil der Gebäude für sich, während sie ihm das Eigentumsrecht ließen, jedoch unter Kontrolle. Er selber wohnt jetzt meist in Hanoi.

Und hier war es auch, wo wir ihn besuchten oder vielmehr besuchen wollten, denn er war nicht in seinem europäisch-annamitischen Hause. Seine Schwiegertochter, eine fließend Französisch sprechende, nicht gerade schöne, aber vornehm wirkende Frau, empfing uns mit der ruhigen Sicherheit der vollendeten Weltkame und führte uns durch das ganze Haus, auch durch die annamitische Abteilung mit ihren chinesisch-artig geschnitzten schweren Tischen und Stühlen und den leichteren mattenbedeckten Bänken, alles in lebhaften Farben mit viel Gold. Auch das geschnitzte Bett mit schönen Perlmuttereinlagen wurde uns gezeigt. Diese Betten der annamitischen Vornehmen erinnern in der Gestalt sehr an die Betten reicher Europäer im Mittelalter. Sie sind alle Himmelbetten, wobei sie ganz mit Moskitonetzen bedeckt werden. Auch die Ruhelager für Opiumraucher sehen ähnlich aus. Die Reichsten haben ihre Sommerbetten, in denen der Boden aus Marmor besteht und der mit Matten bedeckt, stets das Gefühl der Kühle, wenn auch nicht das der Weichheit, gibt, während der Boden der Winterbetten aus mit Pelz belegtem Holz besteht. — Das annamitische und europäische Haus schlossen einen halbkreisförmigen Garten ein, in dem zahllose Topfgewächse ganz nach chinesischer Art standen.

Der Sohn des Vizekönigs, also der Mann unserer Führerin, ist Gouverneur II. Klasse und zugleich Direktor der annamitischen Gelehrtenschule, in der in einem europäisch eingerichteten Schulzimmer chinesische Zeichen und zugleich

Annamitisch in lateinischer Schrift gelehrt wird. Ihr Bruder ist Offizier, Adjutant beim Generalgouverneur, wo ich ihn sah und durch seine frappante Ähnlichkeit mit feinen japanischen Offizieren verblüfft war. Mir fiel bei seinem Anblick sofort Prinz Kanin ein. Der Vizekönig selbst sieht nach einer großen an der Wand hängenden Photographie ebenfalls völlig japanisch aus. Es war immer ein Schauspiel, zu sehen, wie die Japaner betroffen waren von der Ähnlichkeit der Japaner und Annamiten. Die beim Kongreß anwesenden Professoren aus Tokyo gestanden schließlich ohne weiteres ein, daß auch nach ihrer Ansicht eine Rassegemeinschaft bestehen muß.

Der frühe Neujahrsmorgen wurde mit Maire zu einer Fahrt nach dem Dorf des Vizekönigs benutzt. Es war ein frischer klarer Morgen, und wir fuhren im Dogcart auf allerlei Umwegen, da das Pferd vor der elektrischen Bahn scheut, die ebendahin führt. Ich bekam hier manches Interessante zu sehen, aber das Interessanteste war der Exkönig Min Gun von Birma. Dieser war von den Engländern in Benares interniert. Dort wurde er in einem Koffer nach Trinkomali und von den Franzosen nach Indochina verbracht, wo er in Kambodscha wohnte. Während des Burenkrieges erfuhr man in Hanoi, daß Min Gun den Mekong hinauf gefahren war und Anhänger sammelte, um in Birma einzufallen. Bei der Ängstlichkeit, mit der man in Paris seit Fafchoda jeden Streit mit England vermied, ließ man ihn aber rechtzeitig abfangen und hieher bringen.

Es war morgens acht Uhr, als Kapitän Maire mich dorthin führte, „um Seiner Majestät unsere Neujahrsglückwünsche darzubringen“. Ich fand das eigentlich etwas keck, denn ich war im gewöhnlichen Straßenanzug. Aber ich merkte bald, daß man „Seine Majestät“ halb als komische Person auffaßte. Wir — ich war „ein berühmter Reifender“ — wurden von einem gut französisch sprechenden Herrn im Gehrock mit Ordensband empfangen, der uns in ein europäisch möbliertes Zimmer führte. Ein Page begab sich zur nächsten

Türe, öffnete sie kniend und meldete uns dem König. Dieser hatte gerade Toilette gemacht, um zum Neujahrsbesuch beim Generalgouverneur zu fahren. Er empfing uns freundlich. Die Unterhaltung wurde durch den erwähnten Herrn geführt, obwohl der König offenbar selber ziemlich viel Französisch versteht. Er trug eine schwarze Uniform von europäischem Schnitt und einen gelbseidenen Turban. Er ist ein unterfetzter freundlicher, etwas dicklicher Mann von halb mongolischem oder dreiviertel mongolischem Aussehen, mit grauen kurzen Haaren und grauem Schnurrbart. Kapitän Maire ließ ihm seine und aller Franzosen Sympathien versichern und sagen, er und sie alle hoffen, daß der König im Lauf des eben beginnenden Jahres in den Kreis seiner geliebten Untertanen nach Birma zurückkehren könne. Er hoffe das auch, meinte er mit einem tiefen Seufzer! — Schon beim Eintritt war mir als eigentlich nicht herpassend ein großer grauer Reisekoffer aufgefallen. Das ist aber in Wahrheit das Hauptmöbel. Denn er wird den Gästen mit Stolz als der Koffer demonstriert, in dem der König seine Flucht aus Benares bewerkstelligte.

An Bord „Haiphong“, 6. Januar 1903.

Nach verschiedenen Abschiedsbesuchen gestern — heute früh ab von Hanoi.

Wenn ich an den Aufenthalt in Tonkin zurückblicke, so muß ich ihn als in jeder Beziehung befriedigend und meine Erwartungen weit übertreffend bezeichnen. Die Ausstellung machte mich zum Jury-Mitglied für die wissenschaftliche Abteilung.

Hongkong, 16. Januar 1903.

Vom 11. bis heute, mit dreitägiger Unterbrechung wegen abscheulicher Halsentzündung, im Alia-Memorial-Hospital in Hongkong Chinesen vermessen, wobei die sehr sympathischen chinesischen Soldaten mir als Sekretäre an die Hand gehen.

Alle Landsleute in Hongkong nahmen mich überaus

freundlich auf, fast beschämend liebenswürdig, da ich ja kaum in die Lage kommen werde, die Herren als meine Gäste in Tokyo zu sehen.

An Bord „Doric“, 22. Januar 1903.

Befuche in Shanghai Dr. Knappe, unseren tüchtigen Generalkonful. Er erzählt viel von der Anglomanie des Kommandanten der deutschen Truppen. Als die ersten englischen Truppen Shanghai verließen, ritt der Oberst mit zwanzig Offizieren mit ihnen zur Einschiffung. Als aber die deutschen Truppen abzogen, zeigte sich kein Engländer, obwohl ihnen die Sache offiziell mitgeteilt war. Darauf brachte der Oberst durch die Damen (!) des englischen Offizierskorps sein Erstaunen zum Ausdruck. Der englische General entschuldigte sich gelegentlich, es sei „ein Versehen“ gewesen. Das nächste Mal nun, als sich die Engländer einschifften, ritt der deutsche Oberst wieder mit seinem ganzen Stabe hin. Und da sollen die Engländer die Deutschen nicht verachten!

Tokyo, 27. Januar 1903.

Gestern eingetroffen. — Heute zu Kaisers Geburtstag mittags beim deutschen Gesandten Graf Arco offizielles Frühstück, abends in der Ostasiatischen Gesellschaft Festessen. Leider kann ich mich an den Loyalitätskundgebungen nicht von Herzen beteiligen. Denn bei all seinen unzweifelhaft genialischen Begabungen führt der Kaiser eine mir nicht sympathische Art von Selbstherrschaft. Dies fördert ein unangenehmes Strebertum und verhindert die Entwicklung eines selbständigen aufrechten Bürgergeistes mit freiem Blick. Dies aber ist es allein, was uns fähig machen kann, mit den Engländern und Amerikanern in der Welt zu konkurrieren.

Überhaupt werde ich immer mehr und mehr pessimistisch in bezug auf die Zukunft Deutschlands. Die blinde Hetze der deutschen Presse gegen die Engländer hat uns auch noch das einzige Volk entfremdet, das uns bisher nicht förmlich haßte.

Tokyo, 29. Januar 1903.

Heute ist chinesisches Neujahr. In Tokyo sieht man natürlich nichts davon, wohl aber in Yokohama, wo in der Hauptstraße die Hälfte aller Läden geschlossen ist. Man merkt erst, wie viele Chinesen sich in diese von Europäern für Europäer gebauten Geschäfte eingemischt haben.

Tokyo, 1. Februar 1903.

Schnee, viel Schnee, der erste in diesem Winter, fehllich erwartet von den Bauern. Der Blick von meinem Fenster ist wieder sehr reizvoll. Man hört in Europa zuweilen Vorwürfe gegen die Übertriebenheit der Schneebilder japanischer Landschaftsmaler. Zu Unrecht. Da es hier nie sehr kalt ist, so ist der Schnee sehr wasserhaltig. Er ballt sich leicht zusammen und lastet auf den immergrünen Bäumen in schweren Klumpen. Die Maler gehen allerdings in ihrer traditionell festgelegten Manier sonderbar vor, indem sie die Tempel in ihrem natürlichen Rot malen, die Blätter der Bäume dagegen in Schwarz bzw. Grau statt in Grün, so daß ein höchst malerisches Bild in Schwarz Grau Weiß Rot entsteht, hier und dort vielleicht noch gehoben durch ein buntes Kleid einer menschlichen Figur.

Abends bei Graf Arco treffe ich noch Iswolskis. Er ist ein ausgesprochener Rassenpolitiker und hält nur die germanische Rasse im weiteren Sinn als zur Herrschaft berechtigt und einer Zukunft für fähig. Seine Frau, geb. Gräfin Toll, ist allerdings ein kräftiger rein germanischer Typ und die beiden Kinder schlagen ganz der Mutter nach.

Ferner Erzbischof Osouf, „der schöne Priester“, wie ihn die Japaner nennen, ein Mann mit dem Kopf eines durchgeistigten alttestamentlichen Propheten, Bischof Mugabure, mein alter Freund, und Pfarrer Steicher. Es dürfte schwer sein, drei Priester zusammenzufinden, die alle derartige, man möchte sagen Idealgestalten repräsentieren.

Tokyo, 8. Februar 1903.

Der politische Horizont ist trüb. Die Kammer ist aufgelöst, alles unklar. Und nun kommen Verwicklungen in Korea, wo Li Yong Ik, der allmächtige Minister, Vertraute des Königs und Schützling Rußlands, sich gegen Japan geradezu unglaublich frech benimmt. Wenn man daran denkt, wie anmaßend früher Japan Korea behandelte, so muß die Vorsicht, mit der man jetzt in Tokyo vorgeht, sehr auffallen. Aber sie erklärt sich leicht aus dem Bewußtsein, daß man es in Wahrheit mit Rußland zu tun hat. Nachdem die Koreaner sich früher von Japan alles gefallen ließen, schwillt ihnen jetzt natürlich der Kamm, da sie wissen, welche eine große Macht hinter ihnen steht.

Tokyo, 17. Februar 1903.

Wurde vorgestern gerufen, um den älteren Prinzen Komatsu zu sehen. Fand ihn in hoffnungslosem Zustand der Bewußtlosigkeit durch Hirnblutung. Nun kommt bei den Fremden und zum Teil auch bei den Japanern die alte Idee zum Vorschein, er sei in Wirklichkeit schon tot und man verheimliche dieses nur der Öffentlichkeit. Früher war es bei hohen Persönlichkeiten allerdings Sitte, ihr Verschwinden nicht sofort bekannt zu geben. Dies soll zuerst bei Feldherrn aufgekommen sein. Gerade bei ihnen kann man sich den Vorteil der Verheimlichung in kritischen Zeiten sehr wohl vorstellen. Erwähnt wird die Sitte zuerst beim Tode des Gatten der Kaiserin Jingu Kogo. Allmählich übertrug man diese Sitte auch auf Prinzen. So starb z. B. Prinz Kita Shirakawa im Jahr 1895 in Formosa. Aber es wurde fingiert, er sei erst nach seiner Rückkehr nach Tokyo verschieden. Und so glaubte man, sei es auch mit Prinz Komatsu der Fall. Es war daher Spaßig, daß mir Leute auf das bestimmteste versicherten, er sei tot, zu einer Zeit, wo ich ihn selbst noch am Leben sah. Lange kann es freilich mit ihm nicht mehr dauern.

Tokyo, 18. Februar 1903.

Prinz Komatsu ist heute früh um drei Uhr tatsächlich verschieden. Der Tod wurde auch sofort bekannt gegeben. Fünf Tage offizielle Trauer usw.

Tokyo, 25. Februar 1903.

Heute Prinz Komatsus Begräbnis. Sehr großartig. Die fremden Damen freuen sich besonders, daß auch das weibliche Geschlecht zugelassen ist.

Der eigentliche Trauerzug — im Shinto-Stil* — ging zu Fuß von der Wohnung des Prinzen aus zum Friedhof in Gokokuji, mindestens zehn Kilometer. Nur grüne Zweige mit weißen Bändern wurden vorangetragen, keine Blumen. Der Sarg, wie immer aus weißem Naturholz, auf Schultern weißgekleideter Männer mit schwarzem Kammuri, einer altjapanischen Kopfbedeckung, wurde von Marschällen begleitet. Dahinter als Hauptleidtragender der als Sohn adoptierte Bruder des Verstorbenen, vollkommen nach altjapanischer Sitte gekleidet: weites schwarzes Untergewand, darüber weißen haoriartigen Überwurf und graues Kleid, auf dem Kopf eine spiralförmige Bedeckung, in der linken Hand einen Stab, an den Füßen hohe Strohsandalen. In schroffem Gegensatz hierzu das übrige Zugfolge europäisch: Pferd des Verstorbenen in Flor, Orden auf Kissen, hohe und höchste Würdenträger, Soldaten mit Gewehr abwärts. Um zwölf Uhr Ankunft in Gokokuji, wo die fremden Teilnehmer und die meisten japanischen Beamten warteten. In besonders errichteten Schuppen oder vorhandenen Gebäuden wurde Frühstück serviert. Nach Tisch die eigentliche Feier im Shinto-Stil. Die Bewegungen sind gewiß feierlich, aber der Gesamteindruck kann doch immer wieder die Primitivität des Kultes nicht ganz verbergen. Denn die Hauptfache ist lediglich Darbringung von Speiseopfern.

* Vgl. Seite 391

Tokyo, 16. März 1903.

Traf abends bei von Eckerts den Premierminister Graf Katsura. Eigenartige Unterhaltung mit ihm. Es herrscht jetzt in Nordjapan, namentlich in Aomori, Hungersnot. Die Fremden sammelten große Summen, die sie hinschickten, während die Japaner privaterseits keine Schritte taten. Wie ich vermutete, ist die Not nicht so groß, und die Japaner nehmen das Eingreifen der Fremden ein wenig übel. Dazu aber haben sie allerdings keine Veranlassung. Nachträglich haben auch japanische Zeitungen gesammelt. Aber die Beiträge flossen spärlich. Das ist sonderbar, denn die Japaner sind von Natur gutmütig und helfen einander gern, allerdings meist nur, wenn sie sich kennen.

Tokyo, 12. April 1903.

War die letzte Zeit mit den Vorbereitungen für meine dreimonatliche Reise nach Korea, Mandschurei und Nordchina beschäftigt. Nehme einen jungen japanischen Maler mit.

Kobe, 16. April 1903.

Der Kapitän eines deutschen Kreuzers erzählt mir heute, daß die japanischen Seeoffiziere sich „felig“ fühlen in der Gesellschaft deutscher Seeoffiziere, ja daß jene an diesen mit Ehrfurcht emporsehen. Welche Verkennung! Die Art der Japaner, immer höflich zu erscheinen und höchstes Interesse bei jedem Gespräch zu bezeigen, mag diesen falschen Eindruck erwecken. In Wirklichkeit halten sich die Japaner für so gut wie die Offiziere irgendeiner Flotte. Eine unschöne Gewohnheit übrigens unserer deutschen Marine ist es leider, daß sie immer von „Japan“ sprechen, was sie für einen Scherz zu halten scheinen. Die Engländer und Amerikaner haben das „Jap“ aufgegeben. Nun nehmen es die Deutschen auf. Die alte Geschichte!

Reife nach Korea (16. April bis 31. Juli 1903)

Fusan, 22. April 1903.

Endlich, endlich komme ich zu meiner schon längst geplanten Studienreise in das Innere von Korea. Zunächst ziemlich rauhe sechzehnstündige Fahrt von Nagasaki nach Fusan. Besuche nun diese Stadt zum drittenmal in vier Jahren, finde sie jedesmal bedeutend vergrößert. Ganze neue Straßen wachsen aus dem Boden, alle breit, sauber, mit meist zweistöckigen Häusern, wie in einer wohlhabenden japanischen Stadt. Die koreanischen schmutzigen engen stinkigen Gassen, noch vor wenigen Jahren überall am Rande der japanischen Stadt, sind fast völlig verschwunden. Es scheint, daß auch viele Koreaner jetzt in japanischen Häusern wohnen. Kein Zweifel, daß in einem Jahrzehnt Fusan als japanische, wenn auch größtenteils von Koreanern bewohnte Stadt sich weit vom Meere erstrecken wird. — Die Japaner wissen, welche Zukunft die Stadt haben muß, und sie richten sich darauf ein. Zwar sind sie in einem Dilemma. Einerseits müßte Fusan einen großartigen Aufschwung nehmen, wenn es der Japan nächstgelegene Endpunkt der sibirischen Bahn würde, andererseits würde die Bahn vom Yalufluß nach Söul den Russen das Eindringen in Korea ungemein erleichtern. Und daß die Japaner selber diese Linie bauen, werden die Russen wiederum kaum zugeben.

Theoretisch ist Fusan allen Nationen offen. In Wahrheit aber haben nur die Japaner von der Konzession Gebrauch gemacht. Und es würde sich für andere mit Ausnahme der Russen kaum lohnen, sich hier niederzulassen. Aber gerade diesen würden die Japaner mit besonderem Mißtrauen entgegenkommen und sicherlich versuchen, sie hinauszudrängen. Daher sind denn auch außer den Missionaren die Leute im Zolldienst die einzigen Europäer. Unter den sechs Zöllnern zwei Deutsche. Wundere mich über ihr niederes Gehalt, obwohl sie doch schon drei bis fünf Jahre im Dienst sind. Aber es ist die Aussicht auf eine der gut bezahlten Stellen, welche sie lockt.

An Bord des Tairen Maru der N.Y.K., 23. April 1903.

Ab aus Fusan, sehr unruhige See. Jammerschade, daß das Wetter nicht besser. Denn namentlich in der Nähe von Mokpo an der Südwestecke von Korea fährt man durch einen Archipel, der meines Erachtens an Malerischem sich mit den schönsten Teilen der weltberühmten japanischen Inlandsee messen kann. Auffallend vor allem ist ein Kegel mit einem gewaltigen natürlichen schiefen Turm oben, im Aussehen einem riesenhaften Phallus vergleichbar, in der Tat: eine Landmarke.

Söul, 27. April 1903.

Wohne bei Dr. Wünsch, dem ich feinerzeit die Stelle des Hofarztes verschaffte. Sein Haus, eine Art alter Burg, steht auf einem isolierten Hügel, von dem man eine großartige Aussicht über ganz Söul genießt.

Wünsch hat in seinem Hauptamt als Hofarzt nicht viel zu tun. Neulich war der sechsjährige Prinz, der Sohn der allmächtigen Lady Om und des Kaisers, an Pocken erkrankt. Aber man rief Wünsch nicht einmal. Beim Beginn der Pockenepidemie hatte er geraten, das Kind impfen zu lassen, aber die in alten Vorurteilen befangene Mutter weigerte sich es zu tun, und so wird nun der arme Junge, der ein hübsches aufgewecktes Kind sein soll, fürs Leben entstellt werden.

Die Krankheit des Prinzen wird nun als Grund angegeben, um die schon einmal abgefragten Hoffestlichkeiten für das vierzigste Regierungsjubiläum nochmals zu verschieben. In Japan und auch sonst ist man jedoch der Ansicht, daß diese Erkrankung lediglich ein willkommenes Vorwand war; die wahre Ursache sei vielmehr Geldmangel. — Hier in Söul kursiert noch eine andere Version. Der schwache prunkliebende König wurde von einer geldhungrigen Sippe feinerzeit bewogen, die Festlichkeiten zu planen und vorzubereiten. Alles wurde in großartigstem Maßstab begonnen, ein neuer Palaß gebaut, bzw. der alte vergrößert, neue Gebäude u. s. w.

die fremden Gäste errichtet, Einkäufe von Möbeln in Paris, von Pferden für die Leibgarde in China gemacht usw. Dabei verdienten die Räte das gewünschte Geld. Nun hatten sie an dem Fest kein Interesse mehr, denn sie hatten ja ihre Geschäfte bereits getätigt. Also keine Feier, und dazu gab die Erkrankung des Prinzen willkommenen Anlaß. Es ist geradezu trostlos zu hören, wie einstimmig alle Europäer die Koreaner als über alle Maßen korrumpiert darstellen.

Abends mit Dr. Wünsch bei Fräulein Sonntag, einer überaus rüstigen Sechzigerin — nebenbei aus dem Elsaß —, die des Kaisers europäischen Haushalt mit fester Hand führt. Sie hat ihm viel Geld erspart. Es wird behauptet, daß früher das Gedeck eines jeden kaiserlichen Festes hundert Yen kostete und jetzt bei denselben Darreichungen noch sechzehn!! (Champagner und alles eingeschlossen). Fräulein Sonntag hat sogar die neuen Gebäude für die kaiserlichen Gärten entworfen und gebaut. Allzu hohen architektonischen Maßstab darf man freilich nicht anlegen.

Sie hält nun für die Fremden hier eine Art Abendisch. Augenblicklich sind als regelmäßige Gäste nur Wünsch und Herr v. Waeber mit Frau da. Waeber spielte früher eine große Rolle hier. Er war russischer Gesandter und genoß in ganz ungewöhnlichem Grade das Vertrauen des koreanischen Hofes. Das ging so weit, daß, als die Königin von den Japanern ermordet wurde, der König sich zu ihm in die russische Gesandtschaft flüchtete und ein ganzes Jahr dort verblieb. Allerlei Intriguen in Petersburg bewirkten jedoch seine Abberufung. Und seit dieser Zeit hat Rußlands Einfluß ab und der Japans beständig zugenommen. Man fühlt, wie Waebers darunter leiden, daß sie alles so ungünstig für Rußland vorfinden. Dabei werden sie von ihrer eigenen Gesandtschaft recht unfreundlich behandelt. Waeber kam diesmal als spezieller Abgesandter von seiner Regierung für die Festlichkeiten und wohnt nicht einmal auf der russischen Gesandtschaft. Und der „Kaiser“, der ihm einst so viel verdankte läßt ihn jetzt schon eine Woche lang auf eine Ab-

chiedsaudienz warten! Denn da das Jubiläum nicht stattfindet, hat Waeber hier nichts mehr zu fuchen.

Befuch bei Hayashi, dem japanischen Gefandten. Bei ihm ist zu Befuch Graf Aoki, der eben aus China zurückkehrt. Seine Reise nach Peking hat Anlaß zu endlosem Gerede gegeben, ob politische Zwecke dabei verfolgt wurden oder nicht.

Ferner Befuche bei den englischen, amerikanischen und französischen Gefandten, bei Bischof Mutel, und Mac Leavy Brown.

Dieser Brown ist der Zollkommissar für Korea. In Wahrheit aber ist er eine Art Finanzminister und ein wahrer Segen für das Land. Denn daß es überhaupt einen geordneten Zweig der Finanzen — eben die Zölle — gibt und das hier eingehende Geld nicht liederlich vergeudet wird, verdankt das Land lediglich der Energie, Intelligenz und Ehrlichkeit dieses Mannes. Anstatt die Einnahmen dem „Kaiser“ für seine Verschwendung zur Verfügung zu stellen, benützte er sie zur Anlage eines Leuchtturmsystems und hat damit angefangen, die schwierige Einfahrt nach Tschemulpo durch die Feuer zu erleichtern. Den Russen ist der wackere Brown als Engländer immer ein Dorn im Auge gewesen, und sie haben wiederholt alles getan, um ihn zu verdrängen. Vor nicht langer Zeit wurde der russische Gefandte besonders übermütig und verlangte direkt von der koreanischen Regierung die Entlassung Browns und seine Ersetzung durch einen Russen, den sie schon jahrelang für diesen Zweck in Ostasien bereit hielten. Aber kurz darauf erschien eine so starke englische Flotte vor Tschemulpo und zufällig tauchten auf einmal auch so auffallend viele japanische Kriegsschiffe an der koreanischen Küste auf, daß den Koreanern angst und bange wurde und als es „zum Klappen“ kam, da zuckten die Russen jäh zurück, die offenbar wieder einmal lediglich geblufft hatten, und Brown ist, zum Glück für alle, noch heute auf seinem Posten. Er ist auch persönlich interessant. Denn er ist einer der heute so seltenen universell gebildeten Männer, die man gerade an einem Ort wie Tschemulpo am wenigsten

erwartet. Er spricht Deutsch, Französisch, Italienisch und ist dabei ein hervorragender Sinologe. Trotz seiner Jahre — er muß ziemlich hoch in den Sechzig sein — ist er noch völlig rüftig und unermüdet.

Söul, 28. April 1903.

Morgens im katholischen Waisenhaus Kinder gemessen. Wie Tokyo von der russischen, so wird Söul von der katholischen Kathedrale beherrscht. Diese, zusammen mit der Schule, Waisenhaus usw. steht auf einem freien Hügel im Ostteile der Stadt mit großartiger Aussicht auf diese, namentlich auf die nördlichen wilden schroffen Granitberge. Der Blick ist wie der von einer Alpenstadt, etwa Innsbruck.

Die katholische Kirche war lange verfolgt in Korea, und die Märtyrer waren zahlreich. Jetzt ist alles anders. Der Bischof Mutel, ein schöner freundlicher Kirchenherr, wie alle katholischen Priester im Osten mit prächtigem Bart, thront auf seiner Burg wie ein Herrscher. Er nahm mich überaus freundlich auf, führte mich zu den Aufsichtschwestern und half mir sogar persönlich bei den Messungen. Kinder etwa zweihundert, meist Mädchen, die ausgesetzt waren oder doch bei der Aufnahme sich in einem schrecklichen verwahrlosten Zustand befanden. Daher sind sie auch fast alle unnatürlich klein und dürrig. Siebzehnjährige sehen aus wie zwölf- oder dreizehnjährig. Die Kinder alle scheu. Auf Fragen antworten sie auch dem Bischof nur flüsternd und undeutlich, die Augen hartnäckig zu Boden geschlagen. Alle machen einen indolenten Eindruck. Ein fröhliches Gesicht sieht man nicht. Interessant war daher, was mir die Schwester über ein hübsches lebhaftes kleines Kind mit großen runden schwarzen Augen und dunkelblondem Haar erzählte, dessen Vater ein Europäer und dessen Mutter eine Japanerin ist. Dieses Kind ist von Grund aus von allen anderen verschieden. Es ist frisch, überaus lebhaft, klug, interessiert sich für alles und hat einen eigenen Kopf und Willen, so daß es eigentlich die anderen völlig tyrannisiert. Sollte das Blut doch einen solchen Ein-

fluß haben? Die Mädchen sind alle mit Spitzenklöppeln beschäftigt und werden in allerlei nützlichen Sachen unterrichtet, während man sie klugerweise nicht Französisch lehrt.

Söul, 30. April 1903.

Morgens wieder die Waisenhauskinder untersucht. Nachmittags nach Tschemulpo, Vorbereitungen für die Reise nach Norden getroffen.

Gestern abend beim amerikanischen Gefandten Allen. Er und seine Frau sind sehr liebenswürdige Menschen. Er kam ursprünglich als Missionsarzt nach China, machte sich dem Hofe bemerklich durch die prompte erfolgreiche Art, wie er im Jahr 1884 bei der Palastrevolution den Schwerverwundeten Min Yong Ik behandelte, wurde Hofarzt, nachher amerikanischer Gefandtschaftssekretär und schließlich U.S.A.-Minister.

Söul, 1. Mai 1903.

Heute hatte ich eine eigenartige Aufgabe. Der Bischof bat mich, die Knochen von mehreren Märtyrern zu bestimmen, da diese von jetzt an als Reliquien dienen sollen, nachdem sie in Rom eingegeben seien. Es waren vor sechzig Jahren ein Bischof und zwei Priester — zusammen also drei Männer — von den Koreanern hingerichtet worden. Die Leichen wurden in einer Kiste begraben. Bei der Ausgrabung nach vielen Jahren fanden sich nun auf einmal vier Leichen vor. Die vierte mußte offenbar von einem Koreaner stammen. Welche Knochen gehörten nun dem Koreaner und welche waren die der Franzosen! Einstweilen waren alle Gebeine in einer Krypte unter dem Chor der die ganze Stadt beherrschenden Kathedrale beigesetzt. Gestern war nun die Knochenkiste unter Feierlichkeit und Protokoll geöffnet worden und die Knochen auf einem Tisch hinter dem Chor sauber aufgestellt, um von mir und Dr. Wünsch inspiziert zu werden. Glücklicherweise war die Entscheidung über die Schädel sehr leicht,

da die Merkmale der mongolischen Rasse im Gesicht aufs deutlichste ausgeprägt waren. Es war mir von Interesse zu sehen, mit welcher aufrichtiger Andacht die Priester die Reliquien behandelten und wie über alles, was wir sagten, gewissenhaft Protokoll geführt wurde. Einen Halswirbel fanden wir, an dem der Schwerthieb deutlich sichtbar war.

Söul, 4. Mai 1903.

Wieder Messungen an Koreanern im amerikanischen Missionshospital.

Muß leider meinen Reiseplan ändern. Ich hatte vor, sobald als möglich nach der amerikanischen Goldmine Unsan abzureisen. Im vorigen Jahr hatte in meiner Gegenwart Leigh Hunt seinem Vertreter den Auftrag erteilt, mir eine komplette Expedition dorthin auszumieten. Leider aber ist nichts gerichtet. Beschließe daher, zunächst die Gegend der deutschen Goldmine Tankokai aufzufuchen.

Söul, 5. Mai 1903.

Bin abends zu einem kleinen Diner geladen, das der koreanische Kaiser für meinen alten Freund Weippert* zum Abschied geben läßt. Da infolge der Pocken der Hof noch völlig abgeschlossen ist, wurde dieses Diner statt im Palast in dem Hause für fremde Ehrengäste gegeben. Den Vorsitz führte General Min Yon Wan, bei allen Fremden angesehen, sehr sympathisch aussehend. Ferner waren anwesend sein Verwandter General Min An So. Er gilt als hervorragend schöner Mann, sein Gesicht wird mit dem Buddhas verglichen und das mit Recht. Denn ich habe selten einen solchen hübschen distinguierten Mann unter der mongolischen Rasse getroffen. Vor vier Jahren sah ich ihn in koreanischer Tracht, heute in europäischer. Er war kaum wieder zu erkennen, aber in beiden sah er gut aus. Ferner noch der stattliche Ko

* Deutscher Konsul in Söul

Hui Sun, Hofzeremonienmeister, den ich von Tokyo kenne, und zwei hohe koreanische Beamte, die keine fremde Sprache reden.

9. Mai 1903.

Aufbruch nach den Diamantbergen, zunächst nach der deutschen Goldmine in Tankokai. Zusammenfassung: Dr. Wünsch, sein Schüler Yi als Dolmetscher, Herr Baumann, meine Wenigkeit, mein Zeichner Takagi und der uns sehr warm empfohlene Reisediener Min Gun. Wir reiten und haben außerdem noch drei Packpferde. Eigenschaft der koreanischen Pferde ponyartig klein, aber ausdauernd.

Hinaus durchs Osttor — links das Grab der ermordeten Königin — Missionarsviertel — entlang einem höchst malerischen Berg, dessen wilde schwarze Granitspitzen scharf gegen die niederen welligen gelbroten oder weißlichen, mit kleinen Kiefern bestandenen Vorberge abstecken. Die ganze Landschaft besteht aus seeartigen Flächen, die sich offenbar früher ineinander entleerten.

Abends siebeneinhalb Uhr nach Überfretung eines Passes, müde bis in die Knochen, nach 180 Li = $42\frac{1}{2}$ km in Karugei.

Unterwegs Dolmen an vier Stellen.

Karugei, 11. Mai 1903.

Erträglich im mit Kang geheizten Zimmer geschlafen, vier Mann dicht aneinander, glücklicherweise weder von Flöhen noch von Wanzen geplagt. Die Wirtsleute, katholische Christen, freuen sich, daß Europäer kommen. Malerisches Bild beim Kien- und Kohlenfeuer, Kerzenlicht und Vollmond, alles gleichzeitig.

Tankokai, 12. Mai 1903.

Nach zweitägigem beschwerlichem Ritt und Marsch — unterwegs verschiedene Tumuli vermessen — trafen wir heute nachmittag bei schwerem Gewittersturm in Tankokai

ein. Es ist dies das Goldbergwerk des Korea-Syndikats. Herzlich empfangen von den Herren Bauer, Kögel, Paul. Gastliche Bewirtung.

Die Geschichte der deutschen Mine ist wenig erfreulich. Der deutsche Bergassessor hatte über den Wert von Tankokai eine falsche Diagnose gestellt und die jetzige englische Mine zurückgewiesen, die seinerzeit Wolter empfahl. Jetzt haben sie in Tankokai auf dem Kamm eines Berges eine Ader gefunden und bohren seitlich darauf in verschiedenen Höhen, um zu sehen, ob sie abbauwert ist.

Vier Tage lang Untersuchung und Messungen an koreanischen Minern. Die Herren vom Bergwerk leisten uns jede Hilfe, stellen ihr Büro zur Verfügung. Im ganzen fünfzig Mann genauest untersucht.

16. Mai 1903. Tankokai-Pomaiki, 75 Li.

Zu aller Erstaunen morgens herrlichstes Frühlingswetter. Nach den vielen Gewittern ist die Luft rein und frisch. Alle Pflanzen freuen sich und lachen, grünen und blühen. Die Azaleen und das lebhaft junge Grün der Laubbäume machen einen ganz anderen Eindruck als im Regen.

Erst eine Stunde den Weg, den wir kamen, zurück, wobei wir in einer halben Stunde den Fluß nicht weniger als fünfmal furten. Mittags Halt in einem Dorf. Die Straße eine Mistallee, aber Leute freundlich. Unendliche Varietät von Typ und Augen, relativ viel schiefäugige feine Gesichter, die unter den Bergleuten fast ganz fehlten.

Abends Quartier in einem miserablen Dörfchen. Wir müssen unsere Karawane fast auf das ganze Dorf verteilen, in einem Haus ein Mensch, im andern ein Pferd usw. Ging fast den ganzen Weg zu Fuß, im Gegensatz zu den andern.

17. Mai 1903. Pomaiki-Tschangansa (Diamantberge).

Am Morgen große Mühe, alles zusammenzutrommeln. Nach fünfstündigem anstrengendem ununterbrochenem Marsch treffen wir in Mokpae ein. Etwas essen, dann weiter,

immer wieder über Flüsse ohne Brücken, erst einen Paß hinauf, dann wieder hinab — zahlreiche Kuckucke, Elstern, Fafanen —, dann einem langweiligen Tal entlang, bis endlich ein größeres Dorf erreicht ist und wir gleich darauf, noch einmal den Fluß durchschwimmend, in einen reizenden Kiefern- und Tannenwald zwischen steilen Felswänden und einem rauschenden Bach mit Felsblöcken gelangen. Typische Vor-alpenlandschaft, aber durchaus nicht großartig, wie wir erwarteten. Die Schroffheit der Wände, die „pinnacles“ (Gipfel) nichts Besonderes. Dann gelangt man durch ein rotes Tor nach Tschangansa. Der Blick hier recht malerisch. Freundliche Aufnahme von seiten der Priester, die gekleidet sind wie andere Koreaner.

Tschangansa, 19. Mai 1903.

Gestern den ganzen Tag geregnet, im Mai, in dem es in Korea angeblich nie regnen soll! Der Eindruck hier ist nicht günstig. Die Mönche und Klosterschüler starren von Schmutz, die meisten sind zu bequem, ihren Schädel sich stets zu rasieren, und tragen die Haare wie ein Europäer kurz geschoren à la brosse, aber ohne jeden Versuch, sie zu pflegen oder zu kämmen. Der Gottesdienst wird völlig vernachlässigt, besteht hauptsächlich im Glockenschlagen, zehn Uhr vormittags, um Mitternacht und vier Uhr früh. Zuerst wird eine kleine Glocke vor einem Seitengebäude geschlagen, und zwar wie auch in Japan in immer schneller aufeinanderfolgenden Schlägen, bis ein Wirbel entsteht, dann wieder langsamer und langsamer. Nach kurzer Pause wiederholt sich dieselbe Musik. So mehrmals. Dann kommt die große Glocke an die Reihe. Der Priester hat nicht einmal ein Buch, wo er die Zeitperioden nachsehen kann, um auf unsere Frage nach der Geschichte des Tempels Auskunft zu geben.

Am 19. früh hört der Regen auf. Baumann muß nach Söul zurück. Wir drei übrigen reifen mit vier Trägern, da Pferde unmöglich, nach den Bergen. Zuerst aufwärts im Flußbett, über wilde Felsbrocken und auf fast lebensgefährlichen

glatten schiefen Blöcken, auf Händen und Füßen kletternd. Nach einer halben Stunde über den Fluß zu dem friedlich liegenden Tempel Pak hoa am — „am“ ist Nebentempel —, hinter dem eine Gruppe schöner Grabmäler sich befindet. Kurz zuvor Blick in einen wilden Cañon, ferner links einige ärmliche Gebäude, wo Nonnen haufen, gerade wie man sich die Wohnungen der Hexen im alten Märchen vorstellt. Bald darauf liegt höchst reizvoll am Eingang in den Cañon der große Klosterkomplex von Pio un sa. Alles ist hier sauberer und wohlhabender als in Tschangansa.

Freundliche Leute. Honigwasser mit Zirbelnüssen darin, Kuchen aus Honig mit geröstetem Reis und Nüssen. Pio un sa heißt wörtlich „das Kloster, wo man die Schriften lehrt“, aber in Wahrheit lehrt man die Jungen nicht einmal schreiben.

Von hier weiter nach Yuchömsa zu, dem dritten der Hauptklöster. Aber infolge des gestrigen Regens sind alle Brücken weggeschwemmt und die Bäche so geschwollen, daß wir den Weg durch den Cañon überhaupt nicht passieren können, sondern einen weiten Umweg über zwei Pässe machen und durch knietiefe Ströme waten müssen, um nach dem vier Kilometer entfernten Kloster Ma hai yan zu gelangen. Dieses liegt auf einem Hügel in einem großartig wilden Kessel, an dessen steilen Felsen noch Schneespuren sichtbar sind, und ist wegen seiner Lage das Herz der Diamantberge genannt. Wir übernachteten hier etwa 850 m hoch. Das Kloster ist klein, hat wenig Insaßen, die aber besonders streng und fromm sind und die uns im Gegensatz zu den andern Klöstern bitten, keine tierische Nahrung zu bereiten. Unser Unterkommen ist einfach, aber ausreichend, und die Zahl der Wanzen und Schaben bescheiden.

21. Mai 1903.

Nachdem das Wetter sich vorgestern derart gestaltete, daß es uns zu beschwerlicher Umkehr zwang, versuchen wir erneut unseren Vormarsch.

Nach dem ersten Paß ein wildes ödes Tal mit einer etwa

drei Meter hohen dreistöckigen Granitpagode, unter deren erstem Stock ein Granitbuddha in Lebensgröße sitzt. Früher hier ein Tempel. Was muß Buddha einst hier für eine Macht entfaltet haben, daß selbst an solchen Orten Tempel gebaut wurden! Oder standen früher hier Wälder? Jetzt überall Abbrennen bis auf die höchsten Pässe und dürftige Kulturen von Gerste und Kartoffeln. Bisher war der Weg sehr schlecht, jetzt nach Überfahren der Wasserscheide zum japanischen und Gelben Meer wird der Weg abwärts weit besser und freundlicher. Endlich kommen wir bei erträglichem Wetter nach Yuchömsa (770 m), nicht so malerisch wie Tschangansa und Piounsa, aber als Tempel weit großartiger und besser gehalten. Es ist dies die einzige wirklich stattliche derartige Anlage, die ich in Korea kenne.

Im Haupttempel bildet den Altar ein Baum, auf dem dreifüßig vergoldete Buddhafiguren stehen. Darunter winden sich drei Drachen. Der Tempel soll angeblich neun- und vierzigmal abgebrannt sein und man erwartet, daß er noch viermal abbrennt, da es — dreifüßig Buddhafiguren gibt!!

Die Priester und ihre Jungen sehen hier viel sauberer aus als an anderen Orten und der Oberbonze sieht sehr forsch und energisch, fast militärisch drein. Es stellt sich dann heraus, daß er früher als „Barbiiergehilfe“ in einem Laden des japanischen Stadtteils in Söul tätig war! Leben kann er daher kaum.

In der Frühe sofort bergauf über einen Paß, 1250 m hoch. Schon von 900 m an kommen wir über zahllose Schneeflächen, zum Teil viele Fuß dick, eine unerwartete Erscheinung für Ende Mai unter der Breite von Neapel. Ich dachte anfangs, der Schnee werde sich nur auf dem den sibirischen Winden ausgesetzten östlichen Abhang des Gebirges finden. Das war aber nicht der Fall. Nach Überfahren der Wasserscheide fanden wir dieselben Schneefelder. Es muß hier überhaupt ein schwerer Schneesturm niedergegangen sein. Denn zahllose Tannen und Taxus, von denen viele große Exemplare vorkommen, waren geborsten und verperrten den

Weg, wenn man den Namen Weg gebrauchen kann für einen meist im steilen Flußbett durch Sprung von Fels zu Fels oder durch Kriechen unter oder Klettern über Stämme begangenen Pfad. Ohne den Priester aus Tschangansa, der uns begleitete, wären wir überhaupt nicht vorwärts gekommen. Er war ein stummer schneidiger Bursche und lief barfuß in feinen Strohfandalen über Eis und Schnee und durch eiskaltes Wasser, ohne sich im geringsten unbehaglich zu fühlen.

23. Mai 1903. Tschangansa-Tongki, ca. 90 Li.

Heute ist Erwin Tokus Geburtstag. Hoffentlich verbringt er ihn gesund und vergnügt in Stuttgart.

Damit schließt unser Aufenthalt in den Diamantbergen: kein einziger ganz schöner Tag, viel Regen, daher Anschwollen aller Flüsse, daher viel Strapazen. Schade, daß ich die wirklich schöne Landschaft nicht genießen konnte. Bei derartigen Beschwerden lohnt sich die Reife von Söul in die Diamantberge, fünf Tage hin und ebensoviel zurück, kaum. Piounsa und seine Umgebung und namentlich der Cañon zwischen Piounsa und Mahaiyan ist in der Tat sehr schön, aber schließlich nicht schöner, als viele weit leichter erreichbare Szenen in Europa oder in Amerika. Wenn allerdings die Gegend einmal mit guten Straßen und Bahnen erschlossen wird, dann mag sie wundervolle Höhenluftkurorte abgeben. Aber wann? Piounsa bei schönem Wetter denke ich mir für mehrere Wochen ideal. Eines aber freut mich, daß ich mit meinen vierundfünfzig Jahren mich derartig einmarschierte, daß ich Müdigkeit überhaupt nicht mehr kenne und mich bei der einfachsten Nahrung vollkommen frisch fühle. Im Gegensatz zu meinen Reisegefährten genügte mir immer Reis mit Jam oder ähnliches. Kein Alkohol und wenig Tabak trugen wohl auch das ihrige dazu bei.

Söul, 27. Mai 1903.

Nach viertägigem intensivem Marich, diesmal bei brennendem Sonnenschein kamen wir heute um 4 Uhr in Söul an,

fonnverbrannt und über und über befaubt, aussehend wie reinste Räuberhäuptlinge.

Shinanogawa Maru, 3. Juni 1903.

Nach einem etwa einwöchentlichen Aufenthalt in Söul fuhr ich gestern mit dem ersten Zug nach Tichemulpo mit meinem Zeichner Takagi und Yi und dem Diener Min Gun, um nach Tichinampo und von da nach Unsan zu fahren.

Die Zeitungen aus Japan und aus Shanghai sind voll von aufregenden Nachrichten über die Vorgänge in Korea, von denen wir hier an Ort und Stelle nichts hören. Bei der russischen Holzkonzession im Norden, nahe der Gegend, die ich besuchen will, sollen massenhaft als Arbeiter verkleidete Soldaten Verwendung finden. Dies ist nicht ausgeschlossen.

Es heißt weiter, daß die Russen auch in der Mandschurei, nördlich vom Yalu, Truppen konzentrieren. Auch soll Rußland den Chinesen in der Mandschurei allerlei abtrotzen, und China soll erklärt haben, es könne die „offene Tür“ für Niutschwang und Mukden nicht garantieren, worauf die U.S.A. ihrerseits Protest erhoben. Das Schlimmste ist, daß man nichts Sicheres erfährt.

Außer meiner Begleitung hat der Kapitän den japanischen Postmeister von Tichinampo an Bord. Dieser reist, von einem scharf bewaffneten Polizisten begleitet, nach Widſchu am Yalu, angeblich um dort nach der Post zu sehen, in Wahrheit aber, um festzustellen, was die Russen in ihrer Konzession machen, durch die der Weg führt.

Eigentlich ein recht keckes Unternehmen, mit dieser Nußschale 160 Meilen durch ein gefährliches leuchtturmloses Meer von Tichinampo nach Andſchu zu fahren. Glücklicherweise Mondſchein.

6. Juni 1903.

Um vier Uhr fahren wir in die gemeinsame Mündung des Tichang yang gang und Pakſichön gang ein, wohlbebaute Ufer mit Dämmen gegen das Meer. Die Häuser haben hier

Schornsteine am Giebel, und zwar von Holz mit Stroh umwickelt, da sie nur für den funkenlosen Rauch des Kang bestimmt sind. — Um sechs Uhr kommen die höchst malerischen großen Mauern und Tore der Stadt Andſchu in Sicht. Wir fahren in etwa fünfviertel Stunden nach dem der Oriental Consolidated Mining Co. gehörigen Hause. Dieses ist primitiv, koreanisch, Essen, Trinken, alles ganz außerordentlich einfach. Die Gesellschaft hat zusammen mit der Regierung eine Fahrstraße nach den 35 Meilen entfernten Minen gebaut und befährt diese mit Mäulern, aber der Haupttransport geht zu Wasser bis wenige Meilen vor den Minen.

Abfahrt in aller Frühe. Kapitän Barstow fährt den vierfüßigen Jagdwagen, in dem ich Platz nehme, Takagi kommt in einem Buggy, Min Gun und Yi in maultierbespannten federlosen Karren, die zugleich Silbergeld und die Post befördern. Schöne frische Morgenluft. Der Weg ist derart, daß ich geschüttelt werde, wie es mir in meinem Leben nur in den Hinterwäldern Amerikas passierte. Barstow kutschierte selbst, neun Stunden lang ununterbrochen. Ofters Flüsse gefurtert. Mittag in dem der Gesellschaft gehörigen Haus am Kuriong-Fluß. Außerst einfaches Mittagessen. Man läßt Reis aus dem koreanischen Wirtshaus holen und öffnet dazu eine Büchse Corned Beef. Nachher Konserven, Früchte, Getränk Kakao. So einfache Nahrung ist gesund. Wir Deutschen essen und trinken viel zu viel.

Nachmittags weiter. Wieder öfters über den Fluß. Brücken schwach, für den Wagen unbrauchbar. Übrigens nehmen die Koreaner ihre Brücken weg, sobald es längere Zeit regnet. Also gerade zur jetzigen Zeit. — Rechts von uns klettern die Zinnenmauern der Stadt Yöng pion, der Distrikthauptstadt, malerisch die Berge hinauf und hinab. Plötzlich liegt vor uns in einem engen Tal ein Dorf mit einer einen gewaltigen Lärm verführenden großen Quarzmühle: die erste amerikanische Mine von Tichittabalby (richtiger Tichiribalby), von den Koreanern mit ungenügenden Mitteln vor langer Zeit bearbeitet. Die Gesellschaft besitzt fünf solcher Minen.

Gaßliche Aufnahme. Auch hier erstaunlich einfache Lebensweise.

Puktschin, Unsan Minen, 8. Juni 1903.

In der Frühe wieder zu Wagen ab mit Kapitän Barstow in vier Stunden nach Puktschin, dem Zentrum des eigentlichen Minendistriktes. Dies ist ein uraltes Dorf, wo schon lange Gold gewaschen wird. An mehreren Orten dolmenartige Steinplatten, die genauer untersucht werden sollten. Rechts Häufersgruppen mit heißen Quellen. In Puktschin werde ich vom Direktor Mesewe und seiner Frau sehr liebenswürdig aufgenommen und als Gast in seinem Hause eingeladen. Puktschin bildet fast ein Dorf mit Tarakol (4 Li) und Taibani, den beiden wichtigsten Minen. Namentlich Tarakol hat eine große Goldader. Es ist hier eine Quarzmühle und Amalgame mit achtzig Stempeln eingerichtet. Jeder Stempel wiegt tausend Pfund und fällt hundertmal in der Minute. Wenn man zwischen diesen zu je zehn in einer Abteilung arbeitenden Mühlen steht, so macht der Fall der in einer Sekunde auf den harten Quarz donnernden sechzehn Stempel einen betäubenden Lärm. Als ich sprechen wollte, erschrak ich. Denn ich fand plötzlich, daß ich abfolot, aber abfolot stimmlos geworden war. Man muß dies selbst erlebt haben, um den geradezu unheimlichen Eindruck zu verstehen, der einen überkommt, wenn man auf einmal die Empfindung hat, die Sprache verloren zu haben. Es ist eben nicht so, daß man wie bei einem gewöhnlichen Lärm sich selbst wenigstens hört. Man fühlt nicht, daß man spricht, sondern empfindet nur die mechanischen Bewegungen des Mundes, ohne daß ein Laut daraus ertönt. Ich fühlte mich unbefriedigend erleichtert, als ich meine Stimme im Freien wiederfand.

In den Minen sind siebzig Weiße, meist Amerikaner, siebzig Japaner, fünfhundert Chinesen und (Holzhauer ufw. eingerechnet) fünftausend Koreaner beschäftigt. Die Konzession umfaßt fünfhundert englische Quadratmeilen und die Amerikaner üben hier Polizei, Gerichtsamt ufw. selbständig aus.

Dadurch, daß den Koreanern hier nicht wie anderwärts von den Beamten ihr fauer erworbenes Geld geraubt wird, fühlen sie sich sicher. Überall bemerkt man Zeichen von Wohlhabenheit, die anderwärts nicht sichtbar sind. Neue Häuser schießen aus der Erde. Im ganzen wohnen innerhalb der Konzession 25 000—30 000 Menschen.

Puktschin, Unsan Minen, 10. Juni 1903.

Erfreulicher Fortgang meiner anthropologischen Arbeiten. Herr Mesewe, der Direktor, tut alles, was er kann, mir die Sache zu erleichtern. Untersuchungen im Office des Arztes. Die Koreaner sind hier nicht so verschieden von denen in Süul, als ich nach der allgemeinen Angabe erwartete, wenigstens nicht körperlich. Im Charakter sollen sie angeblich viel energischer und forchtiger sein, auch kampfluftiger.

Mesewe ist ein magerer verwitterter aussehender Mann von etwa vierzig Jahren, aber sehr zäh und von einem eisernen Willen, was man ihm nicht ansieht. Er führt ein strenges Regiment und ist daher, wie ich glaube, nicht populär. Seine Stellung ist nicht leicht, aber er scheint der richtige Mann für hier zu sein. Er hält sich von seinen sämtlichen Untergebenen sozial völlig fern, hat niemals einen von ihnen als Gast zu sich eingeladen.

Die Koreaner fangen schon an zu streiken, da es ihnen hier besser geht, als sie sonst gewohnt sind, und sie mehr Selbständigkeit genießen. Während meiner Anwesenheit brach ein Streik unter den koreanischen Arbeitern an dem Kanal und Deich aus, der für die neue elektrische Anlage gebaut wird. Mesewe erklärt, er werde unter keinen Umständen nachgeben. Die Frage ist nur, ob die Koreaner mit der Zeit sich noch nach Belieben dirigieren lassen. Die Direktoren haben großes Vertrauen in die Minen. Dies geht schon aus der erwähnten elektrischen Anlage hervor, die eben begonnen ist und die einen fünf englische Meilen langen Kanal und ein großes Stauwerk für einen See von fast zweihundert Hektaren umfaßt.

Meine Absicht war, am 13. Juni abzureifen, aber gerade an diesem Tag traf ich bei Mesewe den Landrat von Unfan, den Oberst Hiun, und seinen vortrefflich Englisch sprechenden Sohn, der acht Jahre in Amerika war. Hiun ist einer der fortschrittlichsten Koreaner und sieht in seiner Uniform fast europäisch aus. Ich frug ihn, ob in der Nähe nicht Dolmen vorkämen, ich hätte auf dem Herweg an der Straße verschiedene derartige Gebilde gesehen. Er befestigte meine Vermutung, und zwar sollen welche ganz in der Nähe von Puktschin existieren. Er erbot sich sogar selbst mitzugehen und einen der Dolmen aufgraben zu lassen. Höchst erfreut hierüber machten wir uns denn nachmittags auf den Weg. Jenseits von Puktschin findet sich dicht nördlich an der Straße eine Gruppe von achtzehn meist zerfallenen oder zerstörten Dolmen. Herr Hiun ließ Arbeiter kommen, mit großer Mühe die Steinplatten von dem besterhaltenen Dolmen entfernen und dann in der Kammer graben. Wir folgten alle mit größter Spannung — aber man fand nichts, weder Knochen, noch Waffen, noch Tonware, noch Schmuck. Freilich bin ich nicht ganz sicher, ob tief genug graben wurde. Hiun versicherte aber, sobald man aus einer sandig erdigen in eine lehmige Schicht kam, jetzt sei keine Aussicht mehr auf Funde vorhanden. Sollten am Ende die Dolmen früher schon ausgeraubt oder nur Opferstätten gewesen sein?

Am 14. morgens reise ich mit Hiun und dem Dolmetscher Kim im „Backboard“ von Puktschin ab nach Tschittabalby, den Rückweg nach Sül antretend, während Takagi, Yi und der Diener auf Pferden vorausgeschickt wurden. Es stellte sich heraus, daß innerhalb zwei Kilometern von Puktschin sich im ganzen nicht weniger als dreiundsechzig Dolmen befinden, freilich keines völlig erhalten, wohl das größte Dolmenfeld in Ostasien.

Herr Hiun hatte schon von einem großen Höhlengrab in der Nähe von Tschittabalby gesprochen, das viertausend Jahre alt sei. Wir geben uns dort für den folgenden Morgen Rendez-vous. Herr Taylor aus Tschittabalby schloß sich uns

an. Bei unserm Dahinreiten sahen wir zunächst etwas, was wie ein Steinhaufen im Grünen ausah, sich aber bald als ein großartiges Grabmonument entpuppte. Es heißt Kaiserliches Grab und das Flußtal zu Füßen heißt Tschepion, d. h. Kaiserliches Feld, der Fluß Kuriong heißt hier auch Pfeilfluß, weil dort angeblich nach den zahllosen hier stattgehabten Kämpfen große Mengen von Pfeilspitzen gefunden wurden. Das Grab soll dasjenige des Weiman sein, der vor zweitausend Jahren hier ein Reich gründete. Es war ein offenbar ursprünglich pyramidal gestalteter Bau, oben mit zahllosen glatten Flußsteinen bedeckt. Es ist genau orientiert und von N. S. fünfundzwanzig Meter und von O. W. zwanzig Meter groß. In der Mitte ist es eingefunken und es wächst ein Baum zwischen den Steinen. Wahrscheinlich ist das Grab einmal geöffnet worden. Nördlich daran schließt sich ein kleiner Hügel mit einer drei Meter tiefen, dreieinhalb Meter langen und breiten wohlgemauerten Gruft, in die man durch eine eben einen Mann durchlassende Öffnung hinabsteigen kann. Dies soll ein Ort gewesen sein, wo die Wächter des Grabes sich aufhielten und von wo ein Gang ins eigentliche Grab führte (?). In diesem darf jedoch nicht ohne Erlaubnis von Sül gegraben werden. Dagegen erlaubt Hiun Grabungen im Gewölbe, und diese will Herr Taylor ausführen und mir darüber berichten. Auch will er die Dolmen bei Tschittabalby öffnen lassen.

Auf einem Hügel gleich östlich davon ist ein genau ebenso gebautes, aber in Ost—West-Richtung doppelt so langes Grab, ohne ein Gewölbe daneben. Dies wird vom Volk als das Grab von Weimans Pferd bezeichnet. Nach anderer Ansicht hat man hier die Diener lebend begraben. Am liebsten wäre ich selber einige Tage länger geblieben, aber ich wollte doch den Dampfer in Tschinampo rechtzeitig erreichen und gab daher Herrn Taylor Anleitung über das, worauf er zu achten hätte. Hiun, der dabei war, versprach jede mögliche Unterstützung.

Söul, 23. Juni 1903.

Nach einwöchigem Heimmarsch durch das Innere Koreas gelangten wir mit einigen Schwierigkeiten und Verspätungen schließlich von Tschinampo über Tschemulpo heute abend glücklich wieder nach Söul, vollzählig, mit meinem Zeichner, Koch und Diener. Ich hoffe, das reiche gewonnene Material bald verarbeiten zu können.

Söul, 24. Juni 1903.

Heute interessante Konfultation. I Yong Ik ist der mächtigste Mann in Korea, hat dementsprechend viele Feinde. Vor einigen Monaten verlangten seine Kollegen im Ministerium vom König, daß er ihn nicht nur aller seiner Ämter beraube, sondern ihn köpfen lasse. I Yong Ik war, als dies geschah, gerade im Palaß, während seine Gegner im Vorhof warteten, um vom Kaiser empfangen zu werden. Sie kampierten, errichteten nach dem in solchen Fällen üblichen Brauch ein Zelt im Vorhof und übernachteten dort, um ihrem Opfer keine Gelegenheit zum Entrinnen zu geben. Dieser aber jammerte die ganze Nacht über vor dem Zimmer des Kaisers. Er klagte ihm, er sei sein einziger uneigennütziger Diener — was wahr zu sein scheint, da er sich nicht bereichert hat. Der Kaiser empfing ihn jedoch nicht. Er ließ ihn zwar nicht köpfen, aber er beraubte ihn seiner sämtlichen Ämter. So blieb I Yong Ik im Palaße. Denn diesen verlassen, hätte seinen Tod bedeutet. Bald darauf zog der Kaiser von seinem Palaß zu einem Tempel am andern Ende der Palaßanlagen. Der Weg führte an der russischen Gesandtschaft vorbei. I Yong Ik schloß sich der Prozession an. Als man sich nun in der Nähe der russischen Gesandtschaft befand, schlüpfte er rasch durch ein offenes Gärtchen in diese und stellte sich unter den Schutz der Russen, die ihn auch freundlich aufnahmen. Er ahmte damit nur seinen hohen Herrn nach, der ja nach der Ermordung der Kaiserin durch die Japaner seinerzeit sich auf die russische Gesandtschaft flüchtete. Waeber, damals

noch Gefandter, und der Geschäftsträger Stein brachten ihn nach Tschemulpo und von da auf einem russischen Kriegsschiff nach Port Arthur. Nachdem inzwischen Waeber eine Veröhnung der feindlichen Elemente erreicht hatte und I Yong Ik Sicherheit und eine wichtige Stellung garantiert war, brachte man ihn zurück. Und bald war er wieder der mächtigste Mann beim Kaiser. Wenn aber die Russen glaubten, an ihm eine feste Stütze zu haben, so täuschten sie sich. Ik ließ sich mit den Japanern ein.

Vor einem Monat nun, während Dr. Wünsch mit mir in den Diamantbergen war, erkrankte Ik an schwerem Erysipel, und da Wünsch nicht zu erreichen war, brachte man ihn in das Hospital des japanischen Marinearztes Wada, wo er noch nicht außer Gefahr war, als der Versuch gemacht wurde, ihn im Hospital in die Luft zu sprengen. Das Attentat mißlang, aber Ik wurde jetzt in seine Wohnung verbracht. Es geht ihm aber immer noch nicht gut, Dr. Wada bat mich daher, mein Urteil abzugeben. I Yong Ik wohnt in einer Seitengasse in der Nähe des Palaßes. Der Zugang ist schmutzig, die Gasse derart schmal, daß zwei Wagen nicht aneinander vorbeikommen. Nahe dem Tore liegen Misthaufen. Zuerst tritt man in einen querlaufenden engen Hof, an dessen dem Besucher zublickender Mauer an einem Seile Wäsche, vornehmlich Strümpfe, zum Trocknen aufgehängt ist. Links ist eine von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett bewachte enge niedrige Türe, durch die man in den eigentlichen kleinen Vorraum tritt. Alles voll Bewaffneter. Wir werden von koreanischen Beamten und Dr. Wada empfangen und werden gleich in das kleine Zimmer des Patienten geführt, der auf Wattedecken auf dem Boden liegt. Er ist ein überaus kräftig gebauter Mann. Früher soll er sehr dick gewesen sein, jetzt ist er durch die schwere Krankheit abgemagert. Sein Gesicht ist lang, schmal, ziemlich fein, fast europäisch, wozu namentlich die hohe schmale Nase und der ziemlich volle grauschwarze Bart beiträgt. Seine Hände sind auffallend schön, schmal, weiß, durchaus aristokratisch. Man kann sich schwer entschließen

zu glauben, daß er einmal Kuli war, wie behauptet wird. Sein Zustand ist nicht unbedenklich, aber ich denke doch, daß er durchkommt, wenn es nicht einem seiner zahlreichen Feinde gelingt, ihm ein Pülverchen ins Essen zu schmuggeln.

An Bord der San Maru, zwischen Tschemulpo und Tschifu, 3. Juli 1903.

Ich entschließe mich, von hier aus nach Tschifu und Tientfin weiterzufahren und einen Abstecher nach Peking und Tjingtau zu machen.

Somit verlasse ich Korea nach mehr als zweimonatlichem Aufenthalt, wohl für immer. Ich hoffe nun in der Lage zu sein, erstmals ein richtiges Bild der koreanischen Rasse geben zu können. Das Reisen im Innern hat seine großen Unannehmlichkeiten und Beschwerden, andererseits ist das Land hübsch und das Klima geradezu ausgezeichnet. Und überall kamen mir die Fremden jeder Nationalität mit größter Freundlichkeit entgegen.

Die Koreaner sind ein an sich gutmütiges Volk, aber halb zugrunde regiert von einem schwächlichen Hofe und einer verkommenen räuberischen Beamtenchaft. Was sie brauchen, ist eine gesunde Regierung. Für das Volk wäre es am besten, wenn Japan das Land einfach übernehme. Das Beispiel der tätigen Japaner müßte anspornend wirken, während die Russen das Land nie assimilierten, sondern nur als politische Vorburg betrachten würden.

Vor Tschifu, 4. Juli 1903.

Früh sechs Uhr passieren wir Wei hai wei. Gegen neun Uhr nähern wir uns Tschifu. Hier bietet sich der imposante Anblick des versammelten amerikanischen Ostasien-Geschwaders in vollstem Flaggenornat zur Feier des 4. Juli, den sie mit dem Kanonendonner ihrer zwölf Kriegsschiffe salutieren.

Tschifu ist eine freundlich aussehende Stadt, aber sie macht

auf mich einen ganz anderen Eindruck als die sonstigen Städte Ostasiens. Sie sieht, ich möchte fast sagen, altholländisch aus, erinnert mich an Point de Galle in Ceylon. Sie hat etwas Ruhiges, Behagliches. Hübscher Hügel, auf dem die meisten Konsulate und öffentlichen Gebäude liegen, und die Geschäftsstraßen am Fuße sind freundlich fauber.

Unser Aufenthalt ist sehr kurz. Übrigens sollen gestern abend betrunkene amerikanische Soldaten ein russisches Lokal zerstört haben. Die Russen werden sich jedoch wohl hüten, den Vorfall zu verfolgen. Denn sie haben schon ohnehin alle Hände voll. Es schwirren wieder sehr bedenkliche politische Gerüchte in der Luft. Etwas Wahres muß daran sein. Vor drei Wochen, nach der Ankunft Waebers in Petersburg und nach dem Besuch des russischen Kriegsministers Kuropatkin in Japan, verlangte der russische Gesandte in Söul eine Audienz beim Kaiser. Diese wurde ihm aber unter nichtigem Vorwand verweigert. Er reiste darauf sofort nach Port Arthur, wo jetzt Konferenzen zwischen den verschiedenen russischen Machthabern in Ostasien stattfinden. Über ihr Resultat machte neulich der deutsche Gesandte in Söul allerlei geheimnisvolle Andeutungen. Darnach will von jetzt ab Rußland in Korea eine energische Politik befolgen. Dies scheint auch der Fall zu sein. Denn in Tschemulpo hörte man schon von dem unmittelbar bevorstehenden Krieg. Nun, so weit wird es ja hoffentlich nicht kommen.

Gelbes Meer, 13. Juli 1903.

Nach einem interessanten fünftägigen Aufenthalt in Peking, wobei ich meine Beobachtungen der Nordchinesen und Mandchus nochmals überprüfe, besteige ich das Dampferchen der Hapag. Zunächst den Peiho hinab nach Taku. Peiho heißt „weißer Fluß“. Sein Weiß ist eine dicke fast ziegelrote Brühe, nur wenig abstechend gegen das Gelb des Landes und die Hütten und die Staubschicht, die über allem lagert. Hier haben alle Länder ihre Konzessionen. Auf dem linken Ufer befinden sich die englischen, weiter dem Meere zu die

japanische. Rechts dagegen sind Deutsche und Franzosen. Seltsam berühren einen ihre friedlich nebeneinander flatternden Fahnen auf einem Landungssteig. Wir kommen ohne Aufenthalt über die berühmte „Barre“. Im Friedensvertrag ist gefordert, daß diese beseitigt werden soll. Aber die Chinesen wären recht töricht, wenn sie sich damit beeilten, um lediglich den großen fremden Kriegsschiffen Gelegenheit zu geben, tiefer in ihr Land einzudringen. Denn für ihre Bedürfnisse genügen Schiffe, die jederzeit die Sandbank passieren. Die berühmten Taku-Forts sind als Erdklumpen sichtbar. Alles grau in grau. Die Häuser bestehen alle aus Erde, Mauern sowohl als Dächer, deren Stroh mit Lehm bedeckt ist. Der Boden hat dieselbe graugelbe Farbe. Man kann sich nichts Öderes, Traurigeres denken.

Alles in allem: die Gegend von Taku ist trostlos, über alle Maßen trostlos!

Mittags laufen wir in den Hafen von Tschifu ein. Der Unterschied gegen Peking ist groß. Hier ist es selbst mittags erträglich. Das Meer prächtig klar, zum Baden einladend. Es hat feinen Grund, warum der Ort als Sommeraufenthalt beliebt ist.

Mit einbrechender Dunkelheit passierten wir Wei hai wei. Morgens ist Land sichtbar und über Mittag kommt der Laifchan, das bekannte farbige Gebirge in Schantung, in Sicht. Darauf folgt der Prinz Heinrichsberg und um vier Uhr fahren wir in die Außenreedee von Tsingtau, der deutschen Besitzung ein.

Tsingtau, 15.—27. Juli 1903.

Der erste Anblick von Tsingtau ist für den Reisenden in Ostasien eine Überraschung. Im Grunde einer freundlichen malerisch gegliederten Bucht liegt am Fuße von teils grauen, teils roten, teils mit Grün bedeckten Bergen scheinbar regellos gebaut eine saubere lachende Stadt, mit Häusern meist im Villenstil. Da und dort größere Gebäude, Kasernen, Lazarette. Der Hafen ist schiffsleer. Und wie eine Handelsstadt

sieht Tsingtau vorläufig noch nicht aus. Es führt zwar ein schöner langer Pier weit ins Meer hinaus, aber mit Ausnahme einiger chinesischer Polizisten ist kein Mensch zu sehen. Was ich eben Hafen nannte, ist eigentlich nur eine Reede, in der gewöhnlich starke Dünung steht und die überhaupt nur für mittelgroße Schiffe bestimmt ist. Der eigentliche „große Hafen“ wird eben im Norden der Stadt jenseits der sich südwestlich von der Stadt erstreckenden Landzunge mit enormen Kosten gebaut.

Kaiser Wilhelm-Ufer schön breit, einzelne Handelshäuser, Bank, Hotel Prinz Heinrich, gut und nicht teuer. Wohne bei Dr. Crusen, dem Oberrichter, den ich von Japan her kenne.

Großartige Anlage von Tsingtau. Die Einfuhr hat zwar sehr zugenommen, betrifft aber ausschließlich japanische Waren, die direkt an Chinesen gehen. Die deutschen Großfirmen machen vorläufig keine Geschäfte und sehen die Zukunft Tsingtaus ein wenig trüb an. Dabei sind jetzt schon etwa sechzig Millionen ausgegeben.

Wegen des Sommerfrischenklimas und des schönen Badestrands wird Tsingtau wohl ein beliebter Badeort für Shanghai werden. Eine böse Zunge behauptete zwar, es seien zwölf Badegäste. Wenn Tsingtau ein Badeort sei, so koste jeder Gast fünf Millionen Mark.

Die Chinesen sagen, sie verstehen nicht, daß die Deutschen so großartig bauen, da sie das Land doch nur gemietet haben und die Chinesen dieses nach Ablauf der Zeit jedenfalls wieder übernehmen werden. In Deutschland und auch in Tsingtau lächelt man begreiflicherweise darüber. Aber wer weiß, ob nicht China länger besteht als das Deutsche Reich! Es hat schon so viele mächtige Staaten „überdauert“, und die Zukunft Deutschlands als eines großen Reiches scheint mir sehr bedroht!

Chinesen in Schantung, Polizisten, schlanker Menschenschlag. Im Gefängnis: zufriedene Gefangene, größtenteils Verbrecher aus Not, werden ganz tüchtige Menschen, sobald sie ein ehrliches Auskommen haben können. Dieselben Er-

fahrungen der Russen in der Mandchurei mit den fogenannten Räubern.

Werde allerseits überaus gastfreundlich aufgenommen, Gouverneur Truppel, Kapitän Funke, Generaloberarzt König usw.

29. Juli 1903.

Hätte eigentlich von Tſingtau mit Postdampfer zurück nach Shanghai müssen, von da Anschluß nach Yokohama. Ich nehme daher die Einladung von Kapitän Hoffmann gerne an, auf seinem Kreuzer „Seeadler“ direkt nach Kobe zu fahren. Glänzende Fahrt. Sehr liebenswürdige Offiziere.

KIAUTSCHOU

Aus einem Schreiben an eine deutsche Zeitung aus dem Jahre 1906

... Die deutschen Kaufleute ebenso wie die Ingenieure und Techniker in Tſingtau sehen die Zukunft der Kolonie recht trüb an. Sie sagen das nicht öffentlich, weil sie alle mehr oder minder mit der Regierung in Beziehung stehen, aber im Privatverkehr machen sie kein Hehl daraus. Auch hört man manches bittere Wort darüber, daß der deutsche Kaufmann in den englischen Kolonien besser behandelt wird als in den deutschen. Der jetzige Gouverneur tut zwar sein Bestes, um in dieser Hinsicht Abhilfe zu schaffen, aber er kann ein eingewurzelt System nicht ändern, und solange Tſingtau überwiegend Garnisonstadt ist, wird bei den in Deutschland einmal herrschenden Anschauungen der Kaufmann nie die Rolle spielen, zu welcher er in einem Handelsemporium berechtigt ist, und als ein werdendes solches wird uns doch Tſingtau immer dargestellt.

Das alles war vor dem russisch-japanischen Krieg. Dieser hat aber die Verhältnisse in Ostasien ganz und gar zuungunsten unseres Pachtgebietes verschoben. Vielleicht mag dieser Schaden vom Standpunkt der großen deutschen Politik aus durch die schwere Niederlage der Russen als des Alliierten

der Franzosen mehr als aufgehoben werden. Aber Kiautschou hat jedenfalls seine Wichtigkeit eingebüßt. Es erfüllt nicht seinen Zweck als Stützpunkt unserer Flotte.

Denn erstens können wir, da wir doch alle unsere guten Kriegsschiffe für alle Eventualitäten in der Nähe der Heimat belassen müssen, keine nennenswerte Flotte in Ostasien unterhalten, und zweitens wäre diese im Kriegsfall in Tſingtau nicht geschützt, ja sie wäre total von Deutschland abgeschlossen, d. h. wir können in Tſingtau bleiben nur durch japanische Duldung. Das aber ist eines großen Reiches unwürdig!

Wie die Dinge einmal liegen, ist Kiautschou für Deutschland nur ein Gegenstand der Verlegenheit. Da muß man sich doch fragen: hat es Sinn, noch jedes Jahr ein Dutzend oder mehr Millionen dort ins Wasser zu werfen? Und was die Forderung von 2 Millionen für Befestigungen betrifft, so klingt sie fast wie Ironie. Von jeher hat man die Kosten einer Festung in Tſingtau auf mindestens 60 Millionen geschätzt. Was sollen da 2 Millionen? Wenn aber die Forderung nur dazu dienen soll, den Schein zu wahren oder wie der Chinese sagt, das „Gesicht zu retten“, so ist das denn doch etwas zu teuer bezahlt. Besser wäre es, der unerfreulichen Wahrheit fest ins Gesicht zu sehen und die logischen Konsequenzen zu ziehen.

Ließe es sich mit guter Art machen, so wäre es das Beste, das Pachtgebiet den Chinesen gegen Ersatz der Kosten zurückzugeben. Es wäre dies freilich ein harter Bissen für unsere Eitelkeit, nachdem die ostasiatische Weltpolitik mit so viel theatralischem Lärm in Szene gesetzt wurde, aber immer noch besser so als anders. Denn bis zum Ende unserer Pachtzeit können wir es doch nicht behalten.

Tatsache ist, Deutschland baut einen bequemen Hafen, baut Docks und Landungsstellen, baut Eisenbahnen, und Japan reißt den Handel an sich und hat den Nutzen. Übelnehmen kann man den Japanern das nicht, sie wären von ihrem Standpunkt aus töricht, wenn sie die Gelegenheit nicht

benutzten. Früher sagte man, wenn jemand umfonst für andere arbeitete: travailler pour le roi de Prusse! Wozu soll in Kiautschou der roi de Prusse für l'empereur du Japon arbeiten?

VOM KAMPF DES NEU-JAPANISCHEN REICHES UM SEINE WELTGELTUNG

DER DROHENDE KRIEG

September 1903 bis Februar 1904

Die deutschfeindliche Stimmung in Japan und ihre Urfachen

Die nachstehenden Ausführungen sind einer Abhandlung entnommen, die 1906 nach der Rückkehr aus Japan verfaßt, einer führenden deutschen Zeitung zur Veröffentlichung angeboten, aber von dieser aus politischen Bedenken abgelehnt wurde. Zeitlich gehören sie demnach an den Schluß des Bandes, inhaltlich jedoch gewähren sie eine zusammenfassende Rückschau über die Beziehungen zwischen Deutschland und Japan, sind daher gerade geeignet, das Verständnis für die hier folgenden Meinungs- und Stimmungsniederschläge des Tagebuchs zu erschließen.

... Angesichts des zur Zeit tief eingewurzelten Mißtrauens, ja dieses förmlichen Hasses gegen Deutschland in Japan, ist es für uns von grundsätzlicher Interesse, deren Quellen zu erforschen. Wir lesen zwar in der deutschen Presse vielfach die Zornesausbrüche der japanischen Blätter übersetzt oder registriert, aber eine Analyse ihrer tieferen Urfachen wurde leider noch nicht gegeben, ja nicht einmal versucht. Und doch ist eine solche die Grundbedingung, um das sonderbare Phänomen zu verstehen, sonderbar schon deshalb, da Deutschland noch vor zwei Jahrzehnten sich dort großer Beliebtheit erfreute. Nichts liegt da näher als die Frage, wie ein derartiger Umschwung möglich war. Eine Klarstellung in dieser Beziehung liegt in unserem eigensten Interesse, auf die Gefahr hin, daß dabei „unliebsame Dinge“ für manche Stellen zur Sprache kommen. Denn bei der Stellung, die Japan nun einmal heute in der Welt einnimmt, muß uns daran gelegen

sein, gute Beziehungen zu ihm zu unterhalten und etwaige Mißverständnisse zu beseitigen. Damit wir dies jedoch vermögen, müssen wir zunächst den Standpunkt der Japaner, müssen wir erst ihren Gedankengang kennen lernen. Diesem hat ein japanischer Staatsmann* gelegentlich eines Gespräches in folgender Weise Ausdruck gegeben:

„Ich gebe zu, daß die heftigen Presseartikel gegen Deutschland sehr bedauerlich sind. Und es versteht sich, daß die Regierung sie nicht billigt. Aber man sollte doch in Ihrer Heimat auch nicht vergessen, daß Japan wirklich mit einer bedeutenden Rechnung gegen Deutschland aufzuwarten hat. Früher hatten wir die lebhaftesten Sympathien für Deutschland und nahmen es in vieler Hinsicht zu unserem Vorbild und Lehrer. Und doch mußten wir erleben, daß nach unserem siegreichen Krieg gegen China unser vermeintlicher Freund sich mit Rußland und Frankreich verbündete, um uns die sauer erworbenen Früchte unseres Sieges zu entreißen. Daß Rußland, unser natürlicher Gegner in Ostasien, Einsprache erhob, fanden wir begreiflich, ebenso daß Frankreich die Seite seines Alliierten ergriff. Aber die durch nichts in unserem Benehmen berechnete feindliche Haltung Deutschlands mußte uns als eine schwere, ja geradezu herausfordernde Beleidigung und als eine durch nichts zu rechtfertigende Einmischung in unsere eigenen Angelegenheiten erscheinen. Das kann Japan Deutschland nicht so bald vergessen, so wenig, als ihm die Russen sein Verhalten auf dem Berliner Kongreß vergessen haben. Dazu kam bald noch ein Vorfall, der bewies, daß die deutsche Regierung sich bei ihrem Auftreten nicht bloß von politischen Gründen leiten ließ, sondern daß persönliche, offen zur Schau getragene Antipathien gegen uns eine wesentliche Rolle spielten.

„Der deutsche Kaiser malte ein Bild, auf welchem er die heiligsten Güter der europäischen Zivilisation durch die Mongolen bedroht erklärte. Daß in diesem Falle gerade wir

* Fürst Ito

Japaner insbesondere damit gemeint sind, unterliegt keinem Zweifel. Denn nicht das ohnmächtige China, sondern Japan, die aufsteigende Macht, war bedrohlich. Und in diesem Bilde Ihres Kaisers sind wir in der edlen Rolle von ‚Mordbrennern‘ dargestellt. Jedermann weiß nun, daß die deutsche auswärtige Politik mit der Person des Kaisers identisch ist. Da kann es doch wahrlich nicht wundernehmen, daß das japanische Volk ein tiefes Mißtrauen gegen die Person Ihres Kaisers und der mit ihr verbundenen Politik hegt. Ja, es muß als völlig berechtigt erscheinen, daß die Presse nach solchen Kränkungen diesem Mißtrauen oft in derber Weise Ausdruck verleiht, um so mehr, als auch andere Beweise für die persönliche Abneigung Ihres Herrschers gegen Japan vorliegen, z. B. die wenig höfliche Art, mit der Prinz Komatsu, der Vetter unseres Kaisers, in Deutschland behandelt wurde, als er in offizieller Mission in Europa weilte, während er in allen anderen Ländern in der denkbar besten Weise empfangen wurde. Und endlich hat Deutschland durch die Besetzung Kiautschous den Vorwand zur Okkupation von Port Arthur geliefert, eben deselben Port Arthur, das wir jetzt mit so ungeheuren Opfern wieder zum zweiten Male erobern mußten. Denn wir hatten ja diese Festung schon einmal gestürmt und besessen. Und wir können es nicht vergessen — kein Mensch wird uns verargen, daß wir dies nicht tun —, daß nämlich niemand anders es war als Deutschland, durch das wir gezwungen wurden, unsere Eroberung wieder herauszugeben. Denn ohne dessen Einmischung hätten wir unseres Erachtens die Festung damals behalten können. Denn England war uns sympathisch gesinnt und Amerika erhob keinen Einwand. In unseren Augen ist also in aller erster Linie gerade Deutschland für die furchtbaren Verluste verantwortlich, die wir jetzt vor Port Arthur erleiden. Nachdem einmal Deutschland eine derartige Politik uns gegenüber eingeschlagen hat, muß es doch auch darüber im klaren sein, daß wir ihm nicht für eine derart offenkundig feindselige Handlung auch noch ‚dankbar‘ sind oder gar zujubeln, wie an-

scheinend harmlose Gemüter in Ihrer Heimat erwarten. Dazu kommt noch, daß Deutschland einige Jahre später, als eben dieses selbe Port Arthur von den Russen, unseren Gegnern, besetzt wurde, keinerlei Bedenken dagegen hegte. Wenn man in Deutschland keine richtige Kenntnis von diesen Vorgängen hat, so ist es bedauerlich. Aber an den Tatsachen ändert es nichts.

„Stellen Sie sich bitte vor, welche Gefühle würde das deutsche Volk hegen und welche Sprache würde die deutsche Presse führen, wenn nach den Siegen von 1870 ganz unerwartet eine bis dahin befreundete Macht, die auch örtlich weit entfernt wäre, nehmen wir an die U.S.A., und zwar ohne irgendwelche innere Berechtigung als die der Antipathie sich mit anderen Mächten verbündet hätte, um die Herausgabe von Elsaß-Lothringen zu erzwingen, zumal wenn Sie dann viele Jahre später bei einem neuen Kriege daselbe schon einmal eroberte Land unter den furchtbarsten Opfern noch einmal erobern müßten. In diesem Fall würde die alte Wunde wieder brennen und der Haß gegen den fremden Einmischling wird Ihnen verständlich erscheinen.“

So sprach ein japanischer Staatsmann. Seine Worte sollten zu denken geben, besonders weil die Mehrzahl seiner Landsleute ebenso fühlt. Leider stützt sich diese Auffassung auf die angeführten unumstößlichen Tatsachen, die wieder gutzumachen eine ganz außerordentliche Arbeit erfordern wird und wobei keine neuen Entgleisungen hinzutreten dürfen. Ja, es ist viel gegen unsere eigenen Interessen in Ostasien gefündigt worden. Nur mit Wehmut kann man der Zeit vor zwanzig Jahren gedenken, als Deutschland in Ostasien in hohem Ansehen stand, als das durch den ebenso gewandten und energischen, wie stets liebenswürdigen v. Holleben vertretene Deutsche Reich unbestritten in Japan den Vorrang unter den fremden Mächten einnahm. Aber mit v. Hollebens Abgang trat eine völlige Wendung ein. Seine Nachfolger faßten ihre Aufgabe wesentlich anders auf. Sie hegten selber keine Sympathie für Japan und gaben sich auch keine Mühe, die Sym-

pathie der Japaner zu erwerben. Im Gegenteil, sie trugen ihre Antipathie gegen das Land, in dem sie die Vertreter ihrer Regierung waren, offen zur Schau. Vielfach befolgten sie eine Politik, die der ihres Vorgängers entgegengesetzt war. Namentlich schätzten sie den Einfluß der öffentlichen Meinung in Japan viel zu nieder ein. Dazu kam, daß mehrere der erwähnten mißlichen diplomatischen Vorgänge in diese Zeit fielen. Das Resultat war eine allgemeine tiefe Verstimmung gegen Deutschland. Welchen Grad diese zu jener Zeit erreichte, zeigt folgender an sich belangloser Vorfall.

Bekanntlich hatte der deutsche Gesandte bei der Intervention der drei Großmächte Rußland, Frankreich und Deutschland nach dem Kriege von 1894—1895 sich des heiklen Auftrags, der japanischen Regierung den Entschluß der Mächte mitzuteilen, in nicht gerade taktvoller, ja man muß ruhig eingestehen — in auffällig taktloser Form erledigt. Das bewirkte, daß zu der allgemeinen Verstimmung über das Verhalten Deutschlands noch eine besondere Erbitterung gegen dessen Vertreter persönlich sich entwickelte, und da derselbe auch sonst aus seiner Geringschätzung gegenüber den Japanern nie einen Hehl machte, so genügte eine an sich lächerliche Sache, um diesen Haß zum öffentlichen Ausdruck zu bringen. Der Gesandte hatte beim Spazierenfahren in seinem Dogcart zufällig einen oder zwei vorbeigehende Gymnasten mit der Peitsche berührt. Die zwei jungen Leute aber behaupteten, sie seien mit Absicht geschlagen worden. Sie gingen auf die Legation und verlangten, daß der Gesandte sie um Entschuldigung bitte. Dieser erklärte brüsk, sie sollen sich fortpacken, sonst lasse er sie hinauswerfen. Nun brach ein öffentlicher Sturm los. Die ganze Presse nahm den Fall ostentativ auf. Er wurde derart aufgebauscht, daß er selbst im Parlament zur Sprache gebracht und wie ein dem japanischen Volk und Reich angetaner Schimpf behandelt wurde. Die japanische Regierung beschwichtigte nach Kräften. Aber vergeblich. Die Agitation nahm immer weiteren drohenden Umfang an. Da ließ sich nun auf einmal der deutsche

Gefandte einschüchtern. Er, der anfangs den Gedanken einer Entschuldigung höhnisch zurückgewiesen hatte, schrieb nun wirklich einen „offiziellen Entschuldigungsbrief“. Dieser wurde dann unter dem Jubel und Hohn der Abgeordneten im Parlament verlesen! Deutschland war in Person seines Gefandten gedemütigt! Dieser ging bald darauf in Urlaub und ist nicht wieder zurückgekehrt. Er hatte sich immer gerühmt, die entgegengesetzte Politik von der seines Vorgängers zu verfolgen. Sie ist ihm schlecht bekommen und leider dem ganzen Deutschtum in Japan auch. Bedauerlicherweise änderte sich die Politik seines Nachfolgers nicht im wesentlichen, so daß die Verstimmung gegen Deutschland immer noch anhält.

In dieser schwierigen Lage trat der jetzige Gefandte, Graf Arco, sein Amt an. Es wird ihm nachgesagt, daß er in den entgegengesetzten Fehler verfiel und überfreundlich gegen die Japaner war. Er ist aber eben von Natur gegen jeden Menschen liebenswürdig und selbstlos, so sehr, daß einer seiner Kollegen die Äußerung tat: „Dieser Mann mit seiner Aufopferung und Güte gegen jedermann ist einfach unheimlich.“ Das darf mit gutem Gewissen behauptet werden, daß es großenteils der Persönlichkeit des Grafen Arco zuzuschreiben ist, wenn das Mißtrauen und die Abneigung gegen Deutschland während des Kriegs sich nicht in noch unangenehmeren Formen geäußert hat. Und schließlich war er nur Gefandter, und ohne eine positive Unterstützung von Seiten der Regierung konnte er eben doch nicht alles erreichen.

Es ist auch nicht wahr, daß er durch zu große Nachgiebigkeit sein eigenes Ansehen bei den Japanern untergraben hat. Im Gegenteil, er genoß die größte Hochachtung und das größte Zutrauen bei ihnen. Es ist daher ganz außerordentlich zu bedauern, daß ihm der nach dem Siege Japans neugeschaffene Botschafterposten in Tokyo nicht übertragen wurde. Gewiß mögen hier Personalfragen eine Rolle gespielt haben. Aber es darf doch nicht übersehen werden, daß bei der Besetzung eines so wichtigen Postens — und gerade die

Bedeutung dieser Stelle wird ja durch die Hebung der Gefandtschaft zur Botschaft ausdrücklich anerkannt — die jahrelange Kenntnis der örtlichen Verhältnisse ganz besonders wesentlich ist. Der neu ernannte Botschafter ist ohne Zweifel ein trefflicher Diplomat. Aber wie die Dinge liegen, wird es ihm schwer, sehr schwer gemacht werden, mit den leitenden Kreisen die nötige Fühlung zu erlangen. Die Unkenntnis der japanischen Verhältnisse bringt ihn in großen Nachteil gegen seinen englischen Kollegen. Dieser, anfangs durchaus nicht populär, hat sich mit großem Takt zu seinem jetzigen Einfluß aufgeschwungen. Er hat den Revisionsvertrag und das Bündnis vermittelt und hat dabei ein nicht gewöhnliches Geschick gezeigt. Er hat die Zeichen der Zeit eben richtig zu lesen verstanden. Er hat gesehen, daß die gerade beim Engländer besonders ausgesprochene Abneigung gegen alle nicht rein weißen Menschenrassen heutzutage in Japan nicht mehr am Platze ist. Er hat darnach gehandelt. Er hat seinem Lande einen großen Dienst geleistet. Und dieses hat sicher wohlgetan, ihm als Botschafter seinen bisherigen Gefandtenposten zu belassen. Er hat nun demnach vor seinem neuen deutschen Kollegen schon den Vorteil einer intimen Kenntnis der herrschenden Kreise und der politischen Parteien voraus.

Ja, das Auftreten der englischen Vertreter gegen Japan hat einen gewaltigen Umschwung erfahren. Vor 25 Jahren behandelte der damals allmächtige Gefandte Englands die japanischen Minister in ihrem eigenen Lande wie dumme Jungen. Er sagte ihnen die größten Sottisen ins Gesicht. Er traute Japan keinen wirklichen Fortschritt zu. Zu einem Deutschen, der anderer Meinung war, äußerte er: „Ich verstehe nicht, wie Sie diese Japaner so ernst nehmen können! Ich sage Ihnen, sie sind Kinder, nichts als Kinder! Wenn sie es weit bringen, so ist es höchstens zu einer südamerikanischen Republik.“ Ich glaube, der stolze Brite würde sich in seinem Ehrengrab in der Westminsterabtei herumdrehen, wenn er wüßte, wie seine Nachfolger den Japanern entgegenkommen

und wie diese selbst so verachteten Japaner seinen Landsleuten sogar Vorschriften über ihre Heeresorganisation zu machen wagen! Noch beim Beginn des chinesisch-japanischen Krieges 1894 glaubte man in England nicht an die Kraft Japans. Man nahm ziemlich offenkundig Partei für China, und im Reiche Nippon herrschte damals eine ebenso große Erbitterung gegen die Engländer wie heute gegen Deutschland. Aber die Engländer sind praktische Leute. Sie verfolgten den Krieg durch ihre Heeres- und Flottenattachés genau, und nachdem sie sich von den Leistungen der Japaner überzeugt hatten, änderten sie ihre Politik von Grund auf. Sie weigerten sich, an der Intervention wegen Liaotung teilzunehmen und gewannen dadurch sofort Sympathien, wo bisher nur Antipathie war. Sie waren die ersten, die sich zur Revision der Verträge mit Japan bereit erklärten, unter Bedingungen so günstig für diese, daß man kaum seinen Augen traute. Aber diese Konzessionen waren eben nur ein Glied in der Kette weitsehender Politik. England galt jetzt als der wahre Freund Japans, und als dann am nationalen Festtag, dem 11. Februar, im Jahre 1903 der Abschluß des Bündnisses mit England von der japanischen Regierung bekanntgegeben wurde, da herrschte in Tokyo ein Jubel, wie ihn diese Hauptstadt selten gesehen hat. Seit dem Eintritt in die neue Ära war es das höchste Ziel der Wünsche aller Japaner gewesen, von den Staaten des Westens als gleichberechtigt und voll anerkannt zu werden. Und dieses Ziel war endlich erreicht mit Hilfe Englands, dem man daher die „Dankbarkeit“ in überschwenglicher Form ausdrückte. Man sagte sich ja wohl, daß Britannia den großen Schritt nicht nur „pour les beaux yeux des Japonais“ getan hatte. Aber das war gleich. Man fühlte sich jetzt stark genug und hinreichend gedeckt, um den unvermeidlichen Krieg mit Rußland zu beginnen. Und dieser Krieg war ja gerade, was England wollte. Ohne daß es selber einen Finger rührte, ist sein immer gefährlicherer Gegner in Asien auf absehbare Zeit lahmgelegt. Es hat nun Zeit und Gelegenheit, den Versuch zu machen,

ob es nicht Frankreich seinem industriellen Konkurrenten Deutschland gegenüber dieselbe Rolle spielen lassen kann, wie Japan gegenüber Rußland.

In Deutschland war man damals über die Fortschritte Japans wenig unterrichtet, und namentlich auf der Gesandtschaft in Tokyo wollte man nicht daran glauben. Deutschland allein unter den fremden Mächten schickte im Krieg gegen China 1894 keinen Offizier ins japanische Hauptquartier. Und doch lag für kein anderes Land so viel Grund für die Entsendung eines Sachverständigen vor. Denn deutsche Offiziere waren ja die Lehrer der japanischen Armee gewesen. Es galt zu sehen, was die Schüler gelernt hatten, was sie aus eigener Initiative zu dem Gelernten hinzutaten, ferner, wie sich das deutsche System unter ganz veränderten örtlichen Umständen bewährte. Die japanische Armee erkannte ihre Dankspflicht gegen ihre deutschen Lehrer — persönlich — auch offen und laut an, und der deutsche Militärattaché hätte im Feld alle anderen fremden Offiziere in den Hintergrund gedrängt. Er wäre der Gegenstand der größten Huldigungen gewesen. Er wäre — aber er war nicht da! Er blieb während des ganzen Krieges in Tokyo; warum? Ja, warum? Es war damals in Tokyo ein vom Militär zur Diplomatie übergetretener deutscher Attaché, der aber, wie das bei unseren Diplomaten Sitte ist, bei amtlichen Gelegenheiten in Offiziersuniform erschien. Als nun die Japaner auf ihre Anfrage, ob der Herr jetzt Diplomat oder Offizier sei, die Antwort bekamen, er sei amtlich ersteres, luden sie ihn bei rein militärischen Gelegenheiten nicht mehr ein. Das wurde ihnen außerordentlich verübelt. Und um sie zu „strafen“, tat man ihnen von deutscher Seite den Tott an, keinen Offizier in den Krieg zu schicken. Eine nette Art zu strafen. Sie erinnert lebhaft an das bekannte Wort: „Es geschieht meinem Vater ganz recht, wenn mich in die Hände friert, warum kauft er mir keine Handschuhe.“ Die Geschichte klingt fast unglaublich, aber das ist die Erklärung, die damals an Ort und Stelle gegeben wurde. Und wer die Verhältnisse kennt, für den hatte

sie in der Tat eine psychologische Wahrscheinlichkeit. Eine wirklich triftige Erklärung für das seltsame Benehmen deutscherseits dürfte sich überhaupt schwer geben lassen. Die Folge dieses Benehmens aber war, daß Deutschland über die Kriegstüchtigkeit der japanischen Armee wenig unterrichtet war, und daß sich die Japaner durch das Fernbleiben der Deutschen beleidigt fühlten. Auch darin erblickten sie eine Nichtachtung, daß gerade Deutschland als Militärattachés Offiziere von niedererem Rang nach Japan schickte als die anderen Mächte.

In maßgebenden Kreisen der Heimat trug zu der falschen Beurteilung und zur Unterschätzung der Japaner größtenteils die Auffassung des Herrn von Brandt bei. Dieser war zuerst in Japan und dann sehr lange in China als deutscher Gesandter tätig gewesen und hatte sich als Doyen des diplomatischen Korps in Peking unstreitbar große Verdienste erworben. Er hatte aber leider eine sehr falsche und niedrige Meinung von den Japanern, die er nur aus den allerersten Anfängen der Restaurationszeit kannte, sich angeeignet, so sehr, daß er bei seiner Rückkehr von China nach Europa zwar über Japan fuhr, aber nicht einmal einen kurzen Aufenthalt nahm, um zu sehen, welche Fortschritte etwa diese Leute in den mehr als anderthalb Jahrzehnten seiner Abwesenheit gemacht hatten. Daß er bei seinem langjährigen Aufenthalt in China sowohl als in Japan bei unserer Regierung als Kenner und Autorität galt, war nur zu natürlich, und es gelang ihm leicht, in Berlin den Eindruck von der Ausichtslosigkeit des japanischen Krieges gegen China zu erwecken und zu bewirken, daß man unsere Interessen mehr auf der chinesischen Seite suchte und die Japaner etwas als *quantité négligeable* behandelte. Das trat, wie schon erwähnt, oft auch im Wesen der deutschen Vertreter zutage, und an den Folgen dieses schweren Mißgriffs haben wir noch heute und wohl noch für die Zukunft zu leiden.

Tokyo, 15. September 1903.

Seit zwei Monaten droht Krieg zwischen Rußland und Japan wegen Mandschurei und Korea. Wenn es auf die Presse und die politischen Schreier ankäme, hätte Japan längst den Krieg erklären müssen. Doch ist die Regierung unter dem ausgezeichneten Kabinett Katsura glücklicherweise sehr besonnen. Sie scheint einzusehen, daß Japan selbst im Falle eines Sieges zu Felde und zur See fast ebensoviel verlieren als gewinnen kann.

Wenn freilich dieser Krieg unvermeidlich ist, wenn er doch einmal kommen muß — wie dies die Japaner glauben —, dann scheint allerdings jetzt die geeignetste Zeit. Denn Rußland ist angeblich durch die verworrenen Zustände auf dem Balkan gezwungen, größere Truppenmassen dort zu belassen.

Neulich machte ich die Bekanntschaft eines russischen Offiziers von einem Garderegiment. Interessant, daß doch manche Russen heute sich den Japanern nicht so unbedingt überlegen betrachten. Er gab sogar zu, daß sie vielleicht in der ersten Schlacht geschlagen werden. Und in Port Arthur sei man auf eine Belagerung ganz gefaßt, werde aber die Japaner in der Mandschurei durch einen Guerillakrieg (!) zu erschöpfen suchen.

Tokyo, 16. September 1903.

Die englischen Zeitungen in Ostasien hetzen nun wieder gegen Deutschland. Und wir Deutsche haben kein Gegengewicht! Denn die „Japanpost“ in Yokohama liest positiv kein Mensch, jedenfalls kein Nichtdeutscher, worauf es im wesentlichen doch ankommt. Wenn wir hier durch eine Zeitung einwirken wollen, so muß dies in englischer Sprache geschehen. Ich warnte vor der Gründung, leider umsonst. Die „Deutsche Vereinigung“ in Yokohama wußte dies besser. Sie wird ein kostspieliges Vergnügen an ihr haben. Denn sie besitzt sogar einen eigenen Telegraphendienst aus Europa.

Tokyo, 18. September 1903.

Gestern sprach ich den jüngeren Ko, Sohn des hiesigen koreanischen Gefandten. Er ist im Auswärtigen Amt in Söul, hält sich für einige Monate hier auf. Seine Auslagen geben ein Musterbeispiel sogenannter diplomatischer Verwicklungen. Er klagte mir nämlich, daß Korea in der „Yönampo-Frage“ einen äußerst schweren Stand habe. Denn der ehemalige russische Gefandte Waeber hatte dem Kaiser von Korea während dessen Aufenthaltes als „Flüchtling und Gast“ in der russischen Gefandtschaft* das Versprechen der „Holzkonzession am Yalu“ abgedrungen. Nun war während acht Jahren von dieser Konzession nie die Rede. Jetzt, da die Russen durch die Besetzung der Mandschurei am andern Ufer des Yalu standen, da fiel ihnen plötzlich ihr Recht wieder ein. Und sie suchten sich den einzigen guten Platz, Yönampo, aus. Dieser liegt nun aber nicht am Yalu selbst. Nichtsdestotrotz legen die Russen die Konzession in ihrer Art so zurecht, daß auch alle „Nebenflüsse“ des Yalu eingeschlossen sind. Im Koreanischen haben nun aber die Nebenflüsse, ja sogar der Oberlauf des Flusses selbst andere Namen. Die Russen erklären jedoch einfach, daß für sie der ganze Fluß Yalu heiße, ja, daß das ganze Gebiet des Yalu unter die Konzession falle.

Nun existiert obendrein überhaupt kein amtliches Schriftstück über diese Konzession. Irgendein Beamter hat seinerzeit die Grenzen mit den Russen festgelegt und nebenbei ihnen auch — bezeichnenderweise — viel Land verkauft. Aber natürlich bedarf dieser Akt der Genehmigung des Auswärtigen Amtes; denn Yönampo liegt außerhalb des den Fremden zugänglichen Gebietes. Nun drängt der russische Gefandte drohend auf Ratifikation, und der japanische Gefandte seinerseits droht mit schweren Repressalien. Der völlig hilflose koreanische Hof befindet sich daher in einer nicht gerade beneidenswerten Lage.

* Siehe Seite 221 f.

Tokyo, 20. September 1903.

Heute Leichenbegängnis von Danjuro. In ihm verliert Japan seinen bedeutendsten Schauspieler, vielleicht einen der größten Schauspieler aller Zeiten. Seine Kunst reichte über die Grenzen sprachlicher Gebundenheit bis zu den Tiefen des Menschlichen überhaupt. Man konnte immer wieder beobachten, wie zahlreiche fremde Reisende, in deren „Japanprogramm“ der Besuch einer Danjurovorstellung ebenfugot gehörte wie der von Nikko oder Miyanoshita, von seinem Spiel aufs tiefste ergriffen waren. Seine Rollen waren meist tragischer und historischer Art. Wo es galt, in altjapanischer Weise die inneren seelischen Vorgänge bei den geltenden gesellschaftlichen Gesetzen äußerer Selbstbeherrschung nur in mimischen Andeutungen zu zeigen, war er unübertroffen.

Dieser Danjuro ist übrigens ein Markstein im sozialen Leben Japans. In seiner Jugend — er brachte es auf 66 Jahre — waren die Schauspieler noch völlig verachtet und standen fast außerhalb der menschlichen Gesellschaft. Sie waren „outcasts“. Von Danjuros Vater stammt die Äußerung: „Nishiki wo kite mo tatami no ue kojiki.“ (Selbst im Brokat sind wir nur Bettler der Gesellschaft.) Und heute bei der Leichenfeier war Japans hervorragendster Staatsmann, Marquis Ito, persönlich zugegen. Er ließ sogar eine Rede verlesen, in der er den Verstorbenen als einen der bedeutendsten Männer seiner Zeit pries. Danjuro darf sich rühmen, seinen Stand in den Augen seines Volkes in vorher geradezu ungeahnter Weise gehoben zu haben. Kaum irgendwo kommt die soziale Umwälzung Japans in der letzten Generation so eindeutig zum Ausdruck.

Übrigens sind die Namen „Danjuro“ oder Danjuro Ichikawa, wie er auch genannt wurde, nur die „Noms de guerre“. Eigentlich hieß er Horikoshi. Als Danjuro aber stellte er die neunte Generation dieses Schauspielergeschlechts dar. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß das Talent durch neun Generationen erblich war. Vielmehr wurden von ihnen die meisten

„adoptiert“. Denn wenn ein Danjuro einen besonders hervorragenden Schüler besaß, so vererbte er ihm seinen Namen. — Es liegt hier ein äußerst interessantes soziologisches Problem des Vererbens, nicht des Blutes, sondern der Fähigkeiten mittels Adoption vor. Im Privatverkehr habe ich Danjuro mehrfach getroffen, ihn auch in schwerer Krankheit behandelt. Seine Gestalt war stattlich, das Gesicht lang, schmal, aber wie so oft beim besseren japanischen Typus, entstellte leider die Prognathie* sehr wesentlich den Gesamteindruck.

Tokyo, 30. September 1903.

Die politische Lage sehr düster. China hat sich aufgerafft, hat die neuen russischen Vorschläge über Aufhebung der Räumung der Mandschurei abgelehnt.

„Die japanische standing squadron hat sich nach Masampo begeben.“ Eine kurze Zeitungsnotiz, aber von großer Bedeutung.

Die Russen haben alle ihre Kriegsschiffe von Wladiwostok nach Port Arthur beordert.

Abends ins Rote Kreuz-Spital gerufen. Der japanische Generalstabschef Tamura liegt auf den Tod krank darnieder. Sein Verlust für Japan wäre gerade jetzt ein schweres Unglück.

Den englischen Gesandten fand ich heute entgegen seiner Gewohnheit sehr erregt. Er glaubte bisher nicht eigentlich an Krieg. Die letzten Tage aber machten ihn doch stutzig. Englands Lage wäre peinlich. Denn jedenfalls brauchen die Japaner Geld. Und daran ist gerade jetzt bei ihnen auch kein Überfluß.

Tokyo, 4. Oktober 1903.

Abends beim englischen Gesandten zu Tisch im engeren Kreise mit Lady Minto, Frau des Generalgouverneurs von

Kanada, mit ihren beiden hübschen Töchtern. Sie sind auf einer Reise durch Japan begriffen. Wenn man das ruhige, völlig anspruchslose Wesen dieser wahrhaft vornehmen Menschen sieht, möchte man wünschen, daß auch in unseren guten Gesellschaftskreisen ein solches Benehmen häufiger wäre. Leider kann man sich einer gewissen Beschämung nicht erwehren, wenn man als Deutscher derartige Vergleiche zieht. Der spezifisch-preussisch „schneidige“ Ton hat leider so manche Damen in Deutschland angesteckt. Viele unter ihnen gefallen sich geradezu in burlesken Manieren und in forschen Redensarten. Übrigens sei zur Steuer der Wahrheit gesagt, daß es auch in England manche solcher Exemplare gibt.

Lady Minto lud mich als ihren Gast nach Kanada ein. Schade, daß wahrscheinlich unausführbar.

Tokyo, 6. Oktober 1903.

Wetter herrlich. Der Vollmond des achten Monats nach dem alten Kalender ist heute vollkommen. Seit uralter Zeit ist dies der Abend, an dem man an schön gelegenen Orten seine Gäste einlädt und „in Gedichten und in Stimmung macht“. Vor einem Jahr sah ich in Kobe vom Schiff aus die Sonne im Westen untergehen und zugleich im Osten den Vollmond glührot emporsteigen, ein einzigartiger Anblick!

Tokyo, 12. Oktober 1903.

Heute Begräbnis von Marquis Itos Mutter, nach buddhistischem Ritus, in Hojo ji. Man hört oft in Japan, daß Ito, wie Hideyoshi, von dunkelster Herkunft sei, daß er seine Eltern niemals gekannt habe und daß seine „sogenannten Eltern“ nur nachträglich zu diesem Zweck von ihm auserwählt seien u. dgl. Erfahrene Japaner, die es wissen müssen, versichern mir jedoch, daß dies barer Unsinn ist und daß die Tote und ihr Mann Itos echte Eltern sind.

* Vorspringen der unteren Gesichtshälfte

Miyanoshita, 20. Oktober 1903.

Seit gestern hier, um in Ruhe die Ergebnisse meiner Reise nach Tonkin auszuarbeiten.

Seltfam, je herausfordernder die russische Presse wird, desto mehr beruhigt sich die japanische. Sollte da ein Wink von der Regierung erfolgt sein? Wenn aber die Japaner Korea tatsächlich besitzen wollen, so müssen sie jetzt vorgehen. Dulden sie, daß die Russen dauernd in der Mandschurei sich festsetzen, so ist ihnen auch Korea verloren. Das weiß hier jedermann. Man versteht daher eigentlich nicht, weshalb noch immer verhandelt wird. Jeder Tag ist für Rußland Gewinn, für Japan Verlust.

Tokyo, 1. November 1903.

Wie sehr Deutschland in Japan verhaßt ist, zeigt sich jetzt wieder anlässlich der Depeschen aus Europa. Während die englischen Blätter beständig zum Kriege hetzen und dadurch die japanischen Papiere in London zu Fall bringen, lauteten die deutschen Telegramme stets friedlich und halfen somit die japanischen Papiere wieder steigen. Dennoch „schimpfen“ die Zeitungen über die deutschen Telegramme, erklären sie für unzuverlässig, während sie für die englischen Alarmtelegramme, die ihnen Schaden verursachen, kein Wort des Tadels finden!

Tokyo, 13. November 1903.

Heute findet das Chrysanthemumfest im Kaiserlichen Garten in Aoyama statt, zu welchem die Globetrotter in Scharen herbeiströmen, in der Hoffnung, eine Einladung zu erhalten. Es ist in der Tat auch nicht schwer, durch die Gesandtschaft solche zu bekommen. Namentlich die Amerikaner und Amerikanerinnen machen einen übertriebenen Gebrauch von dieser Gelegenheit. Ihr größter Ehrgeiz ist, der Kaiserin vorgestellt zu werden, um in der Heimat zu renommieren: „Ich habe die Kaiserin von Japan persönlich gesprochen.“

Das Wetter war herrlich. Der prachtvolle Park mit feinen unendlich bunten Färbungen entfaltete bei dieser Herbstbeleuchtung seine ganze Schönheit. Die Ahorne sind mir jedoch lieber als die Chrysanthemen, zu denen ich in der steifen japanischen Anordnung — jede einzelne Blume an einem Bambusstäbchen in soldatlicher Reihung — kein Verhältnis finde.

Interessante Gäste dort: der Maharadscha von Kapurthala und seine Frau, diese in indischem, sehr geschmackvollem Kostüm. Die edlen, geradezu klassischen Züge der Fürstin durch die Kleidung noch unterstrichen. Nase, Stirn in gerader Linie, Mund, Kinn, schön geformt, jedoch ein wenig schwach neben dem starken Obergesicht. Schöner Blick, tadellose stattliche Gestalt. Die Gesichtsfarbe hell, so daß sich das Gerücht verbreitete, sie sei von europäischem Blut, während mir Lady Macdonald, deren Gast sie ist, versicherte, sie sei Vollblutinderin. Der Maharadscha hat deutlich braune Färbung und männliche, sehr intelligente Züge, wundervolle Zähne, wie auch seine Begleiter.

Die Kaiserin sieht etwas angegriffen aus.

Yokohama, 26. November 1903.

Gestern abend Gast beim Maharadscha im Imperial-Hotel. Große Gesellschaft von etwa vierzig Personen, natürlich meist Engländer. Er trug europäische Kleidung, aber einen weißen Turban mit goldenen Fäden. Als Inder natürlich viel Edelsteine, Uhrketten mit mächtigen Türkisen. Die Fürstin ging rein europäisch, Diamantstern im schwarzen Haar. Meine amerikanische Tischnachbarin mokiert sich über die dunklen Inder. Der Doktor hat ein rein europäisches Gesicht, etwa wie ein Italiener. Er ist untreitig hübsch, distinguiert, aber für sie ist er eben doch auch ein „Nigger“.

Tokyo, 12. Dezember 1903.

Daß die japanische Nation sehr aufgeregt ist und unzufrieden mit dem langsamen Gang der Verhandlungen mit

Rußland, darüber besteht kein Zweifel. Die Minister sind davon unterrichtet. Sie sind sich voll bewußt, daß selbst ihr Leben täglich und stündlich in äußerster Gefahr schwebt, wenn sie diesem Volksverlangen nicht Rechnung tragen. Geben sie trotz allem dem Drängen nicht nach, so müssen sie ihre guten Gründe haben. Jedermann verurteilt die Art, wie die Verhandlungen geführt werden, und doch kennt sie niemand. Wieder einmal ein schlagendes Beispiel für die Worte: „Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie!“

Tokyo, 14. Dezember 1903.

Baron Rosen, der russische Gefandte, hat eine schwere Zeit. Er hat glücklicherweise, wie er mir versicherte, gute Nerven. In der Tat, man merkt ihm äußerlich nicht das Geringste an von all der verantwortungsvollen Tätigkeit und den Sorgen, die ihm die politische Lage bringen muß. Er gilt für sehr japanfreundlich und ist es auch tatsächlich. Er ist aber jetzt doch ärgerlich über die Ansprüche der Japaner, denen die Engländer durch Anerkennung ihrer Bündnisfähigkeit den Kopf verdreht hätten. „Wir sind durchaus friedlich, keineswegs aggressiv“, meinte er. Da erlaubte ich mir doch zu bemerken, daß Rußland immerhin in den Augen anderer stark aggressiv schein, und daß die Besetzung der Mandchurei als ein sehr aggressiver Schritt von den Japanern betrachtet wird. Darauf schwieg er, zuckte nur die Achseln und murmelte etwas vor sich hin.

Tokyo, 17. Dezember 1903.

Gestern in einer Wohltätigkeitsaufführung, die Kawakami mit Sada Yako und seiner Truppe gab. Beide haben das große Verdienst, in die starre Tradition der japanischen Bühnen neues Leben gebracht zu haben. Vor allem hat Sada Yako erreicht, daß die Bühne hier auch für das weibliche Geschlecht zugänglich wurde. Dies war ihr jedoch nur möglich auf dem Umwege über Europa. Sie war ursprünglich eine

Geisha und trat zuerst mit ihrem Mann Kawakami und einer improvisierten Truppe auf der Pariser Weltausstellung und anschließend in den Hauptstädten Europas auf, die zum erstenmal einen Eindruck vom japanischen Theater eigentlich durch eine Dilettantin erhielten und in helle Verzückung gerieten. Und nachdem sie einmal in Europa ihre Triumphe gefeiert hatte, konnte man sich ihr auch hier nicht mehr verschließen. Nur so war es denkbar, daß sie in Japan als Schauspielerin mit Männern zusammen auftrat, was früher streng verboten war.

Gestern aber hatten sie sich an nichts Geringeres gewagt als an die Gerichtszene und den Schlußakt des „Kaufmann von Venedig“. Der Versuch ist jedoch vollkommen mißlungen. Durch derartige Experimente riskieren sie, ihren Ruf wieder zu verlieren.

Auf den „Kaufmann“ folgte ein nordisches Märchen von dem guten Jungen, der für seine Freigebigkeit von der Fee neben einem immer treffenden Gewehr und einem Wunschhut eine Geige erhält, nach welcher alles tanzen muß. Diese Rolle spielte nun Sada Yako ganz entzückend.

Tokyo, 21. Dezember 1903.

Politisch sehr trüber Horizont. Der Krieg ist kaum mehr zu vermeiden. Rußland treibt seinen Spott mit Japan. Es rüstet, nimmt sich in Korea und China jede Freiheit und Frechheit heraus, verbreitet dabei die friedlichsten Nachrichten in Europa.

Alle japanischen Aktien fallen, auch in London. Man nimmt also auch dort Krieg an. Freilich, den Engländern kommt dieser Krieg in mancher Hinsicht bequem. Die Russen werden geschwächt, die Japaner auch.

Tokyo, 23. Dezember 1903.

Abends nach Yokohama in den Klub Germania. Er feiert sein vierzigjähriges Jubiläum. Die Deutschen sind die einzigen, die sich rühmen können, einen derartigen Klub zu be-

sitzen. Alle andern sind mehr international, namentlich der Yokohama United Club.

Tokyo, 24. Dezember 1903.

Abends als Ehrengast bei dem großen Fest, das die hundert heurigen Graduierten der medizinischen Fakultät im Teehaufe Kamese veranstalteten. Es ist ganz auffallend, wie viel stattlicher, kräftiger und hübscher diese Generation ist im Vergleich zu ihren Vorgängern vor zwanzig Jahren. Dies ist die Folge der besseren körperlichen Erziehung und der Freude am Sport. Da jetzt auch die Mädchen vernünftiger erzogen werden, viel turnen, so ist anzunehmen, daß das nächste Geschlecht in jeder Hinsicht körperlich noch kräftiger heranwächst.

Politisch heute wieder etwas ruhiger. Aber jedermann erwartet Krieg. Dafür muß man die Ruhe und Selbstbeherrschung der Japaner bewundern. Nichts, aber auch tatsächlich nichts in der Stadt deutet die Aufregung äußerlich an. Das ganze Leben genau wie sonst, obwohl die Kaufleute, namentlich die kleinen, schwer leiden, weil gerade jetzt in der für sie wichtigsten Zeit des ganzen Jahres niemand Luft hat, viel Geld auszugeben. Auch im Privatverkehr mit Fremden spricht der Japaner kein Wort über den Krieg. So wurde der Krieg heute abend in der Gesellschaft, selbst mir gegenüber, überhaupt nicht erwähnt. Welcher Unterschied gegen Europa, wo in einem derartigen Falle der Krieg der selbstverständliche Gesprächsstoff wäre!

Tokyo, 27. Dezember 1903.

Ein vornehmer Perfer ist hier eingetroffen, der Ex-Großwesir. Die Engländer tun ihm sehr freundlich. Aber auch der Russe hat den Auftrag, ihn zu befragen. Angeblich ist er nur zum Vergnügen hier, in Wahrheit interessieren ihn, den in der Klemme zwischen England und Rußland Gepackten, die Verhältnisse Japans. Denn in ganz Asien bei den Völkern, die unter europäischer Herrschaft stehen oder unter solche zu

kommen fürchten, verbreitet sich der Ruf Japans, als des einzigen asiatischen Landes und Volkes, das von den Europäern als gleichberechtigt anerkannt ist und an dessen Eroberung keine fremde Macht denkt.

Vorigen Winter war der Kronprinz von Siam hier. An dem Gerücht, daß er gerne eine japanische Prinzessin heiraten wollte, ist sicher etwas Wahres, wie dies der Oberst Cernivi selbst zugab, der in Bangkok wohl Bescheid wissen muß. Er zog aber leer ab. Inzwischen nimmt der japanische Einfluß in Siam vorläufig zu. So sollen wieder japanische Lehrerinnen nach Bangkok engagiert sein.

Dann kamen indische Studenten und buddhistische Priester, neulich erst der Maharadscha von Kapurthala, dessen Hauptzweck neben den japanischen hübschen Mädchen war, herauszufinden, wodurch die Japaner allein in Asien so selbständig sind. Er frug mich wiederholt danach und er hat auch an Baron Rosen dieselbe Frage gestellt. Ich betonte in meiner Antwort, daß die Japaner — ganz abgesehen von einem durch mehr als ein Jahrtausend hochgezüchteten Kriegsadel — im großen Unterschied zu den partikularistischen Indern ein ausgesprochen nationales Zusammengehörigkeitsgefühl besitzen, und zwar das Volk in seiner Gesamtheit. Dieses besitzt einen ausgesprochenen Instinkt, zu erkennen, wenn die Lebensinteressen des Landes in Frage stehen. In diesem Falle ist selbst der einfachste Mann fähig, alle Wünsche seiner Person und der Familie zurückzustellen.

Hierzu tritt als sehr wesentlich die außerordentlich weitsehende Politik einer Anzahl von leitenden Staatsmännern, die bewußt das neue Japan aufgebaut haben. Nachdem sie einmal die Unmöglichkeit erkannt hatten, mit den altjapanischen Mitteln der Zivilisation den Wettbewerb mit den Westmächten aufzunehmen, begannen sie alle die Errungenschaften des Abendlandes planmäßig und folgerichtig einem gelehrigen und aufnahmefähigen Volke beizubringen. Hierzu treten natürlich noch eine Anzahl anderer Momente, die ich bei-
läufig erwähnte.

Tokyo, 1. Januar 1904.

Das neue Jahr mit seinem politisch so düsteren Horizont beginnt physikalisch mit dem herrlichsten Wetter.

Um zehn Uhr in den Palaß zum Neujahrsempfang bei den Majestäten. Ganz nach europäischem Muster. Wie oft habe ich gegen diese Europamanie auch in der Kleidung geeifert. Vergebens. Als mir seinerzeit Ito mitteilte, daß am Hofe europäische Kleidung eingeführt werden sollte, bat ich dringend, davon abzusehen, da nun einmal diese nicht für den japanischen Körperbau geschaffen sei, selbst aus hygienischen Gründen sei sie für die Frauen von Nachteil: Korsett. Aber vom kulturell-ästhetischen Standpunkt wäre es einfach unmöglich. Ito lächelte: „Mein lieber Bälzfan, von den Forderungen der hohen Politik verstehen Sie nichts. Sehen Sie, was Sie da sagen, mag alles richtig sein. Aber solange unsere Damen in japanischer Kleidung erscheinen, werden sie als ‚nicht voll‘ angesehen, sondern als Puppen oder Nippesfiguren.“ Es war dies das einzige Mal, daß mir Ito einen Rat oder eine Bitte ausschlug. Heute würde er doch vielleicht sich bedenken. Die Gleichstellung mit den Westmächten muß eben auf andern Gebieten — auf denen realpolitischer Bedeutung — erfochten werden als auf denen der äußeren Form, zumal wenn diese sogar von Nachteil ist. Heute mußte ich wieder daran denken, als ich die Pagen in schwarzem Samt und mit weißen Federhalskrausen sah. Die Kleidung wirkt eben unorganisch, nicht als Kostüm, sondern als Kostümierung, während sie in ihren eigenen altjapanischen Trachten natürlich und gut aussehen.

Von Fremden war außer mir nur ein französischer Professor anwesend, der als echter Republikaner keine Gelegenheit versäumt, wo man „in the presence of royalty“ sein kann!

Nachher um zwölf Uhr Cour am kronprinzlichen Hofe. Es ist dies der erste Empfang in der Art von seiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin. Etikette wie beim Kaiser,

nur weniger streng. Dort wird man namentlich aufgerufen, hier geht jeder hinein in der natürlichen Reihenfolge seiner Ankunft. Der Kronprinz in Uniform sah gut aus, die Prinzessin im weißen Kleid, fein und hübsch wie immer. Für die armen japanischen Prinzessinnen muß das Gehen mit einer mindestens drei Meter langen schweren Schleppe sehr anstrengend sein, bei ihrer kleinen Gestalt ein wahres Equilibristenstück!

Tokyo, 2. Januar 1904.

Beim Fünfuhrtee politisches Gespräch mit Oberst Hume, dem englischen Attaché, mit Kapitänleutnant Jardine und Sir A. Bannermann, englischen Offizieren, die hierher kommandiert sind und Japanisch studieren, gerade als sollten sie Dolmetscher werden. Jardine aber sagt ganz offen: „After all, we have come out for this war only“, bezeichnend genug, daß man in England schon vor vier Monaten den Krieg als sicher betrachtet hat.

Tokyo, 4. Januar 1904.

Zu Mittag auf der englischen Gesandtschaft mit dem früheren persischen Großwesir. Er sei eigentlich auf der Reise nach Mekka begriffen, sagte mir der alte freundliche Herr. Aber er macht die Reise von Persien über Indien, Japan, Amerika und Europa! „Wir haben jetzt Eile; denn wir haben uns in Japan viel länger aufgehalten, als wir eigentlich wollten.“ Das ist verständlich.

Abends auf der amerikanischen Gesandtschaft; General Taft, bisheriger Gouverneur der Philippinen. Er reist jetzt nach Amerika, ist dort als Kriegsminister bestimmt, wird also bei der jetzigen Expansionspolitik Amerikas vielleicht berufen sein, eine Rolle zu spielen. Ein mächtiger wohlbeleibter Herr, mit freundlichen Gesichtszügen, aber von energischem Schnitt, mit graublondem Schnurrbart. Er versteht es ausgezeichnet, sich liebenswürdig zu machen.

Tokyo, 5. Januar 1904.

Eine kaiserliche Verordnung erscheint: sie verbietet der Presse aufs strengste, militärische Nachrichten irgendwelcher Art zu bringen. Das klingt ernst: it means business.

Tokyo, 6. Januar 1904.

Frankreich fängt an, in China und Korea gegen Japan politisch zu wühlen. Trotzdem wird in allen Zeitungen immer noch mehr über Deutschland geschimpft als über Frankreich!

Es tritt immer mehr zutage, wie sehr die Politik der deutschen Regierung es verstanden hat, die Antipathie der Nationen, zumal Japans, gegen sich geradezu systematisch großzuziehen. Und dabei haben wir zur Zeit einen ausgezeichneten Vertreter des Reiches hier. Aber schließlich kann er allein nichts ausrichten, wenn ihm nicht der nötige Rückhalt geboten wird, und zweitens muß er eben für die Sünden seiner Vorgänger aufkommen. Und die sind nicht schwer genug zu bemessen. Man sollte endlich in der Heimat einsehen lernen, wie ungeheuer erschwert die Stimmung für uns Deutsche in der Fremde und unsere Arbeit auf jeglichem Gebiet ist durch den allmählich ins Fleisch gewachsenen Deutschenhaß. Gewiß mag ein Teil dieser Abneigung in einem mehr oder minder bewußten Neid gegen die wirtschaftlich wachsende Bedeutung Deutschlands begründet liegen. Es ist aber falsch und verkehrt, ihn hierauf allein zurückzuführen. Man sollte in Deutschland endlich einmal anfangen, sich selbst zu befragen, warum das eigene Land in dem größten Teil der Welt so gehaßt ist, anstatt immer über die Fehler anderer Länder zu rasonieren.

Tokyo, 8. Januar 1904.

Gestern traf ich Bennett Burleigh, „den berühmten Kriegsberichterstatler“. Er war erst vor kurzem in der Mandchurei und meinte, die Japaner sollten Port Arthur vom Land her

angreifen und selbst unter den größten Opfern den Eingang zu forcieren suchen. Nach seiner Ansicht haben die Japaner keine Aussicht auf Erfolg, wenn sie noch drei Monate warten.

Tokyo, 18. Januar 1904.

Politische Windstille. Die japanische Antwort, kein Ultimatum, ist vor einigen Tagen abgegangen. Man wartet nun auf Rußlands Erwiderung. Offenbar scheut sich die Regierung immer noch vor Krieg. Sonst gäbe sie nicht Rußland eine weitere Frist zur Rüstung. In vier Wochen wird die russische Flotte wesentlich stärker sein als die japanische. Und natürlich rücken in der Mandchurei aus Rußland dauernd neue Truppen nach.

Die Japaner in nicht verantwortlicher Stellung sind dagegen außerordentlich jingoistisch.

Die Behauptung mancher Banken, Japan besitze vollkommen ausreichend Geld für den Krieg, ist mindestens übertrieben. Gerade das Finanzproblem ist das schwerste, die Hauptforge der verantwortlichen Kreise. Freilich die Russen haben auch keinen Überfluß, aber es ist eine Frage, ob sie nicht imstande sein werden, die Japaner zu „überdauern“.

Gestern Besuche bei Erzbischof Osouf, bei Bischof Megabure, meinem langjährigen Freund, und bei Père Everard. Dieser ist der große Profelytenmacher für den Katholizismus. Und er hat gerade unter den gebildeten Protestanten hier schon eine stattliche Beute gemacht. Mir ist es persönlich nicht sympathisch zu beobachten, wie für ihn tatsächlich der Zweck alle Mittel heiligt. Aber ich kann nicht umhin, die selbstverleugnende Art zu bewundern, in der er sich seiner Aufgabe widmet.

Tokyo, 19. Januar 1904.

Komme eben vom Palaß. Auch dort erwartet man die Antwort Rußlands heute oder morgen. Morgen abend wird man wissen, ob Krieg sein wird oder nicht.

Heute sah ich Ito Miyoji. Wir kamen auf die Lage zu

sprechen. Es seien noch keine Truppen nach Korea abgegangen. Man sei allerdings „erzbereit“. Auf meine Bemerkung, daß die Japaner vielleicht sich doch allzu zurückhaltend benahmen, angesichts des aggressiven Tones Rußlands, meinte er: „Ja, sehen Sie, das Allerwichtigste für uns ist, den Mächten durch unsere Geduld und Zurückhaltung zu zeigen, daß wir friedlich gesinnt sind und nicht Kriege suchen.“ Nach einer Pause fuhr er aber fort: „Freilich, unser eigentliches Unrecht besteht darin, daß wir eine gelbe Haut haben. Wären wir weiß wie ihr, so würde uns die ganze Welt zujubeln, wenn wir diesem unerbittlichen Vielfraß Rußland ein energisches Halt! entgegenrufen.“

In diesen bitteren Worten ist viel Wahres. Andererseits aber dürfen die Japaner doch nicht vergessen, daß sie die Führung eben der gelben Völker übernehmen wollen und daß deren Vorherrschaft in Ostasien manchem von ihnen vorfährt.

Im Gegensatz zu der wüsten Hatz gegen Deutschland in der ganzen japanischen Presse war es erfreulich, von ihm zu hören, daß man in maßgebenden Kreisen die Haltung Deutschlands einwandfrei findet.

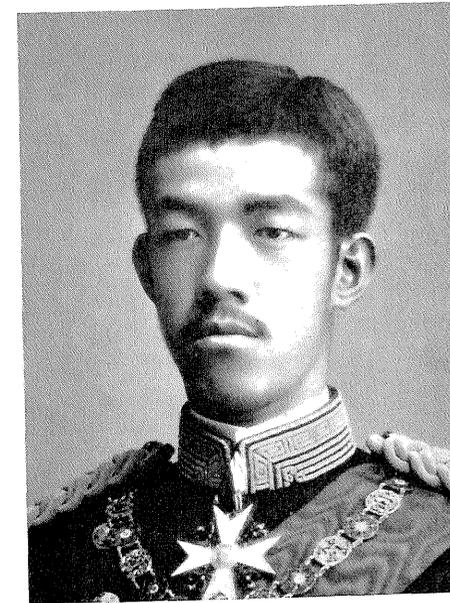
Tokyo, 27. Januar 1904.

Inzwischen treffen die Japaner die verschiedensten Vorbereitungen. Der Premier- und der Finanzminister riefen alle wichtigen Bankhäupter zu sich, vereinbarten mit ihnen eine einheimische Anleihe von hundert Millionen Yen, auszugeben zu 95,5% Zinsen und in 5 Jahren zurückzahlbar. Das ergibt einen Zinsfuß von 6,4%.

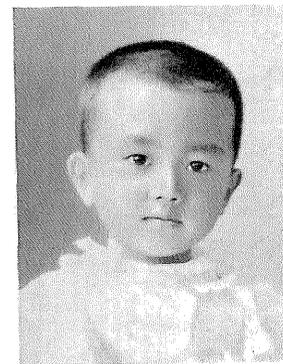
Ferner ein Erlaß: die Schiffahrt kann an beliebigen Stellen bei Tage völlig verboten werden.

Tokyo, 5. Februar 1904.

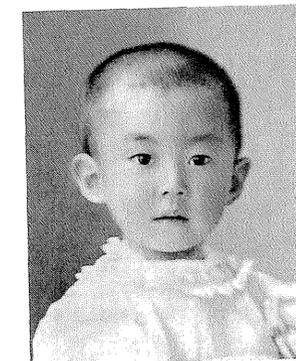
Traf heute beim Empfangstag den belgischen, den französischen, nachher auch den deutschen Gesandten. Sie erzählten mir, der Minister des Äußeren habe seinen gewöhnlichen Donnerstagsempfang — also den geftrigen — der



KRONPRINZ YOSHIHITO
nachmals Kaiser Taisho



MICHINOMIYA
der jetzige Kaiser Hirohito



YASUNOMIYA
der jetzige Prinz Chichibu

fremden Gesandten zunächst auf heute, dann weiter auf morgen verschoben. Man glaubt allgemein, daß er morgen dann eine wichtige politische Erklärung abgibt.

Jetzt zweifelt kein Mensch mehr am Krieg.

Tokyo, 6. Februar 1904.

Förmlicher Kurssturz an der Börse. Die meisten Papiere, auch ganz sichere, wie die Nippon-Eisenbahn, fielen um 5 bis 8%. Viele Aktien sind seit zwei Monaten um 25% gefallen! Und das schon vor Ausbruch des Krieges! Was soll erst werden, wenn man in Japan sieht und fühlt, was ein solcher Krieg bedeutet, und erst, was er kostet!

Der Ministerpräsident Katsura hat eine schwere Zeit, jeden Tag und Nacht Sitzungen, Sitzungen, sieht aber gut aus.

Die Spannung ist ungeheuer. Unmöglich kann sie auch nur noch einige Tage anhalten.

Tokyo, 7. Februar 1904.

Geheime Mobilmachung!

Nun naht die letzte Entscheidung!

Die Reserve ist einberufen. Mein Wagenzieher ist traurig, da sein einziger verheirateter Sohn eingezogen ist. Von den Dienern der englischen Gesandtschaft sind drei einberufen. Dabei dürfen von all diesen Verordnungen die Zeitungen nichts bringen. Von morgen ab alle Chiffretelegramme verboten.

Tokyo, 7. Februar 1904.

Abbruch der Verhandlungen

Krieg!

Nun also haben wir Krieg — oder so gut wie Krieg.

Der Minister des Außern, Komura, teilte vorgestern abend Baron Rosen mit, daß Japan die Verhandlungen abbricht,

nachdem es trotz wiederholter dringender Aufforderung noch immer keine Antwort erhalten hat!

Rosen hat dem österreichischen Gefandten die Vertretung der russischen Interessen übergeben, wird angeblich am Freitag abreifen. Jedermann bedauert ihn aufs herzlichste. Man weiß, daß er ein aufrichtiger Freund Japans ist. Als ich ihn und seine Frau vor zweieinhalb Jahren in München traf, äußerten beide tiefstes Heimweh nach Japan. Sie waren glücklich, freuten sich aufrichtig, als sie die Nachricht von ihrer abermaligen Ernennung für Tokyo erhielten, hatten ja keine Ahnung, welche schwere Zeit ihnen bevorstand. Daß gerade ihm die Aufgabe zufallen mußte, die unverantwortlich verletzende Art seines Landes zu vertreten, ist tragisch. Seinem Vorgänger Iswolski, der die Japaner nicht ausstehen mochte, wäre eine solche Aufgabe sicherlich ein Vergnügen gewesen!

Alle Aktien fallen weiter.

Tokyo, 9. Februar 1904.

War gestern beim Begräbnis Professor Taguchis. Wartete im Tempel eine halbe Stunde auf den Zug inmitten zahlreicher Japaner, die ich seit vielen Jahren kenne. Aber auch aus ihnen war über ihre Anschauungen über den Krieg nichts zu erfahren. Auch unter sich schienen sie nicht darüber zu sprechen. Diese Selbstbeherrschung ist einfach erstaunlich.

Heute früh Veröffentlichung der amtlichen Darstellung der japanischen Forderungen und der Verhandlungen mit Rußland. Danach kann niemand den Japanern übel nehmen, daß sie die Geduld verloren und die Verhandlungen abbrachen. Natürlich benützt die russische Regierung die Gelegenheit, um die Japaner als Friedensbrecher darzustellen. Dies dürfte ihr jedoch nichts helfen. Tatsache ist nun einmal, daß der Friede daran scheiterte, daß Rußland seine feierlich gegebenen Versprechen nicht hielt. Japan hat seine Stellung kurz und klar ausgesprochen und hat sich durch seine Geduld die Sympathien aller — wenigstens Unbefangenen — gesichert.

Allgemeine Ansicht: Daß eine eigentliche Kriegserklärung nicht mehr stattfindet oder doch, daß man sie nicht abwartet, sondern den Gegner angreift, dort wo man ihn findet.

Tokyo, Dienstag, 9. Februar 1904, abends.

Beginn des Kriegs

Erste Nachrichten: „Am 7. (also vorgestern) haben die Japaner den im Hafen von Tschemulpo liegenden Kreuzer Waryag (6500 tons) und ein Kanonenboot (1800 tons) genommen, gleichzeitig die beiden neuen großen Schiffe der ostsibirischen Linie, die den Verkehr zwischen Nagasaki und Dalny vermitteln.“

Weiter: „Die japanischen Truppen sind in Tschemulpo gelandet und sofort weiter auf Söul vorgestoßen.“

Der Jubel der Japaner in Söul, die in sehr übler Lage waren, soll ebenso grenzenlos gewesen sein, wie die Beistürzung der Koreaner, namentlich des Hofes. Dieser hatte nämlich die Russen um zweitausend Mann Truppen gebeten. Nun aber kommen statt deren die Japaner. Und im Hafen der Hauptstadt, in Tschemulpo, werden russische Kriegsschiffe weggenommen! Das muß allerdings dem feigen Kaiser eine nicht geringe Überraschung und ein schlimmer Schreck gewesen sein! Er soll übrigens schon vor einigen Tagen beschloffen haben, sich im Notfall nach bekanntem Vorgang in die französische Gesandtschaft zu flüchten.

Gleichfalls in fataler Lage dürfte sich der russische Gefandte in Söul befinden. Er hat sich durch maßlose Frechheit gegenüber Japan ausgezeichnet und dem Kaiser in Söul stets weisgemacht, die Japaner würden es nun und nimmer wagen, allen Ernstes Rußland anzugreifen.

Sonderbarerweise machte der Abbruch der Verhandlungen eine Hausse an der Börse. Man erklärt das dadurch, daß die Ungewißheit vorbei ist, die das Schlimmste war. Daß heute mittag alle Aktien weiter stiegen nach Bekanntwerden des Sieges in Tschemulpo, ist natürlich.

Tokyo, 10. Februar 1904, 11 Uhr vormittags.

Japanischer Sieg zur See!

Ein Extra der Jiji Shimpo: „Vorgestern nacht um elf Uhr griffen die Japaner vor Port Arthur russische Kriegsschiffe an, versenkten zwei Schlachtschiffe und einen Kreuzer durch Torpedo.“ Dies klingt derart fabelhaft, daß man kaum glauben kann: Unmittelbar unter den Kanonen vor Port Arthur! Bestätigt sich aber die Nachricht, so reiht sie sich würdig in die Kette der kühnsten Kriegstaten der Geschichte.

Der Jubel in Tokyo ist natürlich ungeheuer.

Die Prahlerei über die Japaner bezahlt sich übel.

Nachmittags auf der russischen Gesandtschaft zum Abschied. Baron Rosen und seine Frau fahren morgen nach Europa. Beide versicherten, sie freuten sich aufrichtig, jetzt einen alten lieben Freund noch einmal zu sehen. Mußte ihnen versprechen, sie in München aufzusuchen, wo die Heimat der Baronin ist. Rosen, so sehr er Japan liebt, ist doch jetzt verständlicherweise verbittert. Er äußerte sich scharf über die „unschöne Überrumpelung“ der russischen Schiffe in Tschemulpo. An die Zerstörung der drei russischen Schlachtschiffe bei Port Arthur glaube er nicht.

Tokyo, 11. Februar 1904, nachmittags.

Noch immer kein offizieller Bericht des Admiral Togo.

Es beginnt eine große Unruhe zu herrschen.

Abends. Endlich der durch einen großen Sturm verspätete Bericht Admiral Togos. Er ist sehr bescheiden. Ja, danach könnte man den Erfolg der Japaner für geringer halten, als selbst die Russen zugeben.

Abends auf der Bahn die Mitglieder der russischen Gesandtschaft „weggesehen“. Kam durch einen Irrtum zu früh auf den Bahnhof. Die eine Hälfte des Vorraums war hermetisch abgegrenzt mit einer Doppelreihe von Gendarmen und Polizisten mit Säbeln und Revolvern bewaffnet. In dem freien Raum standen in Gehrock und hohem Hut zwei

Herren vom Auswärtigen Amt, um den Gesandten und seinen Stab zu empfangen. Allmählich fand sich das ganze diplomatische Korps und auch andere Fremde aus Tokyo ein. Offiziell war der Hof vertreten durch den Hofminister Tanaka und seine Frau. Verhalten der Russen, auch der Damen, in der peinlichen Lage sehr gefaßt, würdig und ruhig.

Baron Rosen darf den Trost mitnehmen, daß er die aufrichtige Sympathie aller Japaner mit sich nimmt. Man bedauert ihn allgemein.

JAPANS LAND UND VOLK IM KRIEG

Februar bis September 1904

Numadzu, 12. Februar 1904.

Morgens mit Oka zum Kronprinzen, der sich in seiner Villa in Numadzu aufhält. Shidzuma bei Numadzu ist eine der anmutreichsten Buchten Japans, viel besucht im Winter wegen seines milden Klimas. Hier auch liegt das „Land-Palais“ des Kronprinzen. Befinden gut. Mit väterlichem Stolz fordert er mich auf, seine Kinder zu sehen, die im Nachbarhaus beim Grafen Kawamura wohnen oder vielmehr in Pflege sind. Und er darf mit Recht stolz auf sie sein. Es sind zwei prächtige Buben. Der älteste Sohn Michinomiya*, zweieinhalb Jahre, ist ein gesunder Junge, wie sein Vater von dunkler Hautfarbe und ihm auch etwas ähnlich. Der jüngere, Yasunomiya, anderthalb Jahre, ist ein ganz ungewöhnlich hübsches Kind mit sehr feinen Zügen und mit einem Gesichtchen wie Milch und Blut und für sein Alter sehr aufgeweckt.

Diese sonderbare altjapanische Hofetikette der Erziehung junger Kaiserprinzen in fremden Häusern ist begründet durch die eigenartige Stellung des Kaiserhauses in der japanischen Geschichte. Die tatsächlichen Machthaber Japans, die Shoguns — man vergleicht ihre Stellung meist mit der des Majordomus zur Merowingerzeit —, strebten nach früheren unliebsamen Erfahrungen dahin, jeden etwaigen Versuch der Kaiser, wieder zur tatsächlichen Macht zu gelangen, schon im Keime zu ersticken. So wurden die Prinzen sofort nach ihrer Geburt der Mutter genommen und einem alten Hofbeamten und dessen Familie übergeben, der sie durch Ammen ernähren ließ und wo ihre Erziehung genau kontrolliert werden konnte. Diese Sitte war eben eine wohlwogene politische

* Michinomiya ist der gegenwärtige Kaiser Hirohito, Yasunomiya der Prinz Chichibu. Bilder nach Seite 272

Maßnahme, ein Glied in jener Kette, die den Kaiser gänzlich isolierte, sowohl von seinen nächsten Angehörigen, als von seinem Volke. Die Kinder wurden so den Eltern entfremdet, irgendeine persönliche Anhänglichkeit konnte sich nicht bilden. Sie hatten keinerlei Möglichkeit, irgendwelche gemeinsame Interessen zu besprechen. Jede Begegnung war einer strengen Etikette unterworfen. Der Kaiser durfte seine Kinder nie ohne Zeugen sehen. Und wenn sie sich trafen, so waltete eine unerbittliche Zeremonie, die jede Annäherung unmöglich machte. Auf diese Weise wurde systematisch verhindert, daß Vater und Sohn sich gegen die Machthaber verschwören konnten.

Unter diesem von den Tokugawa-Shoguns raffiniert durchgeführten System wurde großenteils auch selbst der jetzige Kronprinz erzogen. Wenn er seinen Vater besucht, so geschieht es immer in zeremonieller Weise, in Gegenwart zahlreicher Beamter. Wenn der Kronprinz krank ist, erkundigt sich der Kaiser stets und häufig nach seinem Befinden, aber er besucht ihn nicht, solange nicht die äußerste Lebensgefahr besteht.

Heute ist diese Etikette eine geradezu widersinnige, unnötig grausame und ungesunde Tradition. Ich gab mir daher redlich Mühe, sie abzuschaffen, unter besonderem Hinweis darauf, daß für den Gesundheitszustand des Kronprinzen und der Prinzessin ein natürliches Zusammenleben mit den Kindern sicherlich von großem Vorteil wäre. Bisher leider vergebens. Es ist nur ein Glück, daß Graf Kawamura eine kluge Frau und eine kluge Tochter besitzt, die das Möglichste tun, um den kleinen Prinzen jede erdenkliche Freude zu verschaffen. Aber das Elternhaus können sie doch nicht ersetzen.

Sprach länger mit Kawamura. Er ist ein kleiner und aktiver Herr oder richtiger, er war sehr aktiv. Jetzt ist er ein Greis von 68 Jahren, leidet an Schrumpfnieren und Asthma, und das Sprechen wird ihm fauer. Er redet daher meist wenig. Nur wenn vom Krieg die Rede ist, wird er lebhaft. Und als

jüngst die Siegesnachrichten kamen, wurde er ganz erregt und redete so viel, daß er einen schlimmen Anfall bekam. Sein unbestreitbares Verdienst ist es, daß er die japanische Marine großenteils organisiert hat. Und er ist mit Recht stolz auf sie. Wenn er sie rühmen hört, ist er wie das alte Kavalleriepferd, das beim Klange der Trompeten die Ohren spitzt. Ich fürchte, er wird nicht lange mehr leben. Er ist einer meiner ersten Bekannten in Japan.

Abends zurück nach Tokyo. Hier herrscht einige Aufregung: drei russische Kreuzer in Wladiwoftok, die man japanischerseits vorläufig ganz ignoriert hatte, sind plötzlich gegen Nord-Japan vorgestoßen, haben ein japanisches Handelschiff versenkt, die Tugarustraße passiert und sollen mit Volldampf nach Süden gesichtet sein. Dabei ist die ganze Ostküste von Kriegsschiffen entblößt. Daher erwächst den Handelschiffen hier große Gefahr.

Tokyo, 13. Februar 1904.

Heute Feldmarschall Yamagata konsultiert. Schon seit längerer Zeit leidend, beteiligt er sich nur beratend am Krieg. Er bildet mit Marquis Ito, Graf Matsukata und Graf Inouye den noch heute lebenden Teil des Genro, „Rat der Alten“, also wörtlich des „Senats“.

Diese Genro spielten in der Politik Neujapans eine ganz außerordentliche Rolle. Sie repräsentierten, was noch übrig ist von den Männern, die das moderne Japan geschaffen haben. Sie gehören zur Sacho-Gruppe, d. h. zu den Fürstentümern von Satsuma und Choshu, die in der Hauptfache die Restauration begannen und durchführten. Diese wenigen — also eine eigentliche Oligarchie — regierten Japan bis zur Geburt des Parlaments. Dieses Parlament hatte schon während seines zehnjährigen politischen Embryonalzustandes in Form der öffentlichen Meinung immer wieder versucht, den Einfluß der Genro zu untergraben. In Wahrheit aber blieb derselbe beim Kaiser maßgebend. Die politischen Parteien und fast die ganze Presse schrien sich fast heiser gegen die

„Regierung hinter den Kulissen“. Als dann vor sechs oder sieben Monaten der Kriegslärm begann, wurde stürmisch verlangt, daß die Genro kalt gestellt werden. Aber es kam anders. Marquis Ito, der leider unvorsichtigerweise — anscheinend um die Macht nicht zu verlieren oder auf „legalem“ Wege seinen Einfluß sich zu sichern — sich aufs Parteileben eingelassen und die Führung der stärksten Partei, der Seiyukai, übernommen hatte, kam in große Verlegenheit. Denn seine eigene Partei gehorchte ihm in keiner Weise mehr und gab ihm offen zu verstehen, wie wenig sie sich aus ihm mache. Da war nun guter Rat teuer. Es wurde dann ein neuer Kabinettsrat geschaffen, der aus den vier oben genannten Genro besteht, mit Ito als Präsident. Dieser mußte natürlich seine Parteistellung aufgeben, wofür er scheinbar einen guten Grund besaß. Heute zweifeln auch die schlimmsten Schreier nicht mehr, daß die Genro denn doch nicht so „verbraucht“ sind, daß man sie im Gegenteil noch recht notwendig braucht.

Tokyo, 16. Februar 1904.

Allmählich erfährt man von dem tiefen Eindruck, den die ersten allerdings übertriebenen Berichte in Europa erweckten. Endlich — endlich müßten doch Deutschland die Augen aufgehen, wenn man die Schwäche des unüberwindlichen Rußland derart bloßgelegt sieht. Namentlich aber ist dies lehrreich für unsere Marine und Beamten im Osten, die aus ihrer Geringschätzung der Japaner und der einseitigen Bewunderung Rußlands keinen Hehl machten. Vielleicht wird sich jetzt mancher von ihnen noch der Gespräche erinnern, die wir im letzten Sommer miteinander führten. Meine Ansicht, daß die Japaner Rußland angreifen und dabei durchaus keine schlechten Aussichten haben, wurde einfach belächelt. Ich hätte eben als blinder Japanischwärmer jeden Maßstab für europäische Verhältnisse verloren, statt daß sie sich sagten, daß ich immerhin die Japaner besser zu beurteilen vermag als die meisten unter ihnen. Doch bin ich an diesen letzten Vorwurf ja von eigenen Freunden und Verwandten her gewöhnt.

Es ist dies der Vorwurf, dem sich jeder aussetzt, der das, was er in der Welt gesehen und gelernt hat, seinem Vaterland zunutze machen möchte.

Tokyo, 19. Februar 1904.

Admiral Stark als Oberbefehlshaber von Port Arthur abgesetzt. An seine Stelle tritt Makarow, der beste Seeoffizier der Russen. Seine Untergebenen erklären ihn geradezu für ein Seegenie wie keines seit Nelson. Er ist der Erfinder der Eisbrecher, die den Russen in Wladiwostok, in Port Arthur und auf dem Baikalsee viel wertvolle Dienste geleistet haben. Vor etwa sechs Jahren kommandierte er für zwei Jahre das russische Geschwader hier im Osten. Damals verkehrte ich viel und gern mit ihm. Er ist ein großer stattlicher Mann mit sympathischen Zügen, mit langem Bart, ein Typ übrigens, dem man unter den Deutschen an der Ostsee häufig begegnet, wie ihn auch unser Admiral Tirpitz vertritt. Wir sprachen auch öfter über die militärischen Eigenschaften der verschiedenen Völker, zumal auch der Japaner. Aber in seinen Augen überschätzte ich diese gewaltig. Jetzt wird ihm die Erkenntnis bitter und schmerzlich beigebracht. Aber auch die Japaner dürften in ihm einen selten befähigten und gefährlichen Gegner finden. Das wissen diese sehr genau.

Tokyo, 20. Februar 1904.

Telegramm Kaiser Wilhelms: Alle offenen Betten im deutschen Marinelazarett in Yokohama sollen für japanische Verwundete zur Verfügung stehen. Er scheint seine alten Sünden gegen Japan wieder gutmachen zu wollen. Leider aber gibt es manche Fehler, zumal in der Politik — und mögen sie selbst unscheinbar sein —, die man nur schwer wieder beheben kann. Gehört sicherlich ein hoher Grad von Fähigkeit dazu, in der Politik gleich von Anfang an das Richtige zu erkennen, so bedarf es doch kaum minder großer Kunst, um einen schon verfahrenen Kurs wieder einzurenken. Denn ist erst einmal das „Mißtrauen“ in dem andern erwacht, so wird

jedem — oft dem freundschaftlichsten gemeinten — Schritt irgendein verdächtiges Motiv untergeschoben. Je tiefer ein solches Mißtrauen mit der Zeit eingewurzelt ist, um so mehr gehören stetige Einsicht, Takt und Bescheidenheit her, jenem den Nährboden zu entziehen, lauter Eigenschaften, die leider gerade unserer Herrscher gänzlich abgehen. Man könnte vorhalten, es sei ungut, immerwährend zu kritisieren, und der Kaiser könne eben nichts mehr recht machen. Man solle sich freuen, daß er doch anscheinend aus den Ereignissen gelernt habe. Gewiß ist es erfreulich. Und nichts liegt mir ferner als grundloses „Geschimpfe“ gegen die Regierung. Im Gegenteil, ich besleißige mich prinzipiell, die Anschauung zu vertreten, daß ein jeder nach Kräften seine Regierung zu unterstützen hat. Aber unser Kaiser macht einem diesen Voratz bei Gott nicht leicht, wenn nicht unmöglich. Nach all den bisherigen Erfahrungen seiner Politik vermag ich eben nicht zu glauben, daß er wirklich und innerlich umgelernt hat. Der Kaiser ist eben anscheinend seiner ganzen Anlage nach impulsiv — eine ungeliebte Eigenschaft für einen Herrscher — läßt sich daher von den Eindrücken des Augenblicks fangen und beherrschen. Er springt von einem Extrem zum andern. Hierbei mag er sich selbst — subjektiv — sicherlich für gelehrig und seine Handlungsweise als eine Anpassung an die jeweilig neu-geschaffene Lage halten — also als „Realpolitik“ —, während sie im Grunde nichts weiter ist als eine „Saltomortale-Politik“. Er ist nicht nur in seiner Garderobe, sondern auch in seinen Anschauungen ein Verwandlungskünstler auf den Brettern des Weltvarietés.

Dieselbe Geschichte wie in Südafrika. Erst die Engländer durch das Telegramm an Krüger schwer beleidigt, dann Gutmachenwollen durch äußerste Freundlichkeit. Hier erst das Bild über die Gelbe Gefahr und jetzt diese besondere Liebenswürdigkeit!

Eine lustige Anekdote: gestern kam eine arme Frau auf die Polizei und bat, ihren Mann als russischen Spion zu verhaften. Die Polizei spitzte die Ohren, fragt sie sofort aufs

genaueste aus. Da ergab sich, daß ihr leichtsinniger Mann, während sie einkaufen ging, ihr bißchen Hab und Gut zusammengepackt hatte und davongegangen war. Sie hoffte, daß man ihn rascher fange, wenn er für einen Spion gelte.

Tokyo, 24. Februar 1904.

Wie schon oft, besteht wieder Reibung zwischen der Armee und Marine, speziell zwischen Yamagata (Marshall) und Yamamoto (Marineminister). Da die Marine gänzlich in Händen von Satsuma ist, so hat natürlich dieser Clan einen starken Vorsprung vor Choshu, das zwar im Landheer sehr mächtig, aber doch nicht allein maßgebend ist. Das Auftreten der Marine in den letzten Jahren und die jüngsten Kriegstaten haben nun im Heer viel Eiferfucht erweckt. Hoffentlich geht der Streit nicht so weit, daß das Land darunter leidet.

Tokyo, 27. Februar 1904.

Bei dem angeborenen Reichtum der Japaner an Humor bemächtigt sich dieser selbstverständlich der Situation. Es regnet satirische Zeichnungen, gute und schlechte, manche mehr oder minder geschmackvoll. Entgleisungen, wie z. B. eine Postkarte, auf der Alexejew von japanischen Schwertern durchbohrt ist, wurden von der Polizei verboten.

Tokyo, 2. März 1904.

Heute ist mir etwas zugestoßen, was ich mir wirklich nicht hätte träumen lassen: ich stehe beim Volke der Stadt in Verdacht, daß ich ein russischer Spion bin!

Es ist derart wahnwitzig, daß ich es immer noch kaum fassen kann.

Vorgestern erzählte mir der portugiesische Gefandte, er halte es für seine Pflicht als mein Freund, mir mitzuteilen, daß nach Angabe seines Dieners unheimliche Gerüchte über mich umgingen. Es heiße, die japanische Regierung habe alle mir verliehenen Orden zurückverlangt und ich müßte das

Land plötzlich verlassen! Er forschte nach und stellte fest, daß der Diener das Geschwätz in der Gefindestube des Imperial-Hotels gehört hatte. Zunächst lachte ich und erklärte es einfach für ein albernes Geschwätz. Gestern aber sagte mir Lönholm, demgegenüber ich dies erwähnte, er müsse gestehen, daß auch er etwas davon erfahren habe und zwar von ganz anderer Seite. Schließlich fand ich, daß selbst meine Kutscher davon wußten, daß gerade auf der deutschen und englischen Gesandtschaft viel davon die Rede sei, daß endlich der Reishändler von meinem Kutscher sein Geld früher verlangte als gewöhnlich, weil er gehört habe, sein Herr gehe „sofort“ nach Europa! Da schien mir der Fall doch zu ernst und ich bat Hashimoto, in meinem Namen mit dem Minister des kaiserlichen Hauses zu reden. Denn es könne diesem nicht gleichgültig sein, wenn über mich derartige Gerüchte verbreitet würden. Auch mußte ich in den Augen der törichten Menschen, die den Unfinn glaubten, als doppelt schlimm erscheinen, da mir ja der Kaiser selbst sein Vertrauen so oft bezeugt hatte. Und bei der Erregung des Volkes durch den Krieg, bei etwaigen plötzlichen Ausbrüchen des Fanatismus, war die Sache auch nicht ohne Gefahr. Viscount Tanaka, der Hofminister, war aufs höchste erstaunt, telephonierte sofort an den Polizeipräsidenten. Dieser meldete, es sei in der Tat eine Denunziation eingelaufen, aber es sei sofort klar gewesen, daß nichts daran sei. Ich möge mich beruhigen. Heute früh schickte der Minister den Zeremonienmeister Nagasaki, um mir sein Bedauern über den Fall auszudrücken und mir eine Leibwache von Detektiven anzubieten, da auch nach seiner Auffassung bei der Stimmung des Volkes doch etwas passieren könnte. Ich lehnte die Wache ab, erklärte jedoch, daß ich vom Kunaisho erwarte, daß es den Urheber der Infamie ausfindig mache und daß es Schritte unternehme, um die öffentliche Meinung darüber aufzuklären. Es liege das ebenso sehr in seinem wie in meinem Interesse. Nagasaki versprach, dem Minister alles zu berichten.

Eine Stunde später kam der Chef der Distriktpolizei mit

einem Schutzmann in Zivil, den er mich bat anzunehmen. Ich stimmte zu, daß er im Haufe bleibt. Aber wenn ich in die Stadt fahre, möchte ich lieber auf seine Begleitung verzichten.

Am Abend höre ich, daß ebenfalls besonders von den Kutschern der deutschen und englischen Gesandtschaft und des Teikoku-Hotels das Gerücht verbreitet wurde, alle Deutschen seien russische Spione! Namentlich galt der so sehr japanerfreundliche deutsche Militärattaché Major von Etzel für den Oberspion. Da er erwartet, bald auf den Kriegsschauplatz zu gehen, hat er seine Wohnung aufgegeben und ist ins Hotel gezogen. Als der Wagenzieher heute sein Gepäck dorthin brachte, sagte der Hoteldiener: „Wir brauchen keinen russischen Spion hier! Wirf das Gepäck auf die Straße!“

Höchst merkwürdig, daß die Spionenseuche gerade jetzt ausbricht, nachdem Deutschland sich gegen Japan so freundlich gezeigt hat. Man kann sich dem Gedanken nicht verschließen, daß fremde Elemente hier sind, die bestrebt sind, Unfrieden zu stiften. Das sind aber eben die Folgen unserer russischen Politik oder sagen wir besser Rußlanddienerei, von der wir zu Hause keine Vorteile, von der wir aber hier außen alle Unannehmlichkeiten persönlich verspüren müssen.

Tokyo, 3. März 1904.

Herr Nagasaki kam wieder im Auftrag des kaiserlichen Hofministers. Er berichtete, etwa Mitte Januar habe die Zeitung Yamato Shimbun meinen Namen in einer Liste spionverdächtiger Fremder angegeben. Die Regierung will dafür Sorge tragen, daß die Zeitung einen Widerruf bringt.

Tokyo, 6. März 1904.

Die Sache hat sich aufgeklärt. Offenbar war der Ausgang das alberne Geschwätz eines Dieners der russischen Gesandtschaft. Rosen hatte mich wegen eines unerträglich schmerzhaften Ohrenleidens noch am Abend vor seiner Abreise rufen

lassen. Dies hat den „Verdacht“ erregt. Bald darauf brachte die Yamato Shimbun einen Artikel über den russischen Bischof Nicolai als russischen Spion und darin waren auch noch andere der Spionage verdächtige Fremde angeführt, darunter auch mein Name. Heute bringt die Zeitung eine demütige Abbitte, in der sie meine Verdienste um Japan hervorhebt und erklärt, es sei ihr unbegreiflich, wie ihr derartiges unterlaufen konnte. Gestern enthielt die Niroku Shimbun einen ähnlichen Lobesartikel über mich.

Als Ito durch Hashimoto von dem Fall erfuhr, habe er hell aufgelacht. Derartigen Blödsinn solle ich überhaupt nicht beachten. Im übrigen sei er gerne bereit, falls ich es wünsche, bei nächster Gelegenheit meine Verdienste um Japan öffentlich hervorzuheben.

Tokyo, 8. März 1904.

Japan hat mit Korea ein überaus wichtiges Abkommen getroffen. Die Unabhängigkeit Koreas und seines Herrscherhauses wird gewahrt. Die Verwaltung jedoch soll mit Hilfe Japans reformiert werden. Ferner soll Korea nichts ohne Japans Einwilligung unternehmen, namentlich nicht mit dritten Mächten verhandeln. Die japanischen Forderungen sind sehr bescheiden — aber ob nicht nur zunächst?

Vorgestern erhielt ich einen Brief von Dr. Wüsch in Söul, der mit den Ausdrücken der höchsten Achtung von der Disziplin und dem Benehmen der japanischen Truppen spricht. Sie haben ihm „einen gewaltigen Eindruck gemacht“. Auch das diplomatische Vorgehen zeichne sich durch Takt und Mäßigkeit aus.

Tokyo, 14. März 1904.

Abends große Gesellschaft bei der deutschen Gesandtschaft. Führt Frau von Kotze zu Tisch, eine Nichte Bismarcks. Sie machte einige sehr richtige Bemerkungen, daß nämlich der Deutsche zwischen anmaßendem lautem Wesen und zwischen Kriecherei keinen Mittelweg kennt. Das ist es ja leider,

worüber ich immer klage: es fehlt an ruhigen und selbstbewußten Männern, frei von Nörgeln und Neid mit weitem Horizont, der auch den andern etwas gönnt.

Ferner waren da der belgische Gefandte mit feiner ästhetisch angelegten Gattin, die jüngst in ihren reifen Jahren ein Bändchen „Liebes- und andere Lieder“ veröffentlicht hat, der vielbeschäftigte kluge japanische Vizeminister Chinda, der kaiserliche Hausminister Tanaka, nebst ihren lebenswürdigen Frauen, ein englischer Aristokrat, der aus Liebhaberei Kriegsberichterstatte ist, Melton Brior, der berühmte englische Zeichner und Karikaturist, ein französischer Diplomat, mehrere japanische Beamte und ein halbes Dutzend jüngerer Angehöriger der deutschen Aristokratie, die zur Gefandtschaft in Beziehung stehen, und nicht zuletzt Herr Boas! Dieser Herr scheint eine ganz gewaltige Meinung von der Bedeutung seiner Person zu besitzen. Er sei der Berichterstatte für ein deutsches Riesenbüro, das hundert Zeitungen verfolge, er schreibe somit für zwei Millionen Leser. Es ist ein schlimmes Zeugnis für die deutsche Presse, daß man jemand hieher schickt, der keine Ahnung vom japanischen Land und Volk besitzt. Und dieser Mann hat nun die Aufgabe, Deutschland über Japan zu belehren. Persönlich wird er von allen gemieden. Auf der Gefandtschaft behandeln sie ihn herzlich schlecht. Aber das empfindet er nicht. Davor schützt ihn seine Eigenmeinung.

Tokyo, 24. März 1904.

Abends zu Tisch beim italienischen Gefandten Melegari. Er sowohl wie seine Frau sind reizende Menschen. Beide sprechen Deutsch. Mein Tischnachbar, der amerikanische Gefandtschaftssekretär Fergusson, kommt eben von Washington zurück. Er erklärt die geradezu fanatische Begeisterung für Japan in den U.S.A. als „Mache der Juden“ durch Beeinflussung der Presse. Es muß in der Tat irgendeine besondere Ursache für dieses Phänomen vorhanden sein. Denn es ist etwas Unnatürliches darin. Wenn man amerikanische

Zeitungen liest, so hat man den Eindruck, die Vereinigten Staaten und nicht England seien der Verbündete Japans.

Zugegen war auch der Vizekriegsminister General Ishimoto. Er sagte mir, vor Mitte April dürfe man auf wichtige Nachrichten von der Armee nicht rechnen.

Tokyo, 9. April 1904.

Frühling, Farben, Blumen. Schwer, die Schönheit in diesen Tagen mit den Sinnen, unmöglich, sie mit Worten zu fassen. Die Kirschen dieses Jahr besonders voll in Blüte. Der Blick auf die weitere parkartige Umgebung mit dem Meer in Fernen ist vom oberen Stock der Wohnung ein einziger Zauber und der Park schöner selbst als im berühmten Ueno. Dort sind die Kirschbäume allzu massiert. Das ganze wirkt protzig. Hier dagegen im Garten heben sich die einzelnen, mit dichten mattrosa Blütenballen bedeckten Bäume graziös zwischen dunklen Kiefern, Tannen, immergrünen Eichen ab. Eine Zartheit, ein Duft über dem Bilde, zum Atmen, nicht zu beschreiben.

Die lange Kirschbaumallee, vom Hoftor auf das Haus zuführend, schmückt gleichfalls vollste Blüte. Wenn ich nun vom Haufe aus unter dem Blütengewölbe durchblicke, so ist der Hintergrund gebildet vom feierlichen Dunkelrot des Hikawatempels jenseits der Straße mit uralten Riesenbäumen. Zwei Pyrusjaponica-Sträucher, der eine mit weißrosa Blüten, in Halbkugelform, erregen allgemeine Bewunderung. Dazwischen Ahornsträucher, auch jetzt feuerrot, bilden eine schöne Unterbrechung des Grün und Weiß.

Es ist das letzte Mal, daß ich all dies beschaue und genieße. Im nächsten Jahr hoffe ich in der Heimat zu sein. Könnte ich doch diesen Garten mitnehmen! Er ist einer der schönsten in Tokyo. Kein Wunder, daß ihn der erste Bankier Japans, Mitsui, erworben hat.

Abends beim deutschen Gefandten. Große Gesellschaft. Spreche mit dem Kriegsminister über allerlei. Sonderbarerweise ist er über den Krieg weniger zugeknöpft wie andere

Japaner. Oder er hält sich wenigstens mir gegenüber weniger zurück. Er gibt unumwunden zu, daß Togo den Fehler machte, am ersten Abend bei Port Arthur nicht in den Hafen nachzustoßen und die gesamte russische Flotte anzugreifen, auf die Gefahr hin, ein oder zwei Schiffe zu verlieren. Jetzt sei die Sache recht schwierig.

Tokyo, 12. April 1904.

Nachmittags Begräbnis des Kapitän Hirose. Dieses gestaltete sich zu einer nationalen Kundgebung. Denn dieser Hirose hatte schon vor seinen beiden kühnen Versuchen, bei denen sein Leben von Anfang an sicher verloren schien, sich in der Marine eines besonderen Rufes erfreut. Für äußere Ehrungen völlig gleichgültig, den Wein und die Liebe verschmähend, ging er völlig in seinem Dienste auf. Dabei war er freundlich, leutselig, für seine Untergebenen unermüdlich besorgt. Er hatte keine Frau, da er der Überzeugung lebte, ein Marineoffizier müsse gleich einem Priester sich gänzlich seinem Dienst widmen und dürfe sich nicht durch persönliche Bande beeinflussen lassen. Sein Tod war tragisch. Denn schon hatte er unter heftigstem Feuer der Forts und der Kriegsschiffe seinen Ballastdampfer versenkt, als er sich nicht retten wollte, ohne auch seinen tapferen Maschinisten in Sicherheit zu wissen. Dreimal ging er unter Deck, ohne ihn zu finden. Da — als er nach vergeblichem Suchen endlich in das Boot sprang, zerriß ihn eine Granate, während nur „ein kleines Stück Fleisch“ von ihm ins japanische Boot fiel. Dies wurde sorgfältig aufbewahrt und heute auf Aoyama in Tokyo beerdigt. Der Kaiser verlieh ihm nachträglich, also nach seinem Tode, einen für seine Stellung unerhört hohen Rang.

Solche posthume Ehrung erscheint dem Europäer lächerlich, ist es aber nicht, da sie allen folgenden Geschlechtern ihren Vorfahren in glänzendem Licht erscheinen läßt und zeigt, daß nicht bloß sein Leben, sondern auch sein Tod fürs Vaterland war. Es soll ihm ein Denkmal errichtet werden. Die Russen fanden vor einer Woche den Körper eines japanischen

Offiziers im Meere bei Port Arthur, und beerdigten ihn mit militärischen Ehren. Man vermutet in ihm Hirose. Die Japaner hatten in Tschemulpo die Leichen der russischen Soldaten, die das Meer wiedergab, militärisch begraben und da wollten offenbar die Russen nicht zurückbleiben.

Eysins riefen mich dringendst nach Kobe in großer Angst um das Leben ihres einzigen Kindes. Seit vorgestern wieder Truppentransporte, daher die Zügelzahl aufs äußerste beschränkt. Fahrzeit 26 Stunden statt 15! Schade, daß das Sitzen derart unbequem ist. Denn die Landschaft ist immer wieder reizend, namentlich bei Nagoya die zahllosen gelbleuchtenden duftenden Rapsfelder zwischen frischem Grün junger Gerste. Auch verspätete Kirsch- und rosa Pfirsichbäume beleben vereinzelt das Bild.

Den beiden mir gegenüberstehenden Marineoffizieren wird in Nagoya ein Extrablatt gereicht. Sie lesen es halblaut, da entfährt dem einen der Ausruf: „Was, Makarow tot? Das wäre so viel wie ein Sieg!“ Der andere: „Laß sehen, woher die Nachricht kommt. Von London? Wenn es nur auch wahr ist!“ Das war alles. Kein Wort mehr über ein Ereignis, das gerade jetzt, wo es sich um die Landung von Truppen handelt, von allergrößter Bedeutung ist. Kein Jubel, kein Renommieren. Nein, überhaupt kein Wort mehr. Als wir dann in Kyoto ankamen, wurde ein halbes Dutzend verschiedener Extra mit der Nachricht gebracht. Jetzt lasen auch alle anderen Infassen. „Wir haben wirklich Glück!“ sagte lachend der eine, „sollten wir in der Tat das Land der Götter (Shinkoku) sein?“ Die andern stimmten in das Lachen ein. Damit war der Gegenstand abgetan. Und das wurde gesprochen in demselben ruhigen Ton, in dem man über das Wetter redet! Und dabei bringt jüngst eine größere deutsche Zeitung einen Artikel, der immer vom Größenwahn der Japaner redet! Wenn strenge Selbstbeherrschung, Vermeiden alles Renommierens, ruhiges, wohlüberlegtes Handeln Zeichen von Größenwahn sind, dann leiden allerdings die Japaner daran.

Es gibt keinen Deutschen, Engländer, Amerikaner, Franzosen, der sich nicht unbehaglich, ja beschämt fühlte neben dieser unfaßlichen Zurückhaltung und Bescheidenheit, namentlich der Offiziere. Größenwahn! Natürlich das einfache Volk macht seiner Freude gern Luft, aber doch immer noch gemäßigt gegenüber den anderen Ländern. Allen Fremden fällt die totale Abwesenheit Betrunkener auf bei solchen Anlässen. Ein Kapitel für sich ist allerdings die japanische Presse! Die Japaner sollten unbedingt einsehen, welch ein Unglück sie für ihr Land ist. Denn sie gibt nach außen ein völlig verzerrtes Bild ihrer Nation.

In Kobe finde ich die tragische Nachricht vom Untergang der Petropavlovsk mit Admiral Makarow und seinem Stab bestätigt. Man muß fast den Eindruck bekommen, als ob die Russen vom Schicksal selbst verfolgt werden. Passierte nun derartiges ihren heidnischen Gegnern, so sähe ganz Rußland darin den Finger Gottes und würde ihm Dankgebete zollen. Aber jetzt, wo Gott auf der Seite der Heiden steht? Es gibt wirklich kaum etwas Widerlicheres als die Art, wie gewisse Leute, die die Religion der Nächstenliebe immer auf der Zunge führen, Gott in ihre elenden Händel und Massenmorderei hineinziehen. „Laß unsern Herrgott aus dem Spiele“, sagt Valentin zu Gretchen. Das möchte ich ihnen allen zurufen.

Nara, 17. April 1904.

Nara ist das älteste Kulturzentrum Japans. Alles in allem für den Freund des japanischen Altertums die unvergleichlich wichtigste Stadt. Schon ehe es unter sieben Kaisern und Kaiserinnen im 8. Jahrhundert Hauptstadt war, schon mehr als tausend Jahre vorher war in der Nähe der Sitz der Kaiser bald da bald dort, da bis zur Einführung des Buddhismus jeder Kaiser einen neuen Aufenthalt wählen mußte, weil der Tod den Palast verunreinigte und unbewohnbar machte. Man kann sich, beiläufig gesagt, denken, wie unter solchen Umständen diese Paläste beschaffen waren.

Als Hauptstadt war es der Sitz des größten buddhistischen Eifers und einer solch religiösen Begeisterung, daß das ganze Leben davon beherrscht wurde. Obwohl nur 75 Jahre lang Residenz, obwohl seither über 1100 Jahre verfloßen, sind doch noch wundervolle Monumente erhalten. Man gewinnt aus ihm von der damaligen Pracht und Großartigkeit der Tempel einen gewaltigen Begriff.

Der Nara-Park ist für mich der schönste in Japan, mir lieber noch als Nikko. Er hat etwas natürlich Großartiges, ist nicht durch die gebräuchlichen Puppengärtnerien entstellt. Namentlich angenehm die Abwesenheit von künstlichen Hügeln und herbeigeschleppten Felsblöcken. Freilich ist dies auch nicht nötig, da die Natur selbst alles als eine wahre Meisterin hier gestaltet hat. Die Wege sauber. Zwischen den Bäumen Durchblicke auf Tempel oder auf die grüne, gelb gesprenkelte Ebene und auf die blauen Berge an ihrem Rand. Der Baumstand ist wie in einem schönen Park nicht zu dicht, geht nur da und dort an den Hügeln in feierlich ernsten dichten Urwald über, den keines Menschen Axt berührt. Die Bäume sind überwiegend Kryptomerien, Kiefern, Kampfer, immergrüne Eichen, Ahorne, Keyaki und der schöne Niederwald, neuerdings Kirchen, von denen die gefüllten eben blühen. Auffallend ist auch in der Nähe des Kasugatemplers die große Menge von stattlichen Sträuchern von Afemi mit ihren maiglockenartigen Blüten. Sie kommen sonst nur höher in den Bergen vor, sind aber vielleicht hier gepflanzt, da man weiß, daß wie die Pferde sich auch die Hirfche von ihnen fern halten. Und die Hirfche sind ja etwas Wesentliches in Nara. Beim Betreten des Parkes oder auch in den Straßen der Stadt selbst sieht man neugierige Hirfche. Und fährt man in der Jinrikisha, so laufen sie rudelweise nebenher, gewohnt, von den Reisenden und Pilgern gefüttert zu werden.

Es ist ein zauberhafter Blick die lange Straße entlang in den feierlichen Park, allüberall mit den zahmen Tieren und den jahrtausendalten Tempeln und Pagoden mit ihrer roten

und weißen Pracht und ihren malerischen Formen, die dazwischen schimmern. Es ist ganz unmöglich, ein idealeres Bild vom Frieden auf Erden zu haben, als bei einem Gang durch die stillen Wälder an einem schönen Frühlingmorgen, wenn die Hirsche aus nächster Nähe zutraulich einen anlugen, ringsum ein Nachtigallenchor ertönt und die üppigen Kirschblüten und die blauen Glyzinen überall niederwinken. Diese Glyzinen oder Wistarien, wie man sie in England und Amerika nennt, bilden hier ganze schlangenförmige Stämme und enorme Ranken, die sich bis auf den Gipfel der höchsten Bäume schlingen und einen seltsamen Anblick bieten, wenn ihre zahllosen langen Blüten die Krone einer Eiche bedecken oder aus dem Geäst einer Zeder oder Kiefer schauen.

Doch mehr noch wie der Park und die Tempel fesseln mich die Kunstschätze, namentlich die zahlreichen Statuen aus Holz, zum Teil auch aus Erz oder auch aus vielen Lacklagen (kanshichi), nicht bloß interessant und ansprechend durch ihre edle und gute Form, sondern für das Verständnis der buddhistischen Kunst überhaupt von grundlegender Bedeutung. Sie tragen den „Gandhara“-Typus so unverkennbar, daß sie allein beweisen würden, daß der ostasiatische Buddhismus aus Kaschmir gekommen ist. Besonders freue ich mich auf Horiuchi, das Städtchen bei Nara, wohin ich bisher nie gelangte. Dieses besitzt oder befaß den ältesten Tempel und die ältesten Kunstschätze in Japan.

Nara, 18. April 1904.

Nachmittags fahre ich mit der Bahn nach Horiuchi. Als ich in der Jinrikisha schon nahe am Tempel bin, kommt aus einem palastartigen Tore ein hübscher, vornehm aussehender junger Herr, hält das Gefährt an und fragt, ob ich der fremde Herr sei, welcher die Tempel besuchen wolle. Dies sei allerdings meine Absicht, ich wüßte jedoch nicht, daß ich erwartet werde. Ich sei doch der Franzose, welcher an sein Haus empfohlen sei? Nein, der sei ich nicht. Es entspann sich nun ein Gespräch und als er sah, daß ich mehr als bloßes Touristen-

interesse hegte, und meine Vertrautheit mit japanischen Verhältnissen merkte, forderte er mich auf, einzutreten. Er wolle fragen, ob ich nicht seinen Großvater sehen könne. Dieser sei der beste Kenner der Tempel und Kunstschätze. Ich gab ihm meine Karte und wurde in ein außergewöhnlich feines und hochelegantes rein japanisches Haus geführt. Gleich darauf erschien ein stattlicher schöner freundlicher Greis mit schneeweißem langem Bart. Er begrüßte mich sehr höflich, fixierte mich einen Augenblick: „Ich glaube, wir haben uns vor vielen Jahren schon getroffen. Sind Sie nicht der Arzt, der im Jahre 1889 von der englischen Gesandtschaft zu Graf Okuma geschickt wurde, als er bei dem Attentat schwer verwundet war?“ „Ja, das war ich.“ „Nun, dann war ich es, der Sie damals in das Zimmer führte und der Okuma im Arm hielt, als Sie ihn untersuchten.“

So war eine alte Bekanntschaft erneuert und es gab Stoff zur Unterhaltung. Leider aber wußte ich immer noch nicht, wen ich vor mir hatte. Denn meine Wirte nahmen offenbar an, daß ich ihren Namen kenne, erwähnten ihn daher nicht. Als der alte Herr merkte, daß ich für die Geschichte und Kunst des Buddhismus wirkliches Verständnis zeigte, taute er noch mehr auf. Er bedauerte, daß er mich auf dem Boden nach japanischer Art sitzen lassen müsse. Zwar besitze er ein „Sofa“, aber leider werde es von einem Patienten im Haus benötigt. Er führte mich sodann in seinen großen Garten, in dem er eine Brunneneinfassung vom einstigen Brunnen Shotoku Taishi des Prinzregenten, der um 600 den Buddhismus in Japan einführte, sowie alte steinerne Säulenfüße usw. hatte.

Als wir wieder auf die Veranda des Hauses traten, ertönte aus dem Innern eines Zimmers eine feine Stimme: „Ist es Berutsu san*, der gekommen ist?“ Der Greis bejahte die Frage. Da öffnete sich vorsichtig die Schiebetüre und ich wurde

* Die japanische Sprache besteht aus einer Anzahl bestimmter Silben. Sie kann daher einzelne Konsonanten nicht wiedergeben. Daher wird „Bä-l-z“ zu „Be-ru-tsu“, „deutsch“ zu „do-i-tsu“. — Das Suffix „fan“ bedeutet „Herr“

aufgefordert, näher zu treten. Als ich nun die Dame sah, die auf dem Sofa halb lag, halb saß und die mich begrüßte, da wußte ich, in wessen Haus ich mich befand. Denn dieses Gesicht — wenn man es einmal gesehen hatte — konnte man nicht wieder vergessen. Es war vor mehr als zwanzig Jahren, da brachte mir eine Dame ihre Schwiegertochter zur Untersuchung. Ich konnte kaum glauben, daß diese Frau, eine der schönsten und distinguiertesten, die ich je in Japan sah, schon eine Schwiegertochter haben sollte oder gar Großmutter sei. Und doch war es so. Sie war über vierzig Jahre alt, aber noch so jugendlich frisch und schön, dabei so energisch mit klugem Blick in den schönen braunen Augen, daß sie mir in all den langen Jahren manchmal in Erinnerung kam. Vor fünfzehn Jahren sah ich sie noch einmal. Sie war damals lungenleidend und ist, wie sie sagte, seither nie ganz gesund geworden. Der Arzt war soeben bei ihr und als ich ihr anbot, sie persönlich zu untersuchen und ihr meinen Rat zur Verfügung zu stellen, da war sie derart gerührt, daß ihr Tränen in die Augen traten. Das sei ein gesegneter Tag, der mich in ihr Haus geführt habe.

Das Haus gehörte also Herrn Kitabatake, dem Greis, der früher zur Zeit der Restauration eine Rolle spielte und wegen seiner Verdienste zum Baron bestellt wurde. Er bekleidete einmal irgendein hohes Amt, überwarf sich jedoch mit der Regierung und zog sich hierher auf das Grundstück zurück, auf dem seine Familie seit vielen Generationen gelebt hatte. Er gehörte zu dem altjapanischen „Kuge“ (Hofadel), sieht daher auf den „Buke“ (Kriegeradel) herab, obwohl er selber ein tapferer Soldat war. Seit zehn Jahren beschäftigt er sich mit der Verschönerung von Nara, mit der Erhaltung der historischen Altertümer und mit der Geschichte der buddhistischen Religion und Kunst im allgemeinen und mit der von Yamato im besonderen. Er gilt für ihren besten Kenner und ich war daher nicht wenig erbaut, als er sich mir zum Führer durch die verschiedenen Tempel anbot. Er genießt eine große Autorität bei allen Priestern und Tempel-

beamten. Er kommandierte diese wie Untergebene und ließ mir alles zeigen, auch was sonst verschlossen gehalten wird.

Der Nachmittag in Horiuchi und der nächste Tag, an dem mich Kitabatake durch alle die anderen Tempel und Tempelschätze führte, gehören zu den lehrreichsten, die ich erlebt habe. Vieles, was mir noch unklar gewesen war, ist mir jetzt verständlich. Vieles, was ich sonst nie zu Gesicht bekommen hätte, habe ich gesehen. Mancher neue Einblick in den Buddhismus wurde mir eröffnet. Ich habe bei dieser Gelegenheit kluge und interessante Priester kennen gelernt, war sogar Gast in dem adeligen Nonnenkloster Hokkagi, dessen Vorstand immer eine Prinzessin sein muß. Jetzt ist es ein freundliches Mädchen von siebzehn Jahren, die Tochter des jüngst verstorbenen Prinzen Konoye. Sie führt natürlich nur nominell das Regiment. In Wirklichkeit dirigiert alles die Äbtissin, eine 76jährige, für ihr Alter noch rüstige Frau. Es kamen noch drei andere junge Nonnen mit frischem gesundem Aussehen und alle sehr intelligent und wohl unterrichtet, wie aus ihren Gesprächen hervorging, die sie mit großer natürlicher Unbefangenheit führten. Sie kannten alle meinen Namen, was mich wirklich wunderte, denn ich hatte nicht gedacht, daß ich bis in diese abgelegenen Nonnenklöster bekannt sei. Sie zeigten uns alle ihre alten Bilder und Heiligenstatuen. Die junge „Monsoki“ (so heißt die Prinzessin als Vorstand des Klosters) kann einem leid tun, sie muß ihr ganzes Leben hier verbringen, und wenn sie das lebhaftes Blut und die Energie ihres Vaters besitzt, so muß das ein schreckliches Opfer sein. Im Nonnenkloster Jeiguji in Horiuchi soll der Vorstand sogar aus kaiserlichem Geblüt sein. Diese Prinzessin war krank, weshalb wir von ihrer Vertreterin empfangen wurden. Es heißt aber, daß künftig die Prinzen von kaiserlichem Blut keine solchen Fürstäbtissinnen mehr stellen. Diese sollen vielmehr den fünf Familien entnommen werden, aus denen gewöhnlich die Kaiserin gewählt wird. Einer solchen Familie entstammt auch die eben erwähnte junge Prinzessin Konoye.

Ich muß mich über die erstaunliche Rüstigkeit des 73jährigen Kitabatake wundern, der den ganzen Tag mit mir in den Tempeln umherwandert, ohne irgendwie zu ermüden. Er trieb früher viel Jiujitsu. Dies ist die beste körperliche Übung, die es überhaupt gibt. Seine Frau ist jetzt 67 Jahre alt. Sie geht wegen ihrer Kränklichkeit schon seit langem kaum mehr aus. Aber noch immer spricht jedermann weit und breit von ihrer Schönheit und ihrer Klugheit und ihrem vornehmen Charakter. Welch seltsamer glücklicher Zufall, daß ich infolge einer Verwechslung in dieses Haus geriet, wo mir so viel Freude und Nutzen erwuchs.

Mein Ruf hat wirklich praktischen Wert. Ging heute wieder ins Museum. Da kam einer der Beamten auf mich zu, bedankte sich, daß ich ihn vor mehr als zwanzig Jahren behandelt. Er sei seither völlig gesund. Darauf kam der Photograph, der für die Regierung die wichtigsten Statuen photographiert, bot sich mir an, wenn er mir dienlich sein könne. Er machte mich mit einem Tempelbaubeamten bekannt, der mich in den Sangatsudo-Tempel führte, der sonst geschlossen, nur schwer zugänglich ist. Es sind hier hervorragende Riesenstatuen aus dem achten Jahrhundert, meist noch ganz vom griechischen Typ, nur die Augen sind lang und nieder. Der Beamte zeigte mir auch, wie man an der Dekoration der Statuen ihr Alter erkennt. Hier in Nara gilt alles, was nicht über tausend Jahre alt ist, für neu. Daher werden die Statuen von etwa 600—800 Jahren Alters gar nicht gewürdigt. Sie sind auch maniert im Vergleich mit der ruhigen Würde der älteren. Die Ära Tempyo (729—749 n. Chr.) beherrscht alles in Nara. Damals blühten hier Bildhauerei, Erzgießerei, Malerei, Architektur in wunderbarer Weise. Das war kurz nachdem Bonifazius die Donarseiche umhieb, noch ehe das Christentum und die Kultur zu den Sachsen und Schwaben drang.

Nara, 20. April 1904.

Abends Telegramm aus Tokyo: Am 24. morgens Konfultation beim Kronprinzen. Es fällt mir so schwer, mich von Nara zu trennen. Das einzige, was mir fehlte, war Hana, die nicht bloß die Natur versteht und genießt, sondern vor allem für Kunst und Altertum einen hohen Grad von Verständnis besitzt, wie nur wenige Frauen ihres Landes. Hier wäre sie an ihrem Platze. Hätte sie fast telegraphisch gerufen, wäre nicht wegen der Truppentransporte die Reise so beschwerlich.

22. April 1904.

Nachmittags nach Tokyo. Auf der Kansai-Linie bis Nagoya, nicht viel von Truppentransporten berührt, kehrt noch ein Schnellzug. Meine einzigen Reisegefährten sind Graf Okabe und seine greise aber noch rüstige Mutter. Sie bedankten sich noch sehr, daß ich des Grafen schwerkranke Tochter im vorigen Jahre behandelt hatte. Okabe ist der frühere Daimyo einer Provinz in der Nähe von Yamato. Er ist der stattlichste und männlichst aussehende aller Daimyos. Sein Gesicht erinnert an Napoleon, ist aber im Verhältnis mäßiger und sitzt auf einem Körper, wie man ihn sonst in Japan nur selten sieht.

Unterwegs zeigt mir Okabe die Allee, die die alte Heerstraße bezeichnete, auf der die „Daimyonige“^{**} nach und von Yedo gingen. „Dort auf der Straße bin ich noch als junger Fürst gereift, von dreihundert Samurai mit Doppelschwertern geleitet, die Yarimochi (Lanzenträger) voraus, bei deren Nahen sich jeder Reisende oder Anwohner auf den Boden werfen und mit der Stirn die auf die Straße gelegten Hände berühren mußte. Wenn ich jetzt wie jeder andere von der Bahn aus diese Gegend beschaue, so ist die Vergangenheit mir wie ein seltsamer Traum.“ „Ja, wirklich, es ist ein Traum“.

* Eigentlich Daimyogyorezu, der wie eine Prozession feierlich wandelnde Zug eines Fürsten mit Rittergefolge und Troß

murmelte die alte Dame, der die Veränderungen noch auffallender vorkommen mußten. „Früher brauchte man fünfzehn Tage von Yedo hieher, jetzt fährt man mit der Bahn auf weichem behaglichem Sitz, geschützt gegen Wind und Wetter, in fünfzehn Stunden“, oder vielmehr — man sollte in dieser Zeit fahren. Denn jetzt bei den Truppentransporten braucht man viel länger.

Treffe unterwegs Staatsrat Terate vom Unterrichtsministerium, zeige ihm Lauterers Buch über Japan. Er ist entsetzt, daß noch heute derartiger Unfinn über Japan in Bild und Wort geboten wird.

Tokyo, 24. April 1904.

Morgens acht Uhr im Palaß beim Kronprinzen. Es geht ihm sehr gut. Nachher im Auftrag des Kaisers den Groß-Siegelbewahrer Marquis Tokudaiji untersucht. Dieser möchte sich zurückziehen, der Kaiser jedoch ihn nicht gerne ziehen lassen. Der alte Herr hat kürzlich eine schwere Influenzapneumonie durchgemacht. Sie ist zwar geheilt; es ist jedoch noch Schwäche geblieben. Und ich kann es dem Manne nicht verdenken, daß er nach 35jähriger Dienstzeit sich zur Ruhe setzen will.

Tokyo, 2. Mai 1904.

Erster Sieg der Japaner zu Land. Die Japaner haben Kiuliangtschang (oder Kaolangtse oder Kiurento) genommen, 1000 Gefangene, 28 Geschütze erobert! Überfetzen über den Fluß und Sturm auf die Verschanzungen unter den Batterien des Feindes. Als solcher faktisch und moralisch ein bedeutender Erfolg, muß auf die Russen sehr deprimierend wirken. Auf russischer Seite angeblich 30 000 Mann in Aktion. Verlust der Japaner etwa 1000 Mann.

Tokyo, 5. Mai 1904.

Heute am 5. des fünften Monats ist das Goseku, das Knabenfest. Für Erwin Toku hat Hana einen Aufbau ge-

richtet, obwohl er in weiter Ferne ist. Leider ist das Wetter nicht günstig. Sehr bedauern werden das nicht nur die Knaben, sondern auch die vielen kleinen Straßenhändler, die sonst heute ein blühendes Geschäft betreiben.

Tokyo, 7. Mai 1904.

Als ich heute gegen Abend in den Tokyo-Club kam, fand ich die japanischen Mitglieder in großer Aufregung. Der junge Graf Sagi empfing mich gleich auf Deutsch: „Nein, haben wir Pech!“ „Was?“ „Die zweite Armee ist zwischen Port Pitsewo und Dalny gelandet und hat sofort die Eisenbahnlinie besetzt, Port Arthur ist jetzt abgeschnitten. Aber Alexejew war gerade einen Tag vorher aus Port Arthur nach Mukden gefahren. Ist das nicht Pech? Einen Tag früher, und wir hätten den vielgerühmten Vizekönig in Port Arthur eingesperrt.“ Die Landung war kühn, so nahe bei Port Arthur. Hier glaubt man, daß die Festung noch in diesem Monat fällt.

12. Mai 1904.

Es zeigt sich, daß der letzte mißlungene Versuch, den Hafen zu schließen, eine der kühnsten Taten war, die die Kriegsgeschichte kennt. Selbst die russischen Offiziere sollen voll Bewunderung sein. Nach Bericht Togos war der Versuch durch heftigen Sturm äußerst erschwert, der Verlust daher ziemlich bedeutend.

Tokyo, 13. Mai 1904.

Die traurigen Vorgänge in Südwestafrika und die Schwierigkeit, mit den Hereros fertig zu werden, haben vielleicht doch auch ihr Gutes für Deutschland. Sie zeigen den Spöttern und Nörglern über Englands und Frankreichs Schwierigkeiten in ihren Kolonien, daß es nicht nur Untüchtigkeit der Armee ist, was die Besiegung der Eingeborenen erschwert. Hier kommen Faktoren in Betracht, mit denen man in Deutschland nicht rechnete, da man sie nicht kannte.

Tokyo, 14. Mai 1904.

Japan hat in London und New York eine Anleihe von £10 000 000 gemacht zum Kurs von 93, zu 6%, mit Verpfändung der Zollabgaben. Diese Bedingungen sind derart ungünstig bei der jetzigen guten Lage im Feld, daß man in Tokyo anfangs einfach nicht daran glauben wollte.

Tokyo, 21. Mai 1904.

Mit Hana die Ikebana (Ausstellung von Blumengruppen) im Tempel Higanshi in Tsukiji besucht. Diese Ausstellung findet alljährlich am 21. Mai, dem Geburtstage des Gründers der Shin-Sekte statt. Hiezu kommen die Blumenordner aus ganz Japan, mindestens dreihundert Gruppen. Es handelt sich nicht um Sträuße wie bei uns, sondern um Gruppierung in Vasen nach dem in Japan zu einer förmlichen Kunst und Wissenschaft ausgebildeten System der Ikebana (d. i. der Blumengestaltung). Japan ist das einzige Land, das diese Kunst derart vervollkommen hat. Der Unterricht darin gehört zu einem wesentlichen Teil feiner weiblichen Erziehung. Die gebräuchlichste Schule — es gibt ihrer mehrere — ist viele hundert Jahre alt. Sie ist von Conder in einem Prachtwerk englisch beschrieben. Es kommt bei diesen Anordnungen nicht nur auf die Blumen oder Pflanzen selbst an (Blüten sind nicht notwendig, ein Nadelholz- oder Ahornzweig ist genügend), sondern zugleich auf die Vasen, die je nach den Pflanzen in Material, Form, Farbe usw. verschieden zu wählen sind. Bei einzelnen Schulen hat jeder Zweig, jede Krümmung eines Zweiges, jede Neigung einer Blume ihre symbolische esoterische Bedeutung. Aber hierbei zeigt sich oft etwas Gekünsteltes, was sonst glücklicherweise fehlt. Es ist nicht zweifelhaft, daß diese Kunst einst auch in Europa allgemeine Vertretung finden wird. Alle fremden Damen hier lassen sich entweder ihre Zimmer mit solchen Arrangements schmücken oder sie nehmen selbst Unterricht. Hana ist darin ganz hervorragend geschickt.

Ein derart selbstloser Mensch wie Graf Arco hat etwas Unheimliches, jedenfalls etwas Beschämendes für seine Umgebung. Für sich braucht er absolut nichts, für andere und zwar für den kleinsten unter uns ist ihm kein Opfer an Zeit oder Mühe oder Geld zu groß. Man kommt sich so klein neben einem solchen Manne vor.

Oberrichter Dr. Crufen aus Tjingtau ist hier. Ich war sein Gast im vergangenen Sommer. Er ist ein weitfichtiger angenehmer Mensch, tüchtig in seinem Fach, dabei ein hervorragender Klavierpieler.

Er erzählte eine reizende Geschichte, als wir von den Chinesen sprachen. Gouverneur Truppel hatte je ein Bad einrichten lassen für die zu ihm kommandierten deutschen Soldaten und für seine chinesischen Diener. Als er nach einer Woche einmal nachsah, hatten die Deutschen die Badewanne zum Kleiderdepot gemacht, im chinesischen Bad aber fand er badende Chinesen!!

Tokyo, 23. Mai 1904.

Treffe den Berichterstatter Gottberg, der aus Korea zurück ist. Er hat die Schlacht am Yalu gesehen und sich einen tüchtigen Rheuma geholt. Gleich allen fremden Berichterstattern beklagt er sich bitter über die Behandlung von seiten der militärischen Behörden der Armee. Sie alle haben sich vorgenommen, gründlich auf Japan zu räsonnieren, wenn sie erst zu Hause sind. Ich habe aber so manchen grimmen Saulus in Japan zum Paulus werden sehen, wenn er wieder in Europa war.

Eines erkennen aber alle ohne Rückhalt an, das großartige Schießen der japanischen Artillerie. Es sei geradezu phänomenal.

Tokyo, 24. Mai 1904.

Die Berichterstatter beginnen wirklich erboht zu werden. Mittags bei Gubbins beklagt sich General Nicholson ernstlich, daß man ihn, den offiziellen Abgesandten der Verbündeten,

nach vollen zwei Monaten immer noch in Tokyo festhält. Gleicherweise klagen alle deutschen Offiziere abends beim deutschen Gesandten.

Tokyo, 26. Mai 1904.

Meine eigenen Geschwister in Deutschland wollen sich noch immer einreden, daß der englische Haß gegen Deutschland lediglich auf Handelseifersucht beruht. Diese Eifersucht bestand aber schon vor dem Burenkriege, zum Haß wurde sie erst durch diesen — und zwar aus sehr begreiflichen Gründen. Das müssen doch wohl Robert* und ich besser beurteilen können, die wir vor und nach dem Kriege mit Engländern täglich zu tun haben, die wir ständig ihre Presse verfolgen. Aber seltsamerweise weiß man das in Deutschland besser. Gurlitt sagt richtig: Wer mit Engländern in Berührung kommt, verliert in den Augen der Leute zu Hause alles Urteil! Sonst nimmt man an, daß der Augenschein mehr wert ist als Belehrung aus Berichten. Hier ist es umgekehrt. Robert machte darüber in seinem letzten Brief auch recht bittere Bemerkungen. Das Schlimme an der Sache ist, daß die Leute in der Heimat nie zugeben wollen, unrecht gehabt zu haben. Man täuscht sich durch allerlei Geschichten über Tatsachen weg. Da ist die Eifersucht der Engländer ein höchst bequemes Mittel. Sie scheint alles zu erklären und ist zugleich noch für Deutschland schmeichelhaft. Schade, daß es nicht Stich hält. Die Engländer sind vom deutschen Volke zu schmählich behandelt worden. Sonst hätten sie sich nie mit den Franzosen eingelassen. Denn die politischen Gegensätze zwischen England und Frankreich sind bedeutend und die natürlichen Sympathien zueinander äußerst gering, um einen solchen Schritt zu rechtfertigen. Was hat man aber in Deutschland nicht für Gemeinheiten über den König Edward gelesen, als ob er ein verkommener Wüfling wäre! Und jetzt muß jeder feinen Takt und feine ausgezeichnete Tätigkeit für sein Land

* Robert Bälz, der dritte Bruder, geb. 1854. Seit 1875 in London, spielte in der dortigen Kolonie eine führende Rolle

bewundern. Ich aber habe nie ein männliches Wort des Bedauerns in der Presse gelesen, daß man ihn verkannte und ihm großes Unrecht tat. Das Volk aber in Deutschland schimpft immer tüchtig auf andere. Daß man selbst jedoch im Unrecht sein kann, das gibt man nie zu. So rennt man ins Verderben!

In Deutschland herrscht noch zu viel Knechtsinn. Dem Knecht bleibt nichts als Schimpfen. Selbst eingreifen darf er nicht, und da macht er seinem Grimm im Schimpfen Luft. Die freiere männlichere Atmosphäre in England und Amerika ist es, die dem Deutschen im Ausland wie eine Offenbarung aufgeht. Er wünscht diesen Geist auch im eigenen Land, da er dieses liebt. Doch statt daß man ihm dankbar ist, erhält er nur Vorwürfe. Die Folge ist, daß er schließlich verzweifelt und erklärt: Nun gut, dann macht, was ihr wollt! Gerade den aristokratischen Kreisen in Deutschland imponiert der selbständige Geist der Angelsachsen. Daher fühlen sie sich immer in deren Gesellschaft wohl und vernachlässigen die der eigenen Landsleute. Wenn man ihnen dies vorhält, erhält man zur Antwort: „Aber Sie müssen doch zugeben, daß sie viel feinere Manieren haben.“ Gewiß, aber wo soll der Deutsche und die Deutsche folches feine Wesen lernen, wenn gerade diese Kreise in Deutschland nicht mit dem richtigen Beispiel vorangehen? Der Ton mancher vornehmen Damen in Deutschland ist oft wirklich „shocking“. Manche der Gräfinnen und Fürstinnen hier gefielen sich geradezu in derbem Kasernenhofton: in deutschem Kreis. Sobald sie jedoch mit Ausländern zusammen waren, waren sie Ladies.

Gestern meinte ein sehr einflußreicher deutscher Beamter aus Tsingtau, als er erfuhr, daß ich nach Deutschland zurückkehren will: „Ich weiß nicht, ob es Ihnen zu Hause gefällt. Ich komme eben von einem Urlaub zurück. Der Mangel an Verständnis, die Engherzigkeit und Kleinlichkeit der Gesinnung daheim wirken lähmend. Die Leute wissen alles besser. Da redet man von den Chinesen und ihrer Mauer. Auch der Deutsche hat seine ‚große Mauer‘. Sie ist aber

geistiger Art. Was von jenseits stammt, wird mitleidig von oben behandelt. Kommt er aber selbst dann ins Ausland und sieht, daß man ihm zu Hause bisher alles verkehrt geschildert hat, dann verfällt er ins Gegenteil, falls er nicht gefestigt genug ist, dann sieht er auf alles herunter, was er früher verehrte. Dadurch verlieren wir im Ausland so viele Deutsche. Wer aber ein guter Deutscher bleibt und aufklärend wirken will, der wird nicht verstanden, der wird schlecht behandelt.“ Der Mann sprach mir aus der Seele.

Tokyo, 27. Mai 1904.

Mittags bei Graf Inouye mit Graf Hochberg, dem höchst originellen und interessanten Sohn des Fürsten Pleß. Jener zeigt seine Kunstsammlung, wohl eine der vollkommensten in Japan. Graf Hochberg ist selbst Maler. Inouye hatte noch sonstige berühmte Kunstkenner geladen wie Geijo und Masuda. Sah Gemälde, Lack- und Metallfachen, wie sie sonst kaum existieren. Die Japaner wundern sich immer wieder, daß ich so viel von ihrer Kunst kenne.

Tokyo, 2. Juni 1904.

Die Rede des deutschen Kaisers bei der Eröffnung der Mainzer Brücke hat die Franzosen verchnupft. Und mit Recht. Denn es liegt nicht der mindeste Grund vor, gerade jetzt derartige Töne anzuschlagen, wenn man den Worten nicht die Tat folgen lassen will.

„Warum müßt ihr Deutschen denn eure Finger in jede Paffete stecken?“ sagte mir ein Amerikaner, „dadurch habt ihr es mit allen verdorben.“ Leider eine bittere Wahrheit! Was war in der deutschen Presse für eine Schadenfreude vor drei Jahren über die „Isolierung“ Englands! Unzähligemal wurde ich triumphierend auf das Fraternalisieren der französischen und deutschen Truppen in China hingewiesen und ihren gemeinsamen Haß gegen England. Wie oft erwiderte ich darauf: „Timeo Danaos et dona ferentes!“ Heute haben wir das französisch-englische Abkommen, das uns in Afrika

einfach beiseite schiebt. Wir haben England im Bund mit Japan und dadurch als unbedingte Herrin der Meere. Wir sehen, wie jetzt sogar die Russen um die Gunst Englands buhlen — auf Kosten Deutschlands! Aber wird das dem deutschen Volk die Augen öffnen über seine politische Torheit? Man wird wieder irgendeinen Sündenbock finden. Und doch müßte sich Deutschland sagen, wenn es seinen Niedergang im Rate der Völker sieht: „Mea culpa, mea maxima culpa!“

Als vor einigen Tagen General Nogi abfuhr, um den Oberbefehl über die nach dem Kriegsschauplatz gehende dritte Armee zu übernehmen, sagte er lächelnd zu dem ihn zur Bahn begleitenden Marschall Nodzu: „Sehe ich nicht jünger aus? Ich glaube, meine grauen Haare werden wieder schwarz.“ Es ist zu furchtbar, daß seine Freude jäh getrübt wurde. Zwei Tage später, noch auf dem Wege, erhielt er die Nachricht, daß sein Sohn bei der Schlacht am Nan San gefallen ist.

Wie gewöhnlich hat der Krieg wieder allerlei Aberglauben in Gestalt von Amuletten, Kugelzauber usw. zutage gefördert. Ich machte neulich in der Ostasiatischen Gesellschaft eine kurze Mitteilung hierüber. In der Gegend von Nara glaubt man, daß ein Tuch, auf welchem von tausend verschiedenen weiblichen Wesen je ein Knoten gebunden ist, gegen Kugeln schützt. Sodann gibt es eine Kombination von vier unverständlichen chinesischen Zeichen, die dieselbe Wirkung haben soll. Am spaßigsten aber ist die in Ofaka herrschende Ansicht, daß alles, was eine Frau auf dem Leib getragen hat, gegen Kugeln schützt. Als die Truppen durch Ofaka fuhren, verteilten Frauen auf dem Bahnhof allerlei Streifen von ihren Kleidern an sie. Das klingt wie eine fast mittelalterliche Frauenverehrung. Aber was ist die Erklärung? „Das Weib ist von Natur unrein. Das Element Metall scheut vor allem Unreinen und daher geht die Kugel einen andern Weg.“ Da ist alle Poesie und Ritterlichkeit verschwunden! Ich erwähnte bei meinem Vortrag, daß auch in Deutschland früher der Glaube an Kugelzauber allgemein war und daß noch jetzt viele Männer irgendeine Münze, Medaille oder der-

gleichen Talisman tragen. Nach dem Vortrag zeigte mir Oberstleutnant von Förster lachend eine kleine chinesische Bronzemünze (cash) und sagte: „Sehen Sie, das ist mein Talisman und mein Kugelzauber. Ich nahm sie von der Leiche eines Boxers und trage sie stets bei mir. Viele unserer Offiziere haben irgend etwas dergleichen.“ Das war mir neu. Daß in Japan Tempelamulette in ungeheurer Menge verbraucht werden, ist natürlich. Manche Soldaten sollen ihre Kleider förmlich wattiert haben mit solchen Papierstreifen, die ihnen von Verwandten und Freunden gegeben wurden. Nun, der Russe trägt auch immer solche Amulette, und selbst Männer wie Kuropatkin und Skrydlow stellen sich ostentativ unter den Schutz gewisser Heiligen. Bis jetzt hat ihnen das freilich wenig geholfen. Es heißt, daß in manchen Garnisonen der Gebrauch solcher Zauber verboten sei. Das wäre töricht. Wenn die Leute daran glauben, warum soll man ihnen die Dinger nicht lassen. Sie machen den Soldaten gläubig kühn. Der richtige Japaner freilich sagt, der wahre Krieger braucht keine solchen künstlichen Mittel, um mutig dem Tod entgegenzugehen.

Tokyo, 4. Juni 1904.

Der Stadtrat von Tokyo wählte vor drei Tagen ein Komitee für eine Feier des Falles von Port Arthur. Dabei fällt einem unwillkürlich der Stadtrat von Nürnberg ein. „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn zuvor.“ Auch die Tokyoer werden nicht feiern, sie hätten Port Arthur zuvor. Vor dem Krieg haben die Russen die Japaner unterschätzt. Jetzt ist es umgekehrt. Dabei wäre es so einfach. Man hätte aus dem Fehler des Gegners lernen können. Aber welches Volk lernt oder will überhaupt lernen?

General Nogi soll, als er vom Tode seines Sohnes bei Nan San erfuhr, seiner Familie geschrieben haben, sie solle das Leichenbegängnis aufschieben. Auch er und sein anderer Sohn würden doch bald fallen. Man könne dann alle drei zusammen bestatten.

Tokyo, 7. Juni 1904.

Also auch in Brasilien geht das Deutschtum zurück. Dabei hat man noch renommiert, daß die nächsten hundert Jahre ein Reich von zwanzig Millionen Deutschen in Südamerika sehen werden. Es liegt aber eine große Lehre in diesen Vorgängen, wenigstens für den, der überhaupt lernen kann und will: wenn selbst in dortigen Gebieten das Deutschtum sich nicht halten kann, so müßte doch eigentlich auch der Kurzsichtige sehen, daß der Fehler doch wohl an den Deutschen selbst liegt. Das aber will man gerade nicht zugeben. In Wahrheit ist jedoch eine Änderung im Aufgehen im Fremdtum nur dadurch herbeizuführen, daß man dem Deutschen in der Heimat schon einen so festen Charakter gibt, daß er sich überall als Deutscher nicht bloß fühlt, sondern das Recht hat zu sagen: bei uns ist es besser. Das kann er aber meist nicht, er glaubt es sagen zu können, solange er in der Heimat ist und mit chauvinistischen Anschauungen gesättigt wird. Kommt er dann hinaus und sieht er, daß man ihn ganz falsch berichtet hat, so schüttet er leicht das Kind mit dem Bade aus und geht ganz ins fremde Lager über. Sobald er sieht, daß es sich in Ländern, wo „Verboten“ nicht das wichtigste Wort der Sprache ist, leben läßt, so verliert er das Heimatgefühl nach dem leider eben nur allzumenschlichen Spruch: Ubi bene, ibi patria. — Man kann sagen, daß die Schuld an dem Verlust so vieler Deutschen nicht so sehr an den einzelnen liegt als an dem System, dessen Produkte sie sind. Also das System ändern! Mehr innere und äußere Persönlichkeit mit weitem Blick!

Den ganzen Abend über lange bis nach Mitternacht ertönte die Luft in unserer Nachbarschaft von Banzairufen. Die Gardelandwehr rückte aus.

Höchst merkwürdig ist die Tatsache, daß die japanischen Armeen, drei an der Zahl, im Feld nicht unter einem Führer stehen, sondern unter der Leitung von Tokyo aus jede für sich operiert. Wenigstens ist kein Oberfeldherr bekannt. Die

Japaner haben mit einem solchen System unter Hideyoshi wahrlich schlimme Erfahrungen gemacht. Und wenn sich auch heute mit Hilfe des Telegraphen und guter Karten die jeweilige Lage von Tokyo aus einigermaßen übersehen läßt, so ist doch wohl eine leitende Hand an Ort und Stelle notwendig, wenn die Russen offensiv werden. Aber wer soll dieser werden?

Miyanoshita, 15. Juni 1904.

Die Wladiwostokflotte bricht durch. Skrydlows drei Schnellkreuzer sollen in der Koreastraße gesichtet sein, südlich von Tsushima. Hier können sie schweres Unheil stiften. Alle Truppentransporte passieren dies Gebiet, es besteht lebhafter Schiffsverkehr, das Kabel nach Korea und China liegt dort. Wenn die Russen das Kabel zerstören, so droht das Hauptquartier von Tokyo von den Armeen abgeschnitten zu werden. Dann wird man erst empfinden, wie verkehrt es war, alles von Tokyo aus dirigieren zu wollen, statt einen Oberbefehlshaber aufzustellen. Jedenfalls hat Skrydlow bewiesen, daß seine Worte von dem großen Wert einer kecken Offensive nicht eitel Gerede waren.

Es ist geradezu spaßhaft, wie sich sowohl Japaner als Russen des Mißbrauchs und der Verletzung des Roten Kreuzes gegenseitig bei derselben Gelegenheit beschuldigen. Bei der ersten Landung der Japaner bei Pitsewo auf Liau-tung wurde sofort eine Abteilung Reiterei querland nach Palientan geschickt, wo eben ein russischer Zug aus Port Arthur andampfte. Nach japanischen Berichten feuerten zuerst die Russen aus dem Zug, die Japaner erwiderten das Feuer und erst hierauf hißte der Zug die Rote-Kreuz-Flagge. Die Japaner sehen hierin einen Mißbrauch der Roten-Kreuz-Flagge. Die Russen dagegen behaupten, daß die Japaner schossen, obwohl von Anfang an die Rote-Kreuz-Flagge wehte! Außerst kompliziert!

Miyanoshita, 16. Juni 1904.

Interessant ist, was ich hier erfuhr. Beim Beginn des Krieges erwarteten große, mit der Regierung arbeitende Firmen wie Okura, Takata reichliche Bestellungen aller Art. Diese erfolgten jedoch nicht. Denn die Regierung hatte in aller Stille schon seit Jahren alle nötigen Ankäufe gemacht, so daß außer Kohlen und Geschützmaterial nichts mehr gebraucht wurde.

Namentlich war alles für die Verpflegung trefflich organisiert. Die Truppen bekommen als Hauptnahrung Reis mit Gerste (Mugimashi), welche in Büchsen zu drei Portionen transportiert werden. Die Gerste ist daher im Preis sehr gestiegen, um so mehr, da sie auch als Pferdefutter dient. Die Bauern verkaufen aus diesem Grund all ihre Gerste an die Regierung und essen selbst importierten billigsten Reis aus Rangoon und China. Statt Fleischnahrung wird besonders Fisch verwendet. Die Regierung hat nun an alle wichtigen Fischfangzentren an der Küste Maschinen zum Einbüchsen der Fische verteilt und zugleich Leute, die den Konservierungsprozeß lehren. Es wird immer nur der augenblickliche Überschuß der Fische, wie er nach einem guten Fang häufig ist, für das Einbüchsen verwendet. Auf diese Art bekommt die Regierung die Fische billig und der Normalverbrauch wird nicht gestört. Es ist wirklich bewundernswert, wie vorzüglich alles vorbereitet ist.

Die russischen Kreuzer aus Wladiwostok haben zwei Transporte verfenkt, die Hitachi- und die Sado-Maru. Vielleicht folgen noch andere Hiobsposten. Es ist geradezu grotesk, heute die Japan Mail zu lesen. Da steht zunächst in dem offenbar schon vorher geschriebenen Leitartikel zu lesen: „Die japanische Presse macht sich lustig über die Behauptung, die russischen Schiffe seien bei Tsushima erschienen“, und die Redaktion fügt dem noch hinzu: „Eine solche Nachricht verdient keinen Augenblick auch nur Beachtung.“ In der nächsten Spalte dicht daneben steht, daß sie nur allzuwahr ist. Es ist

schmerzlich für die Japaner, aber Hut ab vor dem kecken Seemannsfreich!

Miyanoshita, 18. Juni 1904.

Traf den jungen Grafen Kawamura, der für die beiden Söhnchen des Kronprinzen in Miyanoshita Sommerquartier macht. Klar, daß die Stimmung in Tokyo schwer deprimiert ist. Die Hitachi hatte 1125 Mann Truppen an Bord, lauter auserwählte Reservisten und Landwehr, fast alle Familienväter. Wie viele gerettet sind, ist noch unbekannt. Die russischen Kreuzer sind nach Norden entkommen. Man will sie bei Fukuyama in Yezo gesichtet haben. So halten diese paar Schiffe die ganze japanische Küste in Schrecken.

Miyanoshita, 20. Juni 1904.

Der amtliche japanische Bericht von General Oku über Telitfe schließt wieder mit der gänzlich chinesischen Redensart: „Unfere Erfolge verdanken wir den Tugenden unseres Kaisers.“ Die logische, allerdings weniger angenehme Konsequenz wäre dann, daß man die traurigen Resultate des Skrydlowischen Zuges den Untugenden des Kaisers zuschreibt! Mit Recht regt es sich in der Presse gegen die Sitte, den Himmel in die weltlichen Händel mit hineinzuziehen. Nach der Ansicht nüchterner Menschen ist, um mit Napoleon zu sprechen, „Gott auf der Seite der stärkeren Bataillone“.

Tokyo, 25. Juni 1904.

Marschall Oyama ist zum Oberbefehlshaber über die gesamten Truppen in der Mandchurei ernannt, Baron Kodama zu seinem Generalstabschef, d. h. er macht die Sache in Wahrheit. Vertreter Oyamas in Tokyo ist Marschall Yamagata. Lange genug hat es gedauert, bis man sich hier zu diesem Schritt entschloß.

Tokyo, 26. Juni 1904.

Heute eine sonderbare Nachricht: Die ganze russische Flotte, 6 Schlachtschiffe, 5 Kreuzer und 14 Torpedojäger erschienen vor Port Arthur. Offenbar eine Demonstration, um der Welt zu zeigen, daß die Sperre beseitigt ist und daß sie noch 6 Schlachtschiffe über Wasser besitzen. Die Flotte machte keinerlei Versuch durchzubrechen, blieb vielmehr die ganze Nacht über unter den Forts liegen. Die Japaner versammelten das gesamte Aufgebot an Torpedos und griffen an. Erfolg: das Schlachtschiff Peresviet sank und ein Schlachtschiff und ein Kreuzer mußten in den Hafen geschleppt werden. Hierauf zogen sich auch die übrigen Schiffe zurück. — Man nimmt an, daß die meisten Schiffe nur gerade so weit ausgebeffert waren, um sich zeigen zu können, daß sie aber wahrscheinlich gar nicht kampffähig waren. Potemkinische Dörfer!

Tokyo, 27. Juni 1904.

Der Mob Tokyos hat die Wohnung und die Familie des Admirals Kamimura bedroht, da es ihm nicht gelang, den Untergang der Hitachi und Sado-Maru zu verhindern, und da ihm die russischen Kreuzer entchlüpfen. Kamimura hatte eben Pech. Er hat sich früher als ausgezeichnete Offizier bewährt. Auch an Schneid fehlt es ihm nicht. Es ist eine Ruchlosigkeit, seine Familie entgelten zu lassen, daß er nicht so viel Glück hat wie Togo. Leider spricht auch ein Teil der Presse gehässig gegen ihn.

Tokyo, 29. Juni 1904.

Der letzte Kampf der Flotte wird in Europa als wichtiger japanischer Sieg aufgefaßt. Die Russen wollten anscheinend durchbrechen, wurden aber durch Togos geschickte Taktik daran verhindert.

Die Art, wie in manchen amerikanischen Blättern den Japanern geschmeichelt wird, ist fast grotesk. Geradezu

widerlich aber ist es, wenn zahlreiche Missionare in Japan und deren Blätter in der Heimat tun, als ob vom „christlichen“ Standpunkt aus der Sieg Japans erwünscht wäre. Bis zum Ekel haben wir früher immer wieder gerade von ihnen hören müssen, daß nur eine christliche Nation ernstliche Fortschritte machen könne, da namentlich nur bei einer solchen höhere moralische Eigenschaften sich entwickeln könnten. Und nun tun eben diese selben Heuchler, als ob sie als Christen den Sieg der heidnischen Macht willkommen heißen müßten. Und das sind die Leute, die über die Jesuiten schimpfen wollen! Da lobe ich mir doch noch die katholischen Missionare, die sich ruhig verhalten, aber den Sieg Japans mit Bedauern sehen. Freilich der Papst hat, wie ein heutiges Telegramm sagt, meinem guten Freunde Mugabure, dem Bischof von Tokyo, bei seinem Empfang seine Freude ausgedrückt, daß die katholische Kirche in Japan sich ganz ungehindert entwickeln könne. Das scheint ein Wink mit dem Zaunpfahl an Rußland, wo angeblich die katholische Kirche immer unterdrückt wird.

Die Wladiwoftokflotte ist wieder einmal auf dem Kriegspfad. Sie erschien im Hafen von Genfang, bombardierte die japanische Stadt und versenkte einige kleine Schiffchen. Das sind freilich dürftige Heldentaten. Aber ärgerlich ist es für die Japaner. Der arme Admiral Kamimura!

Tokyo, 3. Juli 1904.

Die Deutschenhetze geht auf der ganzen Welt weiter. Der Haß gegen uns ist wie eine Seuche.

Trotz aller Mißgriffe deutscherseits sollten wenigstens die Japaner doch nicht ganz vergessen, was sie uns verdanken auf dem Gebiete des Militärs, der Erziehung usw. usw. Aber da ist keine Vernunft. Das einzige, in dem alle Blätter sich einig sind, ist die Verunglimpfung Deutschlands.

Das Schlimmste aber ist, daß ganz analog ihre Gegner, die Russen, das gleiche tun. Da hatte der bekannte Fürst Uchtomski eine Unterredung mit einem Pressevertreter. Er er-

zählte diesem, daß wenn Japan nach dem chinesischen Krieg der Früchte seines Sieges beraubt worden sei, Deutschland die Schuld trage. Rußland habe sich von Deutschland zur Intervention verleiten lassen! Das ist denn doch wahrlich der Gipfel der Frechheit!!! Uchtomski ist bekanntlich bei Hofe persona gratissima und seine Äußerungen haben Gewicht. Und doch gibt es in Deutschland noch immer Leute, die glauben, man müsse sich an Rußland anschließen. Es ist der reine politische Masochismus. Man küßt die Rute, die einen züchtigt.

Nachmittags besuche ich meine Nachbarin, Baronin Corvisart. Sie erzählt von ihrem Mann, der als französischer Militärattaché bei der ersten Armee weilt. Ich glaube, man hat die Herren zu dieser Armee geschickt (Kuroki), nachdem beschlossen war, daß sich diese lange Zeit ruhig verhalten soll, bis die anderen aufmarschiert sind. Aber auch dort werden sie mißtrauisch genug behandelt. Selbst die Briefe an ihre Familien werden vom Zensor gelesen, nach Belieben verstümmelt. Die Briefe dürfen den Ort nicht erwähnen, von dem aus sie geschrieben werden. Man läßt sie nirgends allein hingehen, behandelt sie fast wie Spione. Es ist kein Wunder, daß die Herren verstimmt sind. Noch viel mehr aber sind es diejenigen Offiziere, die seit Monaten in Tokyo festsitzen und die vom Kriege nichts gesehen und gerochen haben.

Das gleiche gilt von den Kriegskorrespondenten. Breitspurig trafen sie feinerzeit hier ein, einer wie der andere. Ihr selbstbewußtes Auftreten im Imperial-Hotel und im Tokyo-Club war manchmal sehr amüfiant. Da war Bennett Burleigh, der „erfahrenste aller lebenden Kriegskorrespondenten, der mehr Schlachten gesehen hatte als irgendein anderer lebender Mann“, da war Jack London, der bekannte Schriftsteller, James, der Korrespondent der Times, Egan von der Associated Press usw. Die Idee, daß man ihnen seitens der Japaner Schwierigkeiten bereiten könnte, erschien ihnen abenteuerlich. Im Gegenteil, sie hofften feierlich und festlich aufgenommen zu werden. Das war auch tatsächlich der Fall.

Man gab ihnen zu Ehren allerlei Diners und Geishafeste — in Tokyo. Nur in den Krieg ließ man sie nicht. Als einer von ihnen einmal seinem Blatt einen amtlichen japanischen Kriegsbericht für 2400 Mark nach London telegraphierte, bekam er die Antwort, die Zeitung habe denselben Bericht am Tage zuvor von der japanischen Gesandtschaft erhalten. Die Times hatte sogar einen eigenen Dampfer mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet, der vom Kriegsgebiet aus nach Wei hai wei telegraphieren sollte, wo eine andere Station errichtet war. Aber die Russen erklärten, sie werden solche telegraphischen Korrespondenten wie Spione behandeln. Und die Japaner verwiesen den Marconi-Dampfer aus der Kriegszone. Der allmächtige Timeskorrespondent in Peking, Morrison, kam mit seinem Kollegen extra nach Tokyo, um die Japaner milder zu stimmen. Vergeblich. So reißt denn James nach Hause, geladen mit Groll. Was wird über diese armen Japaner für ein Donnerwetter losbrechen, wenn erst die enttäuschten Berichterstatter alle zu Hause sind! Bennett Burleigh, als er sah, daß er keine Aussicht hatte, sofort nach der Front zu kommen, fuhr auf eigene Faust nach Korea, um von dort vielleicht zur Armee zu gelangen. Ich warnte ihn. Er glaubte mir nicht, ging hin, kam wieder, sitzt nun seit drei Monaten hier fest.

Ein kleiner Dämpfer für den Übermut der Herren schadete nichts. Denn man hatte den Eindruck, als sei ihnen der Krieg eine gefundene „Sensation“. Nur sollten sich die Japaner bewußt sein, daß sie den Bogen nicht überspannen dürfen.

Übrigens grenzt manchmal die Heimlichkeit der Japaner fast ans Komische. Man muß ihnen jedoch zugestehen, daß sie bis jetzt ihren Zweck völlig erreicht haben. Selbst auf den Gesandtschaften hat man keine Ahnung, wo sich die einzelnen Armeen befinden und wie stark sie sind. Da ferner sämtliche Telegramme das Amt Nagasaki passieren, so haben es die Japaner äußerst leicht, den ganzen Telegrammverkehr zu kontrollieren. Es darf nur englisch telegraphiert werden, was

natürlich die Franzosen bitter ärgert. Im Hauptquartier der ersten Armee hat man sich sogar geweigert, einen italienischen Bericht des italienischen Militärattachés durchgehen zu lassen. Einen Schub der Berichterstatter hat man übrigens mit der Manchu Maru spazieren geschickt. Man zeigte ihnen Kure, Safebo, Tschemulpo, Söul usw., aber vom Krieg sahen sie nichts. Alles in allem gewinnen die fremden Offiziere und die Presseleute den Eindruck, daß sie von den Japanern an der Nase herumgeführt werden.

Nikko, 5. Juli 1904.

Seit gestern hier im schön gelegenen Kanaya-Hotel. Die sechsstündige Bahnfahrt erschien mir diesmal besonders langwierig und -weilig. Und doch müßte gerade sie mir über alle Maßen kurz und bequem vorkommen. Vor 28 Jahren bei meinem ersten Besuche brauchte ich in der Jinrikisha drei volle Tage. Dabei die Straßen schlecht und die Hitze unerträglich. Und heute sechs Stunden in einem bequemen Wagen. Aber dies erscheint schon zu lang. So ist der Mensch!

Als ich mit Schultze und Mayet im Jahre 1876 hier eintraf, war das Dorf Hachiishi eine lange Reihe von Pilgerherbergen. Bessere Japaner kamen überhaupt nicht nach Nikko, selten Europäer. Es gab damals ein jetzt längst verschwundenes Haus Suzuki, wo man „europäisches“ Zimmer und Essen finden konnte. Man ging völlig ungeniert im japanischen Yukata* umher. Und heute: im großen Speisesaal des Kanaya-Hotels erscheint alles im Dinerjacket, Damen im vollen Ornat! Das ist nun in meinen Augen nicht gerade ein Vorteil. Aber es sind dies eben Begleitererscheinungen der Zivilisation. Dafür hat man auch ihre Annehmlichkeiten, Eisenbahn, telegraphische, selbst telephonische Verbindung mit Tokyo, bequem möbliertes Zimmer mit schöner Aussicht, gutes Bett und Essen, elektrisches Licht usw. Einem poetischen Gemüt erscheint dies natürlich banaufisch. Wenn man aber

* Yukata, der japanische Abend- und Nachtanzug, den die japanischen Gasthäuser heute noch jedem Gast zur Verfügung stellen

„in die Jahre“ kommt, lernt man alle diese Dinge besser würdigen als in der Jugend, wo es einem Spaß machte, „to roughen“.

Am 6. und 7. nach Chiussenji und Yumoto. Der Weg ist nach den furchtbaren Verheerungen des Taifun von 1902 wieder hergestellt. Die Sturmspuren aber sind noch überall sichtbar. Die berühmte rote heilige Brücke, die fast drei Jahrhunderte stand und auf den Bildern von Nikko das Merkmal bildete, wurde damals weggerissen, steht heute noch nicht. Der Dayagawa hat sein Bett verbreitert und vertieft. Beim Gammanstrudel, wo die hundert Steingötzen standen, sieht man ihrer nur noch etwa vierzig, die andern alle weggewaschen. Der größte unter ihnen wurde im wilden Strombett mitsamt Felsgeröll zwölf Kilometer weit hinabgeschwemmt — unverfehrt — bis Imaichi, wo ihn die Bewohner aufstellten. Er verdient es. Denn es ist tatsächlich ein Wunder, daß er nicht unterwegs in Trümmer ging. Was würden katholische Gegenenden nicht alles anfangen mit einem derart augenscheinlich von der Hand des Himmels beschützten Bilde! Nicht weit unterhalb des Gammanstrudels hat sich das Flußbett durch jenen einzigen Sturm um drei Meter oder mehr vertieft. Diese Tatsache ist mir deswegen von höchstem Interesse, da sie zeigt, daß Berechnungen über die Zeit der Vertiefungen von Flußbetten, grundlegend für prähistorische Forschungen, nur mit großer Vorsicht zu verwerten sind. Diese Berechnungen setzen gleichmäßig ruhiges Auswaschen voraus, während doch ohne Zweifel früher Katastrophen wie diese noch häufiger waren als heute.

Der reizende Garten von Dai nichu sieht noch recht trostlos aus, der rote Tempel weggeschwemmt. Die Pferde-, richtiger Stierbahn, die nach dem sechs Ri entfernten Ashio, dem größten Kupferbergwerk Japans führt, wird jetzt elektrifiziert, und zwar durch Siemens & Halske. Unbegrenzte Wasserkräfte stehen zur Verfügung. Bis Magaeshi, sieben Kilometer von Nikko, Jinrikisha-Verkehr. Magaeshi heißt Pferdumkehr, da früher selbst Packpferde hier umkehren mußten.

Jetzt kann man in Jinrikisha mit ein oder zwei Mann Vorspann bis Chussenji oder selbst Yumoto gelangen, jedoch arge Menschenquälerei. Denn die Strecke bis Chiussenji ist ein einziger langer und steiler Aufstieg. Zuerst entlang dem wilden Flußbett des Dayagawa mit seinem Gewirr von Felsblöcken in das sich engende Tal hinein, bis schließlich zu einer Ecke, wo zwei grün schäumende Flüsse zusammenstürzen, tief eingefressen in dunkelroten Boden, umgrenzt von hohen steilen Felsen. Gewaltiger Eindruck mit dem hier fast zweitausend Meter aufsteigenden Nantaisan, kahl, braunrot, während alles übrige Gebirge in üppigstem Grün wuchert. Der eine der Flüsse, heute zahm und bescheiden, hat vor zwei Jahren eine ganze Bergwand niedergedrückt und sich hier sechs Meter tief eingewühlt. Der eigentliche Aufstieg ist bequem auf dem neuen Jinrikishaweg, jedoch sechs Kilometer lang. Der alte steile steinige Pfad, den ich wähle, ist nur halb so weit. Nach einer Viertelstunde erreicht man eine kleine Fläche mit einem Teehaus mit reizvoller Aussicht auf die Wasserfälle. Es ist hier immer wieder schön. Aber keine Feder, kein Pinsel vermag auch nur einen Begriff zu geben von der Farbenpracht im Herbst. Von hier eine weitere Viertelstunde eben durch großartigen Nadel- und Laubwald, dann gewöhnlich links ab zu dem ganz nahen Kagonfall, der den Abfluß des Chiussenji-Sees bildet und den Dayagawa speist. Der Fall gilt in Japan für einen der höchsten und schönsten. Bin jedoch kein großer Verehrer solch mäßiger Wasserfälle, immerhin imponierender als all die Schweizer Fälle. Aber heute hat er Stimmung, der Kagon, wie er so in dem wilden tiefen Schluchtkessel sich zerstäubt, umtummelt beständig von viel tausend Schwalben, die weißstürzenden Wassermassen in spielerischem Sonnenlicht, scharf gezeichnet vor dem rötlich schuppigen Gneisgestein. Immerhin doch nur eine bescheidene Ausgabe des für mich schönsten aller Wasserfälle, des Yellowstonefalls in U.S.A. Nationalpark. Dort außer der Wassermasse und den Dimensionen noch besonders gewaltig die Färbung der ungeheuren Schlucht und der schroff-wilden

Gesteinsbildungen, während hier außer der senkrechten Wand hinter dem eigentlichen Fall der übrige Umkreis grünt.

Der Kego hat in den letzten Jahren eine eigene Art von Berühmtheit erlangt. Er wurde der Ort einer Selbstmord-epidemie junger Leute der Hauptstadt. Der Begründer dieser Manie war ein etwa achtzehnjähriger Sohn einer angesehenen Familie. Er verzweifelte, im Leben etwas zu leisten, suchte hierfür einen stillvollen Abschluß und fand ihn in einem Sprung in die Tiefen des schönsten Wasserfalles von Yamato*. An einem Baume hinterließ er eine Schrift mit dem Beweggrund seiner Tat. Das Beispiel fand zahlreiche Nachahmer bei der neurasthenischen Jugend der höheren Schulen. Bald zählte man sechzehn der Fälle am Falle. Erst der bittere Hohn der Öffentlichkeit machte dem Morden ein Ende oder richtiger brachte den Kego aus der Mode. Denn diese wendet sich jetzt mehr dem feurigen statt dem nassen Elemente zu. Die Jugend stürzt sich in den Schlund des Asamakraters.

Gleich nach dem Fall gelangt man an den Chiussenji-See. Er schimmert schon vorher durch die großen Bäume, bietet dann von hier aus einen prächtigen Anblick, eingefaßt von dicht bewaldeten Bergen, die rechts im Nantai schroff emporragen. Gerade hier, zu Beginn des Sees liegt das Lake-Side-Hotel in entzückender Lage. Das Süd- und das Westufer des Sees sind mit freundlich im halb-japanischen Stil gebauten Häusern belebt, in denen die diplomatische und die sonstige elegante fremde Welt Tokyos die Sommermonate verbringt. Dafür aber kommt auch kaum ein feiner Japaner herauf. Sie fühlen sich unbehaglich unter all den offiziellen fremden Persönlichkeiten. Auf dem Lande wollen sie lieber ungezwungen sein. Die Fremden aber haben für sich alle denkbaren Bequemlichkeiten, gute Lebensmittel, Pferde, Ruder- und Segelboote usw. Bei seiner Lage von 1300 Meter Höhe ist Chiussenji natürlich frisch und kühl. Leider kann auch ich mich nicht hingetrauen. Denn ich kenne dort alle Welt.

* „Yamato“ ist die alte eigentliche japanische Bezeichnung für Alt-Japan, während „Japan“ oder „Nippon“ sino-japanischen Ursprungs ist

Spaziergang am See entlang bis Shobugahama. Dann schöner ebener Waldweg—Anstieg—Riuzu-Wasserfall—Sensogahara—Yumoto-Wasserfall—Yumoto. Die beiden Wasserfälle, der Drachenfall und der von Yumoto sind für mich die schönsten im Nikkogeirge. Von Sensogahara — die Ebene ist ein alter See — kleiner Aufstieg, dann zum Yumoto-See mit seiner einzig dichten Urwaldvegetation. Am Ende des nur ein Kilometer langen Sees liegt das Dorf Yumoto mit seinen Schwefelquellen, die ihren Ursprung ohne Zweifel dem noch aktiven Vulkan Shirane verdanken. Bisher fast keine Gäste, sie kommen erst gegen Mitte Juli.

Nikko-Tokyo, 9. Juli 1904.

Heute gießt und schüttet der Himmel. Der gestern kristallklare Dayagawa tief unter meinem Fenster ist dunkler Milchkaffee. Hatte Glück mit meinem Ausflug nach Chiussenji. Heute sind alle Brücken weggerissen. Jeder Verkehr unterbrochen, außer Telephon. Die Leute droben sind abgesperrt wie „Port Arthur“, sagte mir lächelnd der Wirt des Kanaya-Hotels.

Tokyo, 10. Juli 1904.

Alle japanischen Armeen rühren sich: Kuroki hat den Paß Motienling auf dem Hauptweg nach Liauyang eingenommen, steht dicht vor dieser Stadt. Er hat auch den Daling-Paß, kann von hier sowohl auf Liauyang wie auf Mukden marschieren.

Die Takushan-Armee besetzte den Paß von Föngschuiling auf der Straße nach Haitichöng.

Oku, von Süden kommend, hat jetzt Kaiping erreicht.

Kuropatkin steht mit seinem Gros in der Gegend von Tschikiao, nur einen halben Tagmarsch nördlich Kaiping.

Nun muß die große Entscheidung nahen. So weit man es beurteilen kann, haben die Japaner alle Aussicht auf einen Sieg. Mit Kuroki im Norden sieht es aus wie das Kesseltreiben von Sedan.

Die Japaner nähern sich mehr und mehr Port Arthur. Sie sollen schon eine Stellung 6000 Meter vor der Stadt inne haben.

Die Sicherheit, mit der die Japaner auf den Fall von Port Arthur rechnen, wirkt fast unheimlich. In allen Straßen Tokyos sind Gerüste und Drähte entlang den Häusern gespannt oder quer über die Straße, um Laternen und Fahnen aufzuhängen. Mein Nachbar wollte neulich einige Lampions für sich bestellen, bekam aber überall zur Antwort, man könne keinen Auftrag entgegennehmen, man sei überbeschäftigt für die Port-Arthur-Feier. In Yokohama sei es noch viel schlimmer. Zahlreiche Speicher seien bis zum Dach gefüllt mit Material für die Feier. Der Gedanke, daß Port Arthur denn doch nicht mit „absoluter Sicherheit“ fällt, scheint keiner Seele zu kommen.

Tokyo, 15. Juli 1904.

Die chinesische Regierung hat eine Anleihe für den Bau der Shanghai—Nanking-Bahn im Betrag von £ 2 500 000 abgeschlossen, und zwar zu 97¹/₂ bei 5% Zinsen. Die Japaner mußten in London 6% bei 93 Emmissionskurs zahlen!

Tokyo, 17. Juli 1904.

Der Abschluß des deutsch-englischen Abkommens hat überrascht. Den Japanern kommt dieses offenbar nicht sehr gelegen. Die Zeitung Asahi warnt sofort England, sich nicht „wieder“ von Deutschland übertölpeln zu lassen. Bin sehr begierig, wie die Sache in der Heimat aufgenommen wird. Vielleicht nicht ungünstig. Vor der Venezuela-Affäre schrieb man mir von dort: „Jedes Abkommen mit England wäre ein nationales Unglück für uns.“

Zwanzig der Kriegsberichterstatter dürfen endlich, endlich nach der Front. Ihre Stimmung war allmählich am Überkochen. Daher schickte der japanische Presseverein eine Deputation an die Regierung, die Fremden nach dem Kriegsschauplatz zu lassen. Dies hat offenbar gewirkt.

Tokyo, 20. Juli 1904.

Die Russen im Roten Meer werden unerhört herausfordernd. Nachdem sie den deutschen Dampfer Prinz Heinrich gestoppt, die Post konfisziert hatten, nahmen sie einen englischen P. & O.-Dampfer völlig in Beschlag, landeten seine Mannschaft, hißten die russische Flagge. Sie beanspruchten das Schiff als Prise. Und dabei sind das nicht etwa reguläre russische Kriegsschiffe, vielmehr Dampfer, die unter der Maske friedlicher Schiffe sich gegen den Pariser Vertrag durch die Dardanellen stahlen. Die englische Presse ist aufgeregt, ihre Regierung dagegen sehr zurückhaltend.

In Deutschland ist die Presse sehr erregt über die Wegnahme der Post des „Prinz Heinrich“ durch die Russen. Der Protest der Regierung soll gemäßigt sein, wurde bis heute von den Russen keiner Antwort gewürdigt. Kaiser Wilhelm ist sonst mit dem Ruf „Rache“ sofort bereit, wenn es sich um Schwächere handelt. Hier hat er Gelegenheit, seine wirkliche Energie zu zeigen einem Starken gegenüber.

Nikko, 23. Juli 1904.

Gestern fand ich dicht beim Kanaya-Hotel eine sehr interessante lebensgroße Steinstatue des Kokuzo Bosatsu. Diese hat japanische schiefe Augen, aber die Haare lockig. Vor allem auffallend ist das plötzliche Vorspringen der Hüften, gerade wie bei einer stark geschnürten europäischen Frau. Das weist auf ein indisches Vorbild. Tatsächlich befragt die Inschrift, die Statue sei im Jahr 1657 als Ersatz für eine andere gefertigt. Ich habe sie photographiert. Fünfzig Schritt weiter unten steht ein halb zerfallenes rotes Tempelchen, die sogenannte Hoshino miya (Sternempel), jetzt Yamato no miya genannt. Es war bis 1868 in den Händen der Buddhisten. Aber wie ganz Nikko wurde es in dem Shinto-Fanatismus jener Tage „gereinigt“, d. h. dem Shinto-Dienst zurückgegeben und seither ist es verwahrloßt. Es ist der älteste Tempel in Nikko. Überhaupt ist diese Stelle der

Ursprung der Nikkotempel. Dicht dabei fand ich an einem Hügel zahllose mit Sanskrit und chinesischen Zeichen beschriebene Steine, offenbar von den Pilgern dort niedergelegt. Aber vor wieviel hundert Jahren?

Heute erfuhr ich eine hübsche Geschichte, wie die Berichterstatter es erzwungen haben, daß wenigstens eine Anzahl von ihnen ins Feld kam. Als der englische Gefandte eine Woche abwesend war, erklärte ihnen Barclay, der erste Sekretär, sie sollten selbst einmal einen Schritt unternehmen. So kamen denn im Imperial-Hotel an die zwanzig Korrespondenten aus allen Ländern zusammen. Jeder setzte an seine Zeitung ein Telegramm auf, er bitte um sofortige Abberufung, da bei der Art der Behandlung von seiten der japanischen Behörden keinerlei Aussicht auf irgendeinen Nutzen seines Hierseins bestehe. Dieses ganze Bündel Telegramme wurde nun aufs Hauptpostamt gebracht, wo der Oberzenfor sitzt. Dort große Verblüffung. Schließlich wurde die Beförderung der Telegramme verweigert. Darauf wird beschlossen, daß einer der Berichterstatter mit sämtlichen Telegrammen nach Nagasaki fährt, um sie dort persönlich auf dem Reichspostdampfer „Roon“ zur Beförderung nach Shanghai aufzugeben, zur telegraphischen Weitergabe. Gleichzeitig wurde aber dafür gesorgt, daß die wichtigsten japanischen Journalisten von diesem Schritt erfuhren. Tags darauf erschien eine Deputation der japanischen Zeitungen im Hauptquartier in Tokyo und bat, den fremden Korrespondenten die Erlaubnis zum Abgang ins Feld zu geben. Die Erlaubnis erfolgte sofort.

Manche meinen, daß der Generalstab, der indessen unter der Hand benachrichtigt worden war, die Deputation der japanischen Zeitungen selbst bestellte, um mit guter Art einen Ausweg zu finden. Ob die Geschichte ganz in dieser Form richtig ist, weiß ich nicht, aber etwas Wahres ist wohl daran. Es war in der Tat hohe Zeit, daß die Japaner mehr Rücksicht nahmen. Denn ein Teil der Korrespondenten war bereits ärgerlich abgereift.

Auch die fremden Offiziere sind eigentlich nur durch eine starke Pression endlich fortgekommen. In der Presse tauchte wiederholt die Behauptung auf, es sei eine direkte Beleidigung für das englische Volk, daß man den General Nicholson und die andern zur Beobachtung des Krieges entlassenen Offiziere monatelang in Tokyo festhalte und ihnen Geishafeste bereite. Das wirkte. Endlich ließ man also die Herren am 21. mit Extrazug nach Moji, um sich dort einzuschiffen. Während sie aber auf der Bahn schwitzten, erschien die Wladiwostokflotte. Und nun wagt man nicht, den Dampfer abzuschicken. Resultat: die Offiziere langweilen sich jetzt in Moji statt in Tokyo.

Nikko, 24. Juli 1904.

Das Benehmen der Engländer in Sachen des von den Russen weggenommenen Postdampfers Malacca ist unwürdig zahm, eigentlich fast feig. Sollten sie jedem Konflikt aus dem Wege gehen, jetzt, da sie ihre Armee reform eben beginnen, oder wollen sie sich die Russen zu Freunden machen?

Tokyo, 26. Juli 1904.

Die russische Wladiwostokflotte kreuzt vor dem Eingang der Bucht von Tokyo, gänzlich unbelästigt. Das hatte man doch nicht erwartet. Aber vielleicht ist die Lehre gut. Denn ein japanischer Major sagte nach einer Zeitung, das einzige, was die Russen verstehen, sei das Davonlaufen.

Tokyo, 28. Juli 1904.

Gestern in Yokohama. Natürlich herrscht in Kaufmannskreisen große Aufregung, da so viel Kriegskonterbande unterwegs ist. Man hat die Schiffe im Vertrauen auf die Herrschaft der Japaner zur See neuerdings nicht mehr versichert. Um elf Uhr machte der Hafenmeister bekannt, daß die russischen Schiffe am Eingang der Tokyo-Bai kreuzen. Es sind aber gestern zwei Schiffe eingelaufen, die nichts von den Russen sahen.

In Tokyo sind alle Lebensmittel, besonders aber Fische, um 20 bis 60% im Preis gestiegen, weil die Fischer sich nicht mehr aufs Meer getrauen.

Nikko, 1. August 1904.

Wir treten nun in den sechsten Monat des Krieges ein und noch ist keinerlei wirkliche Entscheidung gefallen. Port Arthur hält sich noch immer.

Wilde Gerüchte: Die Port-Arthur-Flotte sei durchgebrochen, andere reden von furchtbaren Verlusten vor Port Arthur. Die Börse bleibt fest.

Wichtige Nachricht: von Plehwe ermordet. Erst der Gouverneur von Finnland, dann ein Gouverneur im Kaukasus und jetzt gar der allmächtige Minister des Innern! Jedem drängt sich die Frage auf: wer ist der nächste? So etwas muß notwendig lähmend wirken, und die Japaner haben an den traurigen Zuständen im Innern Rußlands tatsächlich einen mächtigen Verbündeten.

Zu den widerlichsten Erscheinungen in diesem Krieg gehört das Benehmen der englischen und amerikanischen protestantischen Missionare. Sie halten jetzt sogar zusammen mit Shintoisten und Buddhisten große Versammlungen, in welchen sie erklären, daß dieser Krieg mit Rasse und Religion nichts zu tun habe und daß Japan die wahre Zivilisation gegen das barbarische Rußland vertrete.

Nikko, 4. August 1904, zwei Uhr nachmittags.

Eben kommt der Wirt in mein Zimmer gestürzt, Haitfchöng sei genommen. Jetzt ist Kuropatkin von zwei oder gar drei Seiten bedroht. Jetzt muß die Schlacht nahen. Er hat aber schon jetzt wenig Aussicht auf Sieg. Er selbst berichtet von überaus energischer Offensive der Japaner aus allen Richtungen.

Amerikanische Dampfer nehmen keine Ladungen mehr an nach Japan. So viel haben die Russen doch erreicht mit ihren Kreuzern am Pazifik und dem Roten Meer.

Abends. Auch Niutschwang ist besetzt.

Nikko, 8. August 1904.

Kuropatkin meldet nach Petersburg, „er hoffe, in seiner jetzigen festen Stellung dem numerisch überlegenen Feind standhalten zu können“. Das sagt derselbe Kuropatkin, der im August, also jetzt, den Frieden in Tokyo diktieren wollte! Sic transit gloria mundi.

In Tokyo geht das Gerücht, General Stössel in Port Arthur habe Selbstmord begangen.

Tokyo, 12. August 1904.

Die Russen geben zu, mehrere Stellungen vor Port Arthur geräumt zu haben. Sie formulieren dies folgendermaßen: Sie schlugen am 26. und 27. Juli die Angriffe der Japaner unter ungeheuren Verlusten für diese zurück und räumten die angegriffenen Punkte.

Tokyo, 12. August 1904, nachmittags.

Soeben erzählt mir der englische Gesandte, daß drei russische Kreuzer der Port-Arthur-Flotte nach Kiautschou, also in deutsches Gebiet, entflohen seien. Alles fragt sich gespannt, was wird nun Deutschland tun?

Tokyo, 14. August 1904.

Admiral Witthöft, der Kommandant der Port-Arthur-Flotte, ist gefallen.

Verpöngung der russischen Flotte: in Tschifu, in Shanghai, in Kiautschou, sind die Trümmer der russischen Flotte eingelaufen, alle in üblem Zustande. Die Japaner haben nur 170 Mann verloren. Togo erklärt, seine Schiffe seien vollkommen kampffähig.

Die Wladiwostok-Flotte ist, wie zu erwarten, wieder ausgelaufen, diesmal wieder Tsushima zu, hier aber war Kamimura mit seiner Flotte auf der Wache. Nach fünfstündigem Kampf sank der Rurik, während Russia und Gromskow schwer beschädigt entkamen.

Tokyo, 15. August 1904.

Traf auf der Bahn den Kommandeur Maish, amerikanischen Marineattaché, und kam mit ihm auf die Seeschlacht zu sprechen. Er findet die Lobpreisungen übertrieben, jedoch nicht nur in diesem Fall. Den augenblicklichen Enthusiasmus seiner Landsleute für die Japaner erklärt er für „Hysterie“ und für unnatürlich. Er ist sich sehr bewußt, daß die Amerikaner mit den Japanern in Kollision kommen werden, wenn es diesen zu gut geht.

Moto Hakone, 19. August 1904.

Die japanische Regierung hat der deutschen ihre aufrichtige Dankbarkeit für die einwandfreie Art ausgesprochen, in der die letztere die Neutralitätsfrage behandelt hatte. Die Schiffe, die nicht mehr fahren können, vor allem der Cäfarewitsch, werden entwaffnet, die weniger beschädigten müssen den Hafen in 24 Stunden verlassen. Aber vergeblich sucht man in der japanischen Presse nach Ausdrücken des Bedauerns über ihre unverschämten unberechtigten Angriffe.

Am 10. früh überfandte Marschall Oyama durch einen Parlamentär dem Kommandanten von Port Arthur das kaiserliche Schreiben betr. die Entfernung der Nichtkämpfer. Daran knüpfte er die Aufforderung, sich zu ergeben. Er gab Bedenkzeit bis zum 17. mittags.

Port Arthur ergibt sich nicht. Die Russen in Port Arthur weisen nicht nur Marschall Oyamas Aufforderung zur Übergabe zurück, sondern sie verzichten sogar auf die Entfernung der Nichtkombattanten. Die letzte Zurückweisung ist unnötig grausam. Und ich bin überzeugt, daß dieser Fall dem Marschall Oyama selbst, der ein seelenguter Mensch ist, persönlich schweren Kummer bereitet.

Hakone, 21. August 1904.

Um 4¹/₂ Uhr aufgestanden, den höchsten Berg der Hakone-Gruppe, den 1450 m hohen Kamiyama bestiegen. Man geht

zuerst nach Ashinoyu und dem 100 m höher liegenden Yunohanazawa. Von hier hat man noch eine Stunde steile Kletterei. Der Blick ist wahrscheinlich die leichtest zu erreichende großartige Aussicht in Japan.

Hakone wimmelt von kranken Soldaten. Man schießt namentlich Beriberi-Kranke*, aber auch Rekonvaleszenten von Wunden hierher. Es sind Leute aus der Tokyo-Garnison, meist Reserve und Landwehr. Sie sehen alle vortrefflich genährt und stattlich und kräftig aus. Nur am Gang erkennt das geübte Auge sofort den Kakke-Kranken. Alle sind in weiße Kimonos gekleidet mit einem roten Kreuz auf dem Arm. Viele tragen eine weiße Mütze, ähnlich der unserer Köche, einzelne haben auch eine Militärmütze. Ihr Benehmen ist tadellos. Ja sie sind geradezu unheimlich still und ruhig. Ich habe noch nicht einen einzigen ein lautes Wort sagen hören oder gar renommieren. Vom Krieg zu reden, dazu kriegt man sie überhaupt nicht, das gilt für sehr unpassend, solange der Krieg fort dauert. Wenn man an das Benehmen europäischer Soldaten denkt, so will es einem gar nicht in den Kopf, daß die stillen, fast apathisch anmutenden, sich langsam bewegenden Menschen solch tapfere rücksichtslos draufgehende Soldaten sein sollen oder vielmehr sind.

Hakone, 22. August 1904.

Heute sucht mich Herr Harris auf aus dem anderthalb Stunden entfernten Kowakidani, bittet mich, nach seinem kranken Kinde zu sehen. Kann nicht gut ablehnen. Habe sowieso vor, heute über den See zu fahren, dann nach dem Badeort Ubagoya und weiter nach der „großen Hölle“ Ojigoku zu gehen. Kann von da aus den Abstieg nach Kowaki wählen. Das Ende des Hakone-Sees mit seinem Steilabfall, der tiefen Bläue seines Wassers unter wildem Gefels und großartigen Bäumen gehört zum Feierlichsten, was ich kenne. Das Bild bekommt noch etwas Unheimliches durch die zahl-

* Beriberi = Kakke, eine schwere Erkrankung des Nervensystems

lofen rotbäuchigen Salamanderchen, die in dem klaren Wasser hin- und herzucken. Sie sind so zahm, daß sie sich mit der Hand fangen lassen.

Das Wildbad Ubagoya liegt 140 m über dem See, ist bekannt wegen seines schönen Blickes auf den Fuji, den Hirohige in einem bekannten Bild verewigt hat. Das Kaiserliche Hausministerium hat auf meinen Rat hin den Platz angekauft, die von mir beantragten Verbesserungen wie Wegebau ufw. leider bisher unterlassen. Von da noch eine halbe Stunde Klettern bis zur „großen Hölle“, einem Solfataren- und Mineralquellenfeld, das zugleich einen Kamm und Wasserfcheide bildet. Was habe ich es mir an Mühe und Zeit kosten lassen, die Japaner zu bewegen, diese geradezu wundervollen Quellen zu verwerten, anstatt sie nutzlos verfließen zu lassen. Danaidenarbeit!

Tokyo, 1. September 1904.

Sturm und Erntegefahr. Heute ist der fogenannte Nihia-kutoka, d. h. der 210. Tag des Jahres (nach alter Rechnung) und dieser Tag gilt für kritisch für die Reisernte. Die Pflanzen blühen jetzt und wenn es heftig regnet oder stürmt, so werden die Blüten weggeweht oder weggewaschen, und es gibt eine schlechte Ernte. Natürlich ist es einfach Sitte, gerade diesen bestimmten Tag zu nennen. Denn die Blüte erfolgt je nach dem Wetter bald ein paar Tage früher oder später, aber wie die Dinge liegen, sieht man dem Nihia-kutoka immer mit Sorge und Spannung entgegen. Japan hat seit langer Zeit ein ganz außerordentliches Ernteglück gehabt und gerade in diesem Jahr schienen die Ausichten besonders günstig. Nun zieht aber seit ein paar Tagen ein schwerer Sturm von Südwesten aus dem chinesischen Meer herauf und derselbe hat nun gerade heute unsere Gegend erreicht. Bis jetzt (morgens) bläht er nur tüchtig, aber ohne Regen. Sollte letzterer dazu kommen, so wäre großer Schaden für die Ernte sicher.

Tokyo, 1. September 1904, mittags.

Ein endlos langer unklarer amtlicher Bericht über die Schlacht bei Liauyang erzählt von fünftägigen Angriffen (27. bis 31. August) der Japaner auf die russischen Stellungen bei Liauyang. Erfolg? Man fragt sich, warum die Regierung gegen ihren Brauch einen solchen Bericht veröffentlicht, ehe die Operationen einen Abschluß fanden. Ich glaube, daß die Japaner für den 1. September ein reguläres Sedan aufführen wollten. Das scheint ihnen aber mißlungen. Immerhin ist es möglich, daß die heftigen Frontkämpfe dazu dienen sollten, die ganze russische Macht festzuhalten, während große Umgehungen stattfinden. Ist dem so, so ist es doch noch möglich, daß Kuropatkin am 1. September in einer Falle sitzt.

Tokyo, 2. September, früh.

Großer Sieg! Amtlich: Der Feind gegenüber der mittleren und linken Armee ist in vollem Rückzug, wird von beiden Armeen verfolgt. Die Japaner müssen fast Übermenschliches an Ausdauer und an Energie geleistet haben. Wenn Kuropatkin diese große Schlacht wirklich verliert, so ist der Krieg vorläufig zugunsten Japans entschieden.

Tokyo, 4. September, abends.

Ging nach Shimbashi, der belebtesten Stelle Tokyos, dicht beim Bahnhof. Die große Verkehrsader der Hauptstadt — Shinagawa Ueno — läuft hier vorüber. Die Straße ist sehr geräumig, mit Bäumen bepflanzt und hat breite Gehwege, die abends von Menschen wimmeln. Heute brannten überall bunte Laternenreihen und elektrische Lampen zwischen zahllosen nationalen Flaggen. Aber das zahlreiche Volk bewegte sich gerade so ruhig, so geräusch- und lautlos, so langsam, wie bei irgendeinem der allmonatlichen Tempelfeste. Von Erregung auf den Gesichtern oder im Wesen keine Spur. Stellte mich zu verschiedenen Gruppen, hörte aber kein einziges Wort vom Krieg. Kein einziges Banzai. Die Schlacht von

Liauyang ist wichtiger als der Fall von Port Arthur. Aber das Volk betrachtet nun einmal diesen als das große freudige Ereignis. „Gib uns Barrabas!“ Als Port Arthur immer und immer nicht fiel, als die großen Flaggenstangen, die zahllosen Laternenpfähle, die Lampen mit der Inschrift „Siegesfeier“ Tag für Tag mehr wie eine Ironie ausfahlen, da kühlte sich der Eifer etwas ab, und als nun von Liauyang Tag für Tag die Berichte von schweren Verlusten kamen, während der Ausgang ungewiß war, da ist es kein Wunder, daß der naiv zuversichtliche Jubel bei früheren Siegen einer ernsteren Stimmung gewichen ist. Man hatte sich den Sieg doch allzu leicht vorgestellt. Jetzt weiß man das besser. Man sieht, daß ein endgültiger Sieg auf alle Fälle teuer zu stehen kommt. Auch hat ein jeder einen Vater, einen Sohn, einen Gatten, einen Bruder im Felde stehen. Auch das trägt zum Ernst der Stimmung bei.

Tokyo, 5. September, morgens.

Die Verluste von Liauyang noch nicht annähernd geschätzt. Man weiß nur, daß die Söhne von drei bekannten Generalen gefallen sind: von Kriegsminister Terauchi, von General Fukushima und von dem verstorbenen Generalstabschef Tamura.

Abends.

Kuropatkins Rückzug soll geglückt sein. Dieser Rückzug wurde ermöglicht durch die große Tapferkeit der russischen Truppen, welche den Ansturm von Oku und Nodzu aufzufangen vermochten. Kuropatkin gibt keine Niederlage offen zu. Es ist hart für ihn, der von Anfang gegen den Krieg war.

Der Eindruck des japanischen Sieges auf Europa ist groß. Werden unsere Offiziere, namentlich der Marine, endlich zugeben, daß die Japaner sehr viel gelernt haben und vermögen?

In Korea gehen jetzt die Japaner sehr dreist vor. Sie ließen sich von den Koreanern Land für militärische Zwecke geben,

d. h. sie haben die Koreaner hierzu gezwungen. Und nun wird ein sehr wichtiges Abkommen veröffentlicht, nach welchem Korea:

1. einen japanischen Ratgeber für die Finanzen (Megata) anstellt, ohne dessen Rat keine Maßregeln ergriffen werden dürfen;

2. einen fremden Ratgeber für äußere Angelegenheiten stellt, welchen die japanische Regierung empfiehlt und der in allen wichtigen Sachen um Rat gefragt werden muß. (Hierfür ist mein alter Bekannter Stevens ernannt);

3. Korea muß Japan konsultieren beim Abschluß von Verträgen usw. mit fremden Ländern und in der Erteilung von Konzessionen an Fremde!

Dabei die ewige Rederei, daß man Koreas Souveränität nicht antasten solle! Durch dieses Abkommen wird Korea ein Vasall Japans.

IN DER SCHWEBE ZWISCHEN DEN ENTSCHEIDUNGEN

September bis Dezember 1904

Tokyo, 14. September 1904.

Aus London heute die auffallende Nachricht, daß man dort die Schlacht von Liauyang in bezug auf ihre Folgen fast als eine Niederlage der Japaner auffaßt. Dieser Sieg hat tatsächlich einen bitteren Beigeschmack.

Die Japaner haben Glück. Sämtliche Ernten, Reis, Gerste, Seide, alles ungewöhnlich reich in diesem Jahr.

Der Stimmungswechsel in England wird auf die heimkehrenden Berichterstatter zurückgeführt. Sie alle wüten über ihre schlechte Behandlung in Japan. Keiner hat eine Schlacht aus der Nähe, kaum aus der Ferne zu sehen bekommen. Die Börse ist natürlich über die Berichte aus England bestürzt. Die Werte sind gefallen.

Kapitän v. Gundlach — Kriegsberichterstatter — bewies schon vor sechs Wochen ein höchst scharfes Urteil. Er war feinerzeit Instrukteur und Kapitän in chinesischen Diensten, hat mit Henneken an dem ursprünglichen Port Arthur gebaut. Auch kennt er die ganze Mandschurei von früher her. Schon im Juli sagte er mir bis aufs Detail voraus, an welcher Stelle die Hauptschlacht bei Liauyang stattfinden werde. Von Port Arthur erklärte er, die Japaner werden es nie oder doch sehr sehr viel später nehmen, als sie erwarteten.

Karuisawa, 16. September 1904, abends.

Endlich habe ich die längst beabsichtigte kleine Reise nach den Bädern von Kusatsu angetreten. Ich will dort Dr. Nagashima meinen Rat zum Bau eines Sanatoriums erteilen. Muß auch nach meinem Grundstück sehen. Konnte von Glück sagen, daß ich nach dreistündiger Verspätung wegen Truppentransporten in Karuisawa noch eine Jinrikisha fand, um

mein Gepäck nach dem eine halbe Stunde weit entfernten Hotel zu bringen.

Sitze hier fest. In der Nacht Wolkenbruch und Sturm und heute früh dichter Nebel und Regen. Sollte denken, daß ich in dem nur von zehn Gästen bewohnten Hotel wenigstens Ruhe finde. Aber spät abends angekommen und schon gleich heute morgen nach dem Frühstück melden sich zwei Leute mit der Bitte, sie zu unterfuchen, ein Herr aus Söul und eine Dame aus Anoy in Süd-China. Kann's nicht gut ablehnen, aber auch kein Honorar annehmen. Sind oft Leute, denen ein Sommer in Japan für ihre Mittel ohnehin schon ein großes Opfer erfordert. Sie können das Geld nötiger brauchen als ich.

Karuisawa ist bekannt für fein trockenes Klima und ist von Fremden im Sommer viel besucht. Überwiegend sind das protestantische angelfächsische Missionare, die sich da drei Monate lang von den Strapazen ihrer schweren Arbeit erholen müssen. Die fromme Herde aber, die mag drunten in der Ebene schwitzen und sehen, wie sie mit ihrem gewöhnlichen geistlichen Trost auskommt.

Es sind hier etwa tausend kranke rekonvaleszente Soldaten. Wie ich vorhin an der Kapelle vorbeikam, war da „Gottesdienst“, zu dem man auch solche Soldaten lockte. Zu diesem Zweck waren Tische mit Photographien im Tempel aufgestellt und es wurde Tee serviert. Ein Europäer sang Hymnen in japanischer Sprache und ein paar Frauenzimmer in eleganten Sommerkleidern und koketten Strohhütchen sekundierten ihm mit piepsigen Stimmchen. Es mochten zwanzig Soldaten dort gestanden haben. Sie beguckten sich die Bilder oder starrten offenen Mundes auf den Missionar, der ihnen mit feinem fremden Gesinge wie ein Komiker erscheinen mußte. Er hatte lauter erwachsene und durch viel Anstrengung und Gefahr geprüfte Männer vor sich. Warum predigt er ihnen nicht eindringlich die christliche Religion und erklärt ihnen ihre Grundlagen? Warum singt er statt dessen alberne Lieder, die die Hörer kaum oder nicht verstehen, da

er doch weiß, daß die europäische Art zu fingen den Japaner nun einmal zum Lachen reizt?

Kusatsu, 19. September 1904.

Aufbruch gegen 4 Uhr 30 früh von Karuisawa. Im Dorf waren die meisten Soldaten schon munter und an Brunnen und Bächen beschäftigt, sich zu waschen. Jeder benützte fleißig seine Zahnbürste. Ob wohl bei uns die Bauernburschen sich auch alle Morgen den Mund spülen, die Zähne reinigen?

Der Weg von Karuisawa nach Kusatsu beträgt 42 km. Wie oft legte ich ihn nicht schon zurück! Doch heute wollte mir die Strecke zum ersten Male sauer werden. Da wird man sich plötzlich seiner 55 Jahre bewußt. Der Weg ist freilich auch deshalb ermüdend, weil er dauernd bergauf und bergab führt. Aber schön, durch die Berge im Herzen Japans zu wandern, zuerst über wellige grasige Fläche entlang dem Fuß des Asama, des größten aktiven Vulkans Japans, dann über einen kleinen Paß durch Kiefernwälder nach dem kleinen Bad Kosa, fünf Stunden lang durch unbewohntes Land über die wilden roten Lavafelder, auf denen zwerghafte Kiefern ein kümmerliches Dasein fristen, dann aber über eine große, mit Eichen und Kastanien bestandene grüne Heide, die mit ihren kleinen Bächen und ihren Bäumen das Idealbild eines großartigen Parks bildet. Die umrahmenden Berge rechts scheinen große Rasenflächen mit Baumgruppen und Wäldchen und Wäldern, während links der finstere Koloss Asama seine mächtige Rauchwolke gen Himmel schickt*.

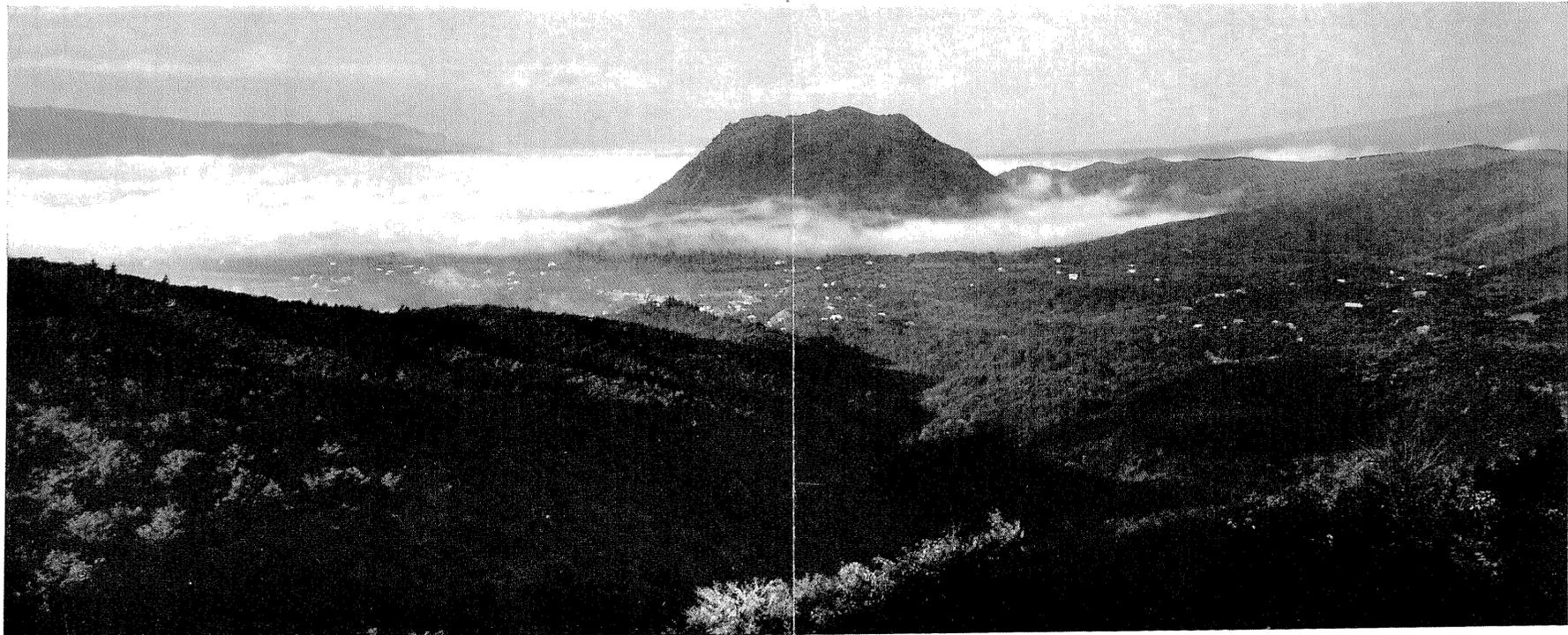
Das Bild ist derart bezaubernd, daß mein Pferdejunge, der neben meinem Pferde hertrabt, mich fragt, ob ich nicht die schöne Landschaft photographieren wolle. Der Bursche ist noch nüchtern. Er hatte früh, wie er sagte, keine Zeit zum Essen und muß nun sechs Stunden marschieren, ehe er etwas zu essen findet. Gebe ihm ein Stück Brot, das ich in der Tasche habe. Er verschlingt es gierig. Aber trotz seines Hungers hat dieser einfache Mensch Sinn für die Schönheit der Natur.

* Bilder nach Seite 336



Oben: DER ASAMA-VULKAN

Unten: BLICK AUF KARUISAWA



Auf der großen Heide befindet sich ein Gefüt des Kaiserlichen Haufes. Es soll aber leider nicht viel wert sein. An einem Tempelhügel vorbei, mit den schlanksten höchsten Rotkiefern, die ich kenne. Freue mich immer schon stundenlang auf diese herrlichen Bäume, wenn ich des Weges komme. Sie erheben sich zu unendlicher Höhe und sind in Haushöhe kaum eine Spur dünner als über dem Erdboden.

Die geradezu fabelhaften Heilerfolge der Kusatsubäder zeigt am besten der allbekannte japanische Vers: „Eine Krankheit gibt es, die kein Arzt und selbst das Wasser von Kusatsu nicht zu heilen vermag: die Liebe.“ Selbst der sonst so hartnäckige Ausatz heilt manchmal und wird fast immer wenigstens gebessert. Seit ich zuerst in Kusatsu war, nahm ich das lebhafteste Interesse an dem Ort und machte den Einwohnern allerlei Vorschläge zur Verbesserung. Aber wie in Ikaō und in allen anderen japanischen Bädern leben die Leute in Eifersucht und Streit, obwohl sie dem äußeren Scheine nach ganz gut miteinander stehen. Es fehlt merkwürdigerweise jedes Interesse für die Gemeinschaft. Es ist zwar ein Bürgermeister da, aber er hat nichts zu sagen, und von gemeinamem Vorgehen ist keine Rede. Ich ärgerte mich daher über die Leute und bekümmerte mich nicht mehr um Kusatsu. Jetzt ist der Ort sehr zurückgegangen, die Zahl der Gäste nimmt ab. Nun sehen auch die Bewohner ein, daß es so nicht weiter gehen kann. Sie wollen künftig alles befolgen, was ich ihnen sage. Ich bewog daher einen Arzt, im Sommer dort zu praktizieren. Dies wird schon Gäste anziehen. Sodann muß ein Sanatorium für Japaner und eines für Europäer errichtet werden, sowie ein Hotel.

Außer seinen unerreichten Quellen hat Kusatsu die beste Gebirgsluft in Japan und ein geradezu ideales Trinkwasser. Ein solcher Platz wäre in Europa befeuchter als Karlsbad. Hierher aber kommen fast nur Leute niedrigen Standes. Freilich der Anblick zahlreicher häßlicher, in dem Dorf zusammengedrängter Kranker ist nicht gerade einladend. Die Leprakranken sind zwar außerhalb des eigentlichen Dorfes isoliert,

aber die Syphilitiker und Konforten sind auch kein froher Anblick. Daneben für den Europäer befremdend die fast paradiesische Ungeniertheit! Jetzt ist es seit ein paar Jahren eingeführt, daß Männlein und Weiblein getrennt baden und ich habe jetzt keine oder doch wenige Angehörige beider Geschlechter splinternackt über die Straße gehen sehen, wie dies früher selbstverständlich war. Es muß sich erst ein neues Kusatsu außerhalb des jetzigen Dorfes bilden. Dazu ist schönes Land in Menge vorhanden und Mineralwasser, um täglich Tausende von Einzelbädern zu reichen. Ginge ich nicht im nächsten Jahre nach Hause, so würde ich selbst ein Sanatorium bauen. Ich weiß bestimmt, es kämen Leute aus aller Herren Ländern, wenn erst einmal die einzigartige Kraft der Quellen bekannt würde.

Kusatsu liegt in einem engen Talkessel. Wer es zum ersten Mal betritt, wird viel mehr an Tiroler als an japanische Dörfer erinnert. Die zweistöckigen Häuser aus wetterdunklem Holz mit Veranden ringsum, mit einem richtigen der Straße zugekehrten Giebel aus Fachwerk, wie ihn kein echtes japanisches Haus besitzt, mit den vorspringenden Dächern und den schweren Steinen oben auf den Schindeln bieten ein sonst hierzulande völlig ungewohntes Bild. In der Mitte, dem Marktplatz entsprechend, ist ein großes Bassin mit heißem dampfendem stark riechendem Schwefelwasser. Am Rande die großen öffentlichen Badehäuser, während jeder der dreistöckigen Gasthöfe ringsum seine eigenen Bäder hat. Wie anderwärts in Japan wird nicht für jeden einzelnen frisches Wasser bereitet, sondern es fließt Tag und Nacht beständig frisches Mineralwasser zu. Doch hat jetzt jedes größere Wirtshaus seine Einzelbäder, die höchstens von Freunden oder Angehörigen derselben Familie benützt werden. Denn das Bad ist in Japan eine gefellige Einrichtung, wie es in Deutschland im Mittelalter war. Auch hier badete damals Alt und Jung, Männlich und Weiblich zusammen. Die Temperatur der Bäder in Kusatsu ist heißer und es wird häufiger gebadet als sonst irgendwo: fünf Bäder täglich von etwa 46—50 Grad

Celsius ist die Regel. Das geht mindestens einen Monat fort. Nach etwa zwei Wochen bricht bei den meisten Badenden an den Stellen mit weicher Haut ein eiternder Ausschlag aus, der sich allmählich weiter verbreitet und „tadare“ genannt wird. Trotzdem muß weiter gebadet werden, was bei der starken Säure des Wassers schmerzhaft ist. Unter fortwährendem Baden wird der Ausschlag wieder besser, und wenn dann die Kranken auf dem Heimweg drei oder vier Tage in den alkalischen Quellen von Sawatari baden, so läßt aller Schmerz und das heftige Jucken nach und der Ausschlag heilt völlig in aller Kürze.

Abends von sämtlichen Hausbesitzern in Kusatsu ins Teehaus eingeladen. Der Bürgermeister hält eine Rede, heißt mich willkommen, bittet mich, dem Ort mit meinem Rat beizustehen. Natürlich viel Sake und Geisha. Je mehr getrunken wurde, desto lebhafter wurden alle Japaner. Schließlich führte fast jeder dieser Honorationen des Dorfes einen grotesken Tanz auf oder sang ein komisches Lied. Sah wieder einmal, welch unglaublicher Vorrat an Talent für Humor und Karikatur in diesem Volk steckt. Aber wie die meisten Humoristen und Komiker sind sie ein wenig leichtlebig. Die Leute haben ein herzlich schlechtes Jahr, sind meist verschuldet, aber hier amüsieren sie sich wie Kinder. Wenn man diese lustigen Leute sieht, so kann man sich kaum vorstellen, daß sie einem Volke angehören, das von tiefem Ernst befeelt, bereit ist, jede Anstrengung und jede Gefahr zu tragen, wennesihremLandegilt.

Der ganze Eindruck des Tones von Kuropatkins Bericht über die Kämpfe bei Liauyang ist würdig, ernst. Die große Geschicklichkeit, mit der er den Rückzug bewirkte, sucht er nicht hervorzuheben.

Sehr interessant, daß Lord Wolfeley eine gelbe Gefahr annimmt und daß er in den U.S.A. die gegebene Vormacht im Kampf dagegen sieht. Natürlich. Denn dieses Land hat von jeher die gelbe Gefahr ernst genommen und sie bekämpft. Wenn die Japaner siegen, so sind die Vereinigten Staaten das erste Land, das mit ihnen in Konflikt gerät. Denn beide

wollen den Stillen Ozean. Ein amerikanischer Marineoffizier war derselben Ansicht. Aber diese Gefahr besteht faktisch vorläufig nicht. Auf alle Fälle ist Japan nach dem Kriege so erschöpft, daß es Jahrzehnte braucht, um sich zu erholen. Und dann das Geld! Und nicht zuletzt zweifle ich überhaupt, ob sich die Chinesen von Japan derart kommandieren lassen, wie man dies voraussetzt. China will von Japan lernen, was Japan von Europa lernte. Aber nachher wird es versuchen, sich ebenso selbständig zu machen wie Japan.

Kusatsu, 22. September 1904.

Heute früh mit Sonnenaufgang bei klarem frischem Herbstwetter zweistündigen Spaziergang auf der neuen Straße mit ihren schönen Ausichten, dann heißes Bad mit kaltem Guß, dann Frühstück. Mir die angenehmste Art der Erfrischung. Von 9—12 Uhr mit Dr. Nagashima und mit Ichii, dem wichtigsten Mann in Kusatsu, herumgeklettert, um die besten Plätze für Sanatorium, japanische Hotels und künftige Spaziergänge zu bestimmen. Nach meinen Berechnungen muß Kusatsu einmal ein Weltbad werden, zu dem die Gichtkranken selbst aus Europa und Amerika wallfahren.

Kusatsu, 23. September 1904.

Benütze den schönen Tag zu einem Ausflug auf den aktiven Vulkan Shirane, drei Stunden Steigens von Kusatsu. Er verzeichnet die meisten Ausbrüche unter allen Vulkanen Japans. Viermal fand ich seinen Krater verändert. Das Merkwürdige ist, daß diese Ausbrüche, die oft zu förmlichen Veränderungen des Bergkegels führen, in dem doch so nahen Kusatsu nicht oder kaum verspürt werden. Sie finden sich freilich meist bei heftigem Sturm, oft bei Gewitter statt. Noch auffallender aber ist, daß die Yoshinotairahütte, die in gerader Linie höchstens zwei Kilometer vom Krater entfernt ist, nicht leidet, obwohl in nächster Nähe zahlreiche starre Baumgerippe von der Wirkung des Ausbruchs bis hieher zeugen. Diese Hütte, die 2000 m hoch auf einer kleinen Ebene steht, wo sich mehrere

Paßwege und Bergstraßen kreuzen, ist nur von einer 72jährigen Frau bewohnt, die nicht nur völlig ihren eigenen Haushalt versieht, sondern auch die oft recht zahlreichen Gäste bedient, die zu Fuß oder zu Pferd — auf japanischem Packfattel — den Berg heraufkommen und hier kurz rasten. Wirklich eine Leistung für ein Weib in diesem Alter. Bei der Einsamkeit ihrer Behausung tief im Gebirge, bei ihrem runzligen Gesicht, ihrer gebückten Haltung fällt einem unwillkürlich die böse Hexe aus dem Märchen ein. Aber in Wirklichkeit ist sie ein gutes freundliches Geschöpf, das auch von jedem Mann gut behandelt wird.

Ich fragte sie nach dem großen Ausbruch vor sieben Jahren. „Ja, damals war es recht unheimlich. Es war tiefsternige Nacht und der Sturm heulte fürchterlich. Die ganze Hütte bebte und klapperte. Da wurde die Luft auf einmal ganz dick und schwefelig. Ich öffnete eine Lücke, da hörte ich einen Lärm wie heftigen Donner und eine dicke Wolke Asche schlug ins Haus. Da wußte ich, daß der Berg wieder einmal ausbrach. Zuerst dachte ich trotz des Sturmes ins Tal zu fliehen. Als ich aber sah, daß immer nur Asche fiel und keine Steine, da setzte ich mich nieder, zündete mein Pfeifchen an und wartete dessen, was noch kommen mochte. Am nächsten Tage lag alles dick voll Asche. Und im Berge hatte sich ein neuer kochender See gebildet.“

Alte, von dir könnte so mancher Professor der Philosophie lernen, der vom sicheren Katheder herunter seine Schüler lehrt, man müsse sich würdig ins Unvermeidliche fügen, der aber in deiner Lage nicht ruhig sein Pfeifchen angesteckt, sondern sich wie ein Wahnwitziger gebärde hätte. Ja, Alte, weniger Menschen Los ist gleich hart wie das deine, aber du tuft dein Tagewerk mit Ruhe und Fleiß, bis dich eines Tages der Tod erlöst. Vielleicht findet dich eines Morgens der erste Gast tot hier oben. Möge das Ende dir leicht werden nach solch arbeitsvollem freudeleerem Dasein.

„Bei dem letzten Ausbruch vor zwei Jahren wurde der Yume-See verschüttet und ein neuer Krater bildete sich am

Fuß des Berges. Diesmal war's Tag. Ich hörte ein dumpfes Rollen unter der Erde. Da wußte ich, daß es drüben wieder spukt. Aber ich wartete und alles ging gut vorbei. Die Leute, die am See wohnten, hatten sich tags zuvor gerettet, als das Grollen und Zittern unheimlich wurde.“

Ich besuchte auch diesen kleinen Krater. Er ist auf einer Seite geborsten und in seinem tiefsten Teil ist ein See mit heißem ätzendem Wasser. Früher wurde hier oben Schwefel gewonnen. Aber als nach genau hundertjähriger Ruhe im Jahre 1882 ein großer Ausbruch stattfand, dem bald andere folgten, da gab man das Unternehmen auf. Von der modernen Anlage mit Schienen, „Hunden“ und dergleichen ist kaum etwas übrig geblieben.

Ich werde nie den Tag vergessen, als ich 1882 nur vier Tage nach dem ersten Ausbruch in den großen Krater hinabstieg. Einige Jahre zuvor hatte ich ihn noch im Zustand völliger Ruhe besucht. Damals lernte ich wissen, wie die Hölle aussieht. Wüßte nur, alle die Maler und Dichter, die sie schildern, wären mit mir gewesen. Freilich, als ich zunächst oben am Rande stand und hinablickte in den brüllenden kochenden unfagbar schreckenden Schlund, in dem von Zeit zu Zeit ein brodelnder graugrüner See für Augenblicke sichtbar wurde, wenn der Wind den dicken schwefligen Rauch wegtrieb, da lag mir alles in der Welt näher, als hinabzusteigen. Da aber entdeckte ich auf einmal eine kleine Gruppe Pilger in ihren weißen Kleidern und mit ihren Bergstöcken ganz nahe dem fauchenden Gewässer. Wenn diese sich hinabgetrauten, konnte ich es auch tun. So kletterte ich denn klopfenden Herzens die steilen Geröll- und Schlammwände hinab. Und was sich hier bot, war wirklich die Hölle, die Hölle der Höllen. Beschreiben läßt sich das nicht. Der graue Schlamm unter den Füßen, noch warmweich, so daß man in ihn einfiel — ein Stock ging durch ihn wie durch steifen Brei — brannte unbehaglich durch die Sohlen. Dichte Rauchschwaden stiegen, bliesen dahin, dorthin. Und wenn der Wind sie verwehte, erblickte man nahe bei sich in einem flachen

Kessel den brodelnden kochenden See mit feinem unheimlichen Gegurgel. Oft verletzten giftiger Schwefeldampf den Atem. Und ein Pandämonion der tollsten Geräusche machte das gesprochene Wort unverständlich. An einer Ecke des Sees erhob sich pünktlich alle drei Sekunden donnernd eine Schlamm- und Heißwasserfäule, wohl zehn Meter hoch, vier Meter dick, stürzte unter gräßlichem Gedröhne zusammen. Die Wände des Kraterkessels brüllten und heulten dann vielfach wieder. An zahlreichen Stellen am See und an den Kraterwänden zischten, stöhnten, piffen Solfataren, an deren gelben Rändern man die Bildung der Schwefelkristalle hätte studieren können. Ich aber hatte in meiner Lage kein Auge mehr für derartige Dinge. Hinaus! Hinaus aus dem Kessel! Die Pilger beteten ihre Gebete mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte, dann stiegen sie langsam, bedächtig wieder hinauf. Ich hatte es wesentlich eiliger und machte, daß ich so schnell als möglich wieder den Kraterrand erreichte. Als ich dann oben blauen Himmel sah, reine Luft atmete, da war mir zumute, als hätte ich den Vorgechmack der Hölle noch in allen Poren. Ich kann mir vorstellen, daß derart furchtbare Eindrücke sich in primitiv gläubigen Menschen zu solch starkem Erlebnis verdichten, daß das greifbare Bild der ewigen Strafe vor ihren Augen alle Lockungen der irdischen Freuden vergessen und sie zu anderen Menschen macht.

Heute lag der See glatt und grün in dem graugelben Kessel. Totenstille herrschte, wo damals alle Mächte der unterirdischen Gewalten entfesselt schienen.

Kusatsu-Tokyo, 25. September 1904.

Der ganze sechzig Kilometer lange Weg führt durch eine Berglandschaft, die wegen ihrer malerischen Formen, ihrer wilden cañonartigen Schluchten und ihrer üppigen Laubwälder an den steilen Hängen und auf den runden Kuppen mit saftgrünen Grasflächen dazwischen auf der ganzen Welt für bezaubernd schön gelten würde. Kenne in Japan sonst

keinen Weg, der bei solcher Länge einem nicht überdrüßig wird. Hier ist davon keine Rede. Die ersten fünf Stunden zu Fuß, von einer ganzen Kavalkade von Kusatsuleuten begleitet, die darauf bestanden, mir das Geleit zu geben. Die Japaner wundern sich immer, daß ich gern zu Fuß gehe, wo sie fahren oder reiten würden — auf welchen Packpferden! — oder sich tragen ließen. Daß einem das Gehen selbst Freude macht, ist ihnen fremd. Doch wird die heranwachsende Generation wohl darüber anders denken und fühlen lernen.

Von Kusatsu zuerst zwei Stunden lang durch ein freundliches schmales Tal mit Wäldern aus mannigfachen Laub- und Nadelhölzern und einem brausenden Wildbach. Das Parkartige wird erhöht durch die kokett hellgelbe Farbe der Straßen aus vulkanischem Sand und Geröll und durch die zahlreichen hellgrünen Grasflächen zwischen den Wäldern. Von weitem sehen diese Flächen aus wie der schönste samtige Rasen, in Wahrheit rührt das Grün her von dem oft über mannshohen Riedgras.

Vor und nach Kawarabata ist der Weg großartig schauer- voll. Dann wird die Landschaft zahmer, die Wohnungen häufiger. Wo irgendein ebener Fleck oder ein nicht zu steiler Hang am Wege liegt, ist er mit Maulbeersträuchern bepflanzt, die diese noch vor zwanzig Jahren trostlos arme Gegend jetzt in kurzer Zeit reich gemacht haben. Jetzt sind wir in die heute vorzüglichste Seidengegend Japans gelangt. Ich glaube fast zu träumen, wenn ich die Spuren allgemeiner Wohlhabenheit sehe und damit vergleiche, wie ich es auf meinen Wanderungen früher gefunden hatte. Haramachi und Hakano- djo sind zwei blühende Städtchen geworden, da wo der Agatsuma sich mit einem andern Strom vereinigt und wo das Tal sich stellenweise so erweitert, daß schon Reisbau auftritt. Graziöse lange feste Eisenbrücken überspannen die Flüsse, die ich noch auf wackligem Gerüst gekreuzt habe. Bei Yagura ist eine große Naturmerkwürdigkeit: eine pfeilschlanke Zeder von einem Meter Durchmesser und also wohl zweihundert Jahre alt, wächst innerhalb einer dünnen Holzchale, die nichts

anderes ist als der Rest des hohlen Stammes einer andern Kryptomerie (Zeder) von wahrhaft phänomenalen Dimen- sionen. Der Umfang beträgt über zehn Meter. Kurz darauf, außen bei der Stadt Haramachi an auffallender Stelle, steht einer der größten Kampferbäume Japans. Und das will etwas heißen. Und am Stamm dieses prächtigen Baumes ist eine große blecherne Reklame eines Kaufmanns angenagelt! Daß eine japanische Stadt ihr Wahrzeichen sich so verhunzen ließe, hätte ich nicht gedacht. Von Haramachi auf trefflicher Straße in Jinrikisha bis Shibukawa. Hier springe ich in einen sich eben in Bewegung setzenden Wagen der Straßenbahn nach Mayebashi. Erreiche dadurch rechtzeitig noch den vor- letzten Zug nach Tokyo. Mußte jedoch auf diesen warten, da seit einigen Tagen alle Züge Verpätung haben wegen der großen Gerstentransporte für die Armee, wie mir die Wirtin des Teehauses erklärt. Sie wies auf turmhoch aufgebeigte Säcke in einem großen offenen Schuppen. „Alles dies kauft jetzt die Regierung direkt von den Bauern, ohne Zwischen- händler. Diese haben nämlich schamlos betrogen. Da die Gerste in Säcken nach Gewicht gekauft wurde, so hat irgend- ein Schuft feine Gerste mit Wasser getränkt, wodurch sie schwerer wurde, aber drüben in der Mandschurei verfault an- kam. Es ließ sich nachher nicht mehr feststellen, wer der Lieferant gerade dieser Säcke war. Da man den Schuldigen nicht fand, traut man keinem mehr.“ Also selbst im patrio- tischen Japan gibt es Halunken, die sich nicht schämen, ihren im Feld kämpfenden Soldaten verfaultes Material zu liefern.

Ankunft in Tokyo zehneinhalb Uhr abends. Also heute in einem Tag von Kusatsu hierher, d. h. 4—5 Stunden Marsch, 6 Stunden Jinrikisha, 1½ Stunden Straßenbahn, 3½ Stunden Eisenbahn, 1 Stunde Wagen.

Japan kapituliert vor der Presse: nach dem Umschwung in der Auffassung der Siegesausichten in der englischen Presse erscheint nun eine Instruktion des Chefs des Generalstabs an den Marschall Oyama, man solle die Pressevertreter mög- lichst rücksvoll behandeln. Nach all dem Bisherigen ist

das ein Rückzug, umfomehr als der Erlaß abgetrotzt ist. Man fürchtet sich doch offenbar vor weiteren ähnlichen Berichten.

Traf heute Graf Aoki und fragte nach Neuigkeiten von Port Arthur. Seine Antwort war charakteristisch: „So schnell geht die Sache nicht. Wir haben uns die Finger verbrannt und sind vorsichtiger geworden.“

Mittags ein Uhr großes Frühstück auf der Gesandtschaft für Prinz Karl Anton von Hohenzollern. Er ist eine typisch germanisch aristokratische Erscheinung: groß, schlank, hellblond, mit etwas kleinen blauen Augen, scharfen, jedoch allgemeinen Zügen, blondem Vollbart. Benehmen tadellos, mit stereotypem verbindlichem Lächeln. So ein Prinz ist eigentlich bedauernswert. Ganz Diener seiner Stellung, Opfer der Etikette, stets beobachtet, immer offiziell tätig, hat er keine Freiheit, kann das Leben nicht mit eigenen offenen Augen ansehen, sondern nur durch die Brille, die ihm vorgehalten wird.

Tokyo, 27. September 1904.

Die meisten japanischen Zeitungen bringen deutschfreundliche Artikel bei Gelegenheit der Ankunft des Prinzen. Seit die englische Sympathie für Japan merklich erkaltet ist, findet man es doch wohl angebracht, weniger ausfallend gegen Deutschland zu sein. Der Anlaß ist ja vorhanden. Hoffentlich ist diese Wandlung nun dauernd.

Abends auf der deutschen Gesandtschaft großes Festessen für Prinz Karl Anton von Hohenzollern. Versammlung der kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen und aller leitenden Staatsmänner und Militärs von Japan. Nach Tisch längeres Gespräch mit Katsura, dem man die schwere Zeit nicht ansieht, die er seit einem Jahr hat. Er ist immer derselbe freundliche behäbige Herr mit dem runden gesundheitsstrotzenden Gesicht. Charakteristisch ist, daß er, obwohl von Beruf Offizier, heute in Zivil erschien, da er als Reichskanzler und nicht als General geladen war. Die Mitglieder der deutschen Gesandtschaft dagegen, welche lediglich Offiziere der Reserve

sind, kamen in Uniform. Die japanische Auffassung ist unzweifelhaft die richtige.

Ich sagte Katsura, wie ich mich freue, daß heute in den Zeitungen deutschfreundliche Artikel stehen. Er meinte, er habe sich alle denkbare Mühe gegeben, schon früher einen Umschwung herbeizuführen, aber er habe keinen Einfluß auf die Presse. Und gefetzlich könne er in keiner Weise einschreiten. Es bestehe nun einmal Pressfreiheit. Ich glaube auch, daß es Katsura ernst ist. Er hat ja so viele Jahre in Deutschland zugebracht, spricht fließend Deutsch und hat immer persönlich Sympathie für Deutschland bekundet. Er meinte aber weiterhin, man solle die Presse überhaupt nicht allzu ernst nehmen. Er habe sich lange Zeit täglich einen Landesverräter und einen Feigling schelten lassen müssen, nur weil er den Krieg, wenn irgend möglich, vermeiden wollte. Es habe Tage gegeben, an denen er volle hundert Drohbriefe mit der Post zugeschickt erhielt. Und er habe sich keinen Abend zur Ruhe gelegt, ohne sich zu sagen, daß er vielleicht „als Leiche aufwachen“ werde.

Unterhielt mich länger mit Ito. Ehe ich nach Europa fahre, müßte ich ihn besuchen. Er habe dann allerlei noch mit mir zu besprechen.

Tokyo, 29. September 1904.

Gestern in Yokohama Sitzung, die Schinzinger, der hiesige Kruppvertreter, zusammenrief, um zu beraten, welche Maßnahmen bei der deutschfeindlichen Haltung der japanischen Presse zu treffen seien, ferner ob eine täglich erscheinende Zeitung für Deutschland gewonnen werden solle. Dies letztere wäre unbedingt wünschenswert. Aber ich sehe keinen Weg. Die vorgebrachten Vorschläge aber sind, wie ich fürchte, mehr Schläge ins Wasser.

Dabei sekundiert die englische, französische, amerikanische Presse: traut Deutschland nicht! Selbst die *Novoje Vremja* sagt: Von der deutschen Freundschaft wollen wir nichts wissen. Wir haben zu trübe Erfahrungen damit gemacht!

Weiß man eigentlich in Deutschland, in welcher Lage es sich befindet?

Japan verlängert die Dienstzeit in der Reserve um fünf Jahre, nämlich vom 32. zum 37. Jahre.

Auffallend aber, daß die Aktien nicht fallen. Die finanzielle Widerstandskraft des Landes, die anfangs am meisten Grund zur Beforgnis zu geben schien, ist offenbar stärker, als man glaubte.

Es war mir wichtig, von einem wohlunterrichteten Japaner zu hören, daß „nach dem unbefriedigenden Resultat der Schlacht von Liauyang“ das Volk sehr ernst und etwas niedergestimmt sei. Denn man fürchte, der Krieg könne womöglich noch fünf Jahre dauern. Da müsse man sparen. Denn Japans Kredit in der Welt stehe eben leider niedriger als der Rußlands.

Tokyo, 1. Oktober 1904.

Dem ausgezeichneten deutschen Gefandten Graf Arco Valley wird oft zu große Rücksicht und Zuvorkommenheit, ja Schmeichelei gegen die Japaner nachgesagt. Es ist wahr, er ist ein Feind jeden scharfen Auftretens. Aber alles in allem ist er ein großes Glück für Deutschland. Denn die geringste Heftigkeit könnte gerade jetzt die schlimmsten Folgen zeitigen. Doch manchmal wünschte selbst ich gern ein wenig mehr „Schneid“ bei ihm. Er war höchst erstaunt, als ich ihm jüngst erklärte, daß einmal eine eindeutige Kundgebung der deutschen Regierung gegen diese immer mehr zunehmende Deutschenhetze am Platze wäre. „Auch Sie, Brutus?“ meinte er lächelnd.

Makado-Hotel, 5. Oktober 1904.

Heute hieher nach dem stillen Makado-Hotel bei Yokohama, um einige ruhige Tage zur Arbeit zu finden.

Der Wirt, Herr Hahn, erzählt mir eine interessante Sache. Kürzlich kam der Londoner Times-Korrespondent hieher. Er meinte, die englische Industrie werde mehr und mehr von der

deutschen überflügelt. Und es habe sich in England die Überzeugung festgesetzt, daß Deutschland durchaus in einen Krieg verwickelt werden müsse. Wenn dies nicht mit Japan gelinge, so müsse eventuell England den Krieg selbst führen. Wenn der Vertreter einer Weltzeitung solchen Anschauungen huldigt, so ist dies von charakteristischer Bedeutung.

Makado-Hotel, 7. Oktober 1904.

Vormittags bei meinem Spaziergang sah ich etwas Unerwartetes. Fand eine Anzahl von Schulknaben bei einer Felddienstübung. Sie hatten eine regelrechte Felduniform, graue Jacke mit Achselfchnüren, graue Hose, gelbe Tuchgamaschen, Schnürschuhe, Mütze. Sie hatten kleine Gewehre mit Bajonetten und Platzpatronen. Ich fragte den sie begleitenden japanischen Lehrer in einer Art Uniform mit Säbel, wie alt die Kinder seien. Er sagte, elf bis sechzehn Jahre, und setzte wie zur Entschuldigung hinzu: „Die Sache klappt leider nicht recht, denn die meisten Jungen verstehen mich nicht.“ „Wie meinen Sie das?“ „Nun ja, es sind doch alles Chinesen.“ Ich riß die Augen auf. „Was? Das sind Chinesen?“ Der Japaner lachte: „Jawohl, Chinesen, aber solange sie nicht sprechen, können wir sie auch nicht von den Japanern unterscheiden.“ Jetzt erst verstand ich, warum sich eine so große Menge Chinesen als Zuschauer eingefunden hatte und die Knaben die steilen Hügel hinauf und hinab begleitete. Die jungen Soldaten nahmen die Sache ganz ernst. Sie machten Schützenlinien, nahmen Deckung, schlichen sich an den Feind heran — es waren ihrer drei Abteilungen — ufw. Was mich jedoch am meisten wunderte, war, daß sie die Haare kurz geschnitten trugen, daß also die Väter auf den Zopf verzichteten. Mancher mag freilich doch unter der Mütze noch einen aufgerollten Zopf tragen, wie es die Chinesen in der Militärschule in Tokyo tun. Die chinesische Schule ist von den chinesischen Kaufleuten in Yokohama aus eigenen Mitteln gegründet und unterhalten. Ein älterer Chinese erklärte mir im schönsten Pidgin-Englisch: „Wir jetzt haben englisch Lehrer,

möchten auch gerne haben german und french Lehrer, aber sehr schwer finden Chinesen, welche können diese Sprachen. Oft haben schon gebeten chinesischen Staat, nichts getan. Chinesische Regierung will nicht haben, daß wir lernen modern, wir einfachen Menschen. Solches nur für die jungen Gentlemen in die Schule in Tokyo.“

Nun tut auch Rußland sein Möglichstes, um Mißtrauen gegen Deutschland in Japan zu säen. Der russische Minister des Innern habe sich geäußert, daß Deutschland sich seit Anfang des Krieges als wahrer Freund Rußlands gezeigt habe und sich hoffentlich auch künftig so verhalten werde, d. h. Rußland will Deutschland in Tokyo diskreditieren. Aber was soll man sagen? Bis zu einem gewissen Grad stimmt leider die Tatsache. Sagte erst kürzlich ein deutscher Berichterstatter zu mir: „Nun ja, in Preußen ist man eben gewöhnt, Rußland als eine Art freundschaftlicher Vormacht oder Vormund zu betrachten.“ „Aber da ist doch jetzt die beste Gelegenheit, dieser unwürdigen Auffassung ein Ende zu machen!“ meinte ich. „Wozu?“ war die Antwort.

Tokyo, 9. Oktober 1904.

Heute morgen im Palaß beim Kronprinzen. Er und die Prinzessin wollten mir wieder ihre Kinder zeigen. Hatte diese lange nicht gesehen. Die Eltern haben wirklich Grund zum Stolz. Die kleinen Knirpse sind allerliebste, gesund und frisch. Sie waren in europäischer Kindertracht, fühlten sich darin sehr wohl. Eine solche Tracht mit kurzen Höschen und Kniestrümpfen ist ja auch für Kinder viel bequemer als die langen japanischen Kleider, welche die Bewegung der Beine hindern. Die Prinzessin wird übrigens in einigen Monaten schon wieder Mutter. Dies war wohl auch der Grund, warum sie heute die altjapanische Hoftracht trug: weites Kleid aus rotem Brokat (Hino hakama = Feuerhofen) und weißer Atlas oberhalb der Taille. Diese Tracht eignet sich ganz ausgezeichnet als Umstandskleidung, denn in ihr sieht man die Körperkonturen nicht. Graufam für die Eltern, daß sie ihre Kinder immer

noch nicht dauernd um sich haben dürfen. Nach dem jüngst erfolgten Tod Kawamuras wurden sie nun dem Marquis Kido übergeben. Ich gab mir bei dieser Gelegenheit wieder alle Mühe, daß man auch endlich hierin europäische Sitte nachahme — nachdem man auch sonst nicht davor zurückschreckt —, daß man die Kinder der Mutter lasse. Bisher leider immer noch vergebens.

Tokyo, 13. Oktober 1904.

Die Russen auf dem Rückzug. Japanischer Sieg nördlich von Liauyang. Die hier vielfach gehegten Zweifel in die Strategie der Japaner waren gänzlich unbegründet. In viertägigen Kämpfen haben sie auf der ganzen fünfzig Kilometer langen Front südlich von Mukden die Russen geworfen, ihnen bis jetzt 36 Kanonen abgenommen. Der Eindruck in Petersburg muß niedererschlagend sein.

Tokyo, 14. Oktober 1904.

Traf heute den Sohn eines früheren englischen Gefandten in Tokyo. Er hat den südafrikanischen Krieg als Leutnant mitgemacht, will aber jetzt umfassen, ist als Agent für irgendein englisches Unternehmen hier. Seine Auftraggeber nehmen wahrscheinlich an, daß ihm die Beziehungen seines Vaters zu statten kommen. Vor zwei Monaten suchte er mich auf. Er meinte, es sei sehr schwer, an die Japaner heranzukommen. Ich erwiderte, daß ich von Geschäften und deren Methoden nichts verstehe, daß ich nur allgemein höre, ohne „Schmiererei“ sei hier geschäftlich weder mit Regierungs- noch mit privaten Kreisen etwas zu machen. Heute meinte er lachend: „Sie hatten recht. Ohne“ — er machte die Bewegung, wie wenn man Geld aus einer Hand in die andere zählt —, „ist hier nichts zu machen. Hat man aber dies erst einmal heraus, so geht es ganz schön.“

Auf meine Bemerkung, daß die Sache für die Beamten oder Angestellten doch sehr riskant sei, antwortete er: „Nein, gar nicht. Denn die Betreffenden haben scheinbar nichts mit dieser

Nebenhandlung zu tun. Aber jeder hat seinen „Mittelsmann.“ „Es muß aber doch sehr schwer sein, diesen ausfindig zu machen?“ „Nein. Denn sobald einmal erst bekannt wird, daß man mit diesem oder jenem Amt oder mit der oder jener Gesellschaft Geschäfte machen will, kommen diese Zwischenträger selber zu einem. Sie geben zu verstehen, daß sie auf die entscheidenden Personen Einfluß haben und daß sie bereit sind, einem bei ihnen behilflich zu sein und Aufträge oder Bestellungen für sie zu übernehmen.“ Da sie selber keine verantwortliche Stellung inne haben und nur als Privatpersonen fungieren, brauchen sie sich nicht zu genieren, Geschenke für ihre Bemühungen anzunehmen. Die Verführung in Japan ist außerordentlich groß, da kein ordentliches Pensionsystem besteht und da Beamte und Angestellte oft ohne allen Grund entlassen werden und dann mit ihrer Familie in der Not sitzen.

Tokyo, 15. Oktober 1904.

In der ersten Armee — und wahrscheinlich auch bei den andern — gibt es keinen Alkohol. Tee ist das einzige Getränk und die Teekessel spielen im Gepäck eine wichtige Rolle.

Eigentümlich berührt es den Europäer, daß auf dem Marsch an heißen Tagen jeder japanische Soldat seinen Fächer benützt. Ich finde den Gebrauch dieses praktischen Geräts sehr vernünftig. Habe nie begreifen können, warum es unmännlich sein soll, sich in der Hitze Kühlung zu fächeln. Diese Idee in Europa ist vermutlich darauf zurückzuführen, daß der Fächer dort meist seine Verwendung nur im Ballsaal findet und hier als Gegenstand der Koketterie und des Schmuckes dient, während er seinen höchst vernünftigen Zweck verloren hat. Kein Mensch findet es unmännlich, das Fenster in einem heißen Zimmer zu öffnen, um Luftzug zu erhalten. Aber sich diesen mittels eines Fächers in der Hand zu machen, gilt als eines Mannes unwürdig. Vielleicht tritt auch hierin einmal ein Wandel der Anschauung ein.

Tokyo, 16. Oktober 1904.

Mein Aufsatz über „Ehrungen Verstorbener“, der in der Kölnischen Zeitung erschien, wurde gestern abend lebhaft diskutiert. Freiherr v. Eckert stimmte mir besonders lebhaft zu. Denn sonderbarerweise traf das von mir gewählte Beispiel zweier Obersten, von denen der eine fällt, der andere lebt und später General wird, genau auf seine eigene Familie zu. Sein Vater fiel als Oberst bei St. Privat und bleibt in der Erinnerung Oberst, während seine glücklicheren Kollegen meist zu Generalen ernannt und mit Auszeichnungen bedeckt wurden. Andere Anwesende waren der Ansicht, die ganze Einrichtung posthumer Ehrungen sei für unseren Geschmack zu orientalistisch. Die Wahrheit ist jedoch nur, daß uns der Gedanke bisher nie gekommen ist. Übrigens bin ich schon zufrieden, wenn es mir gelungen ist, dieser Sitte den Schein des Lächerlichen zu nehmen, mit dem sie in den Augen der Europäer behaftet war.

Tokyo, 17. Oktober 1904, nachmittags.

Höre auf der englischen Gesandtschaft, daß General Hamilton aus dem Felde telegraphierte, die japanische Armee arbeite mit der Sicherheit und Regelmäßigkeit einer guten Maschine, in der jedes Rädchen zu richtiger Zeit an richtiger Stelle eingreift.

Heute hatte ich zwei große japanische Kunstkritiker bei mir, Geijo und Muyeda — von der Kunstakademie —, um mir ihr Urteil über meine japanische Bilderammlung geben zu lassen. Dieses ist sehr erfreulich. Es sind Bilder von hohem Wert darunter. Man hat mich gebeten, eine Anzahl von ihnen für die nächste jährliche „Ausstellung von Kunstschätzen“ zur Verfügung zu stellen. — Eigentlich gebührt bei der Ordnung und Ausbesserung aller meiner alten Kunstgegenstände und bei deren Ankauf das Hauptverdienst Hana. Sie arbeitet unermüdlich daran und besitzt ein jederman frappierendes Urteil in jedem Zweige der Kunst.

Tokyo, 20. Oktober 1904.

Vorgestern war im Auftrag des Kriegsministers der Oberstabsarzt Hirai bei mir, um wegen der besten Ernährung der Truppen mit mir Rücksprache zu nehmen. Ich empfahl neben Bohnen als Zusatz zum Reis für die Menschen Erdnüsse (*Arachis Jypogaea*), die in der Mandchurei in beliebiger Menge zu haben sind und die einen höheren Nährwert haben als das beste Fleisch.

Heute besuchten mich ein junger Dr. jur. und Dr. med. mit Empfehlungen aus der Heimat. Ersterer ein stattlicher, sehr gewandter Mann. Leider ist sein Gesicht durch Schmissen entstellt. Wie man doch seine Ansichten ändert! Es gab eine Zeit, da war ich selbst stolz auf meine entstellenden Schmissen. Aber damals bewegte sich mein Leben noch in einem eng begrenzten Kreis. Was da galt, schien mir das Richtige. Wenn ich jetzt daran denke, was das für ein Leben war, wie kleinlich, wie wenig geeignet, Würde und Festigkeit zu geben, den jungen Mann für die weite Welt vorzubereiten! Nur eine Anzahl junger Leute zusammen, ohne Berührung und Fühlung mit der fertigen Generation, die freundlich ratend und führend hätte eingreifen können. Das ist ein Hauptübel des deutschen akademischen Lebens, daß die Studenten so ausschließlich untereinander verkehren, anstatt sich einen ungezwungenen Verkehr mit ausgereiften Männern zu bilden. Daher auch der Mangel an gewandten Formen, die sich beim steten Umgang mit wirklich fertigen Gentlemen von selber bilden. Die jungen Leute machen sich selbst ihre Gesetze und hauen dabei natürlich oft daneben. Sie tun furchtbar patriotisch, sind es wohl auch, aber diese deutschen Jünglinge haben ihre Korps, ihre Couleurs, ihren Comment, ihren Convent, ihre Rezeption und was weiß ich alles. Je älter ich werde, desto mehr kommt mir die Unnatur dieser Zustände zum Bewußtsein. Kein Mensch, der nicht erstaunt ist über die Selbständigkeit, die fertige Entwicklung eines achtzehnjährigen Engländers neben einem gleich alten Deutschen. Dieser wird bis zum Abgang

zur Univerſität als Kind behandelt, bevormundet. Dann kommt ganz jäh und unvermittelt eine absolute Freiheit ohne jede Leitung und ein Verkehr in meist eng exklusiven Kreisen. Beim Engländer beginnt die Erziehung zum Mann mit fünfzehn Jahren und mit achtzehn Jahren ist er im Charakter fertiger als der Deutsche, wenn er die Univerſität verläßt. Wir sehen das besonders gut hier auf den Gesandtschaften. Die englischen Dolmetscherzöglinge kommen hierher mit 17—19 Jahren, die deutschen dagegen sind *doctores juris* von 22—25, aber jene sind viel weltfester, weltgewandter und auch viel sicherer in ihren gesellschaftlichen Formen. Diese offenbare Tatsache ist nicht etwa meine persönliche Ansicht, sondern sie wurde hier schon oft besprochen. Wenn ich dies aber in der Heimat erzähle, so wird es natürlich nicht geglaubt. Ich heiße bestenfalls ein Engländerſchwärmer. Die Leute daheim wissen dies ja viel besser. Sie ahnen die Engländer in der Mode bis zu lächerlichen Äußerlichkeiten nach, im Sport jeder Art. Aber will man, daß man von ihnen wirklich Weltnützlichem annehme, dann erhebt sich ein Geschrei. Kommen nun diese Leute aber ins Ausland, dann sind gerade diese Schreier oft die, welche dem Fremdentum am leichtesten zum Opfer fallen. Sie sind aufgewachsen in engen Anschauungen, und das Großartige, das Freie in Amerika und England überwältigt sie. Sie können ihm nicht widerstehen, weil sie keinen fertigen selbständigen Charakter entwickelt haben. Ich habe zu viel derartige Beispiele erlebt.

Dem Dr. jur. heute hat auch Amerika so imponiert, daß er es bedauert, deutscher Jurist geworden zu sein. Und er ist sicher keiner von den Dummen. „Ich bin jetzt 25 Jahre, und was bin ich? Wäre ich in Amerika erzogen, so wäre ich längst ein Mann auf eigenen Füßen, mit großen Ausſichten vor mir, wie sie jeder hat, der in Amerika ernstlich arbeitet.“ Ja, lieber Herr Doktor, so reden Sie jetzt. Hätte ich Ihnen aber vor einem Jahr in Deutschland daselbe gesagt, so wären Sie auf mich erbost geworden, Sie, der Reserveoffizier im Königl. Württ. Dragonerregiment Soundso!

Schinzinger erzählt eine reizende Geschichte. Als die Nachricht kam, die Schlacht am Schaho sei ein glänzender Sieg für Japan, ging er auf das Kriegsministerium, um zu gratulieren. Er traf dort einen Major, den er fragte, was nun geschehe, wenn die russische Armee in der Mandchurei vernichtet sei. Darauf sprach der Japaner nur das eine Wort: „Moskau“.

Nikko, 23. Oktober 1904.

Gestern zu Hana nach Nikko, das jetzt in der vielgerühmten Farbenpracht prangen soll, es aber dieses Jahr nicht tut. Als ich dort beim Verlassen des Bahnhofes in die feierliche Stille der Kryptomerienallee eintrat, war der Gegenlatz zu dem geräuschvollen hastenden modernen Treiben, das ich eben verließ, geradezu überwältigend. Wie ich in dem geisterhaften Dämmerlicht einherfchritt, erschienen die stillen Baumriesen noch größer. Als nun gerade über mir in einer Wipfelücke der volle Mond aus weißen Wolken auf tiefblauem Grunde hervortrat und zu beiden Seiten das Murmeln der Bäche und in der Ferne das wilde Brausen des Dayagawa-Stromes tönte, da erfaßte mich ein Schauer des Heiligen.

Im Dorfe trat die rauhe Wirklichkeit an mich heran in Gestalt einer Brandstätte. 82 Häuser wurden hier vor zwei Wochen vom Feuer verzehrt und sind jetzt mit dürftigen Holzschuppen ersetzt. Aber der trübe Eindruck wurde gemildert durch das fröhliche Lachen, das aus mehreren dieser provisorischen Schutzhütten drang, wieder ein Beweis für den heiteren leichten Sinn der Japaner, die alle Sorgen rasch vergessen und sich am Morgen nach einem Unglück des Lebens zu freuen verstehen.

Südwestafrika. Böse Zustände. Hendrik Witbooi hat der deutschen Regierung regelrecht den Krieg erklärt, hat auch sofort die Waffen ergriffen. Er ist von den Deutschen bewaffnet und gut geschult. Auch hat er den Bezirkshauptmann

Burgsdorff gefangen und hält ihn als Geißel. Das Ausland reibt sich die Hände vor Vergnügen. Und vor allem die Engländer freuen sich wie die Schneekönige. De te fabula narratur, Germania!

Tokyo, 28. Oktober 1904.

Gestern mit Hana zurück nach Tokyo. Der Zug hatte viel Verpätung. Beim Warten mußte ich wie schon so oft das Benehmen der hiesigen Reisenden mit dem auf deutschen Bahnhöfen unter entsprechenden Umständen vergleichen. In Deutschland schimpft bei solchen Gelegenheiten alles über die Verzögerung und Unordnung. „Schweinewirtschaft“, „Auch ein Betrieb“ und ähnliche Äußerungen sind an der Tagesordnung. In Japan — daselbe in England und Amerika — wartet alles schweigend oder spricht von etwas anderem. Man sieht wohl einmal auf die Uhr, sagt: „Wie langweilig“ oder seufzt „Kommt der Zug immer noch nicht?“ Aber nie habe ich einen schimpfen oder fluchen gehört.

Dabei fällt mir ein Artikel aus einer amerikanischen Zeitschrift ein: „Was dem Ausländer an den Deutschen besonders auffällt, ist der Mangel an Selbstbeherrschung ihrer Gefühle. Alles, was ihnen einfällt, jedes augenblickliche Gefühl, wird zum Ausdruck gebracht, und zwar oft in lauter und heftiger Weise. Das ist ein großer Nachteil.“ Beim Lesen dieser Zeilen fühlte ich mich persönlich getroffen. Denn ich selbst bin einer dieser Deutschen. Und gerade gestern abend beim Warten mußte ich mich besonders zusammennehmen, um nicht meinem Unwillen in kräftigen Worten Ausdruck zu geben. Hana natürlich, wie die übrige japanische Gesellschaft — auch ein englisches Paar — blieb gänzlich ruhig und gleichmütig. Sie lächelte über meinen Ärger: „Ja, was hilft es, wenn du dich ärgerst? Deswegen kommt der Zug doch nicht früher. Du mußt eben warten, bis er da ist. Von einem Kind kann ich es verstehen, daß es ärgerlich wird über Dinge, auf die es keinen Einfluß hat, von einem Erwachsenen aber nicht.“ Freilich hatte sie recht. Aber leider ist es ein Grundfehler

unferer Erziehung, daß wir nicht von Jugend auf gelehrt werden, unferen Mienen und Sprache zu beherrschen. Wir behalten so das Bedürfnis des Kindes bei, unferen Gefühlen in explosiver Weise Luft zu machen. Der „erzogene“ Mensch jedoch lernt durch Übung, diese zu beherrschen. Er bleibt einfach ruhig, wo ich mich gleich den meisten meiner Landsleute erregte. Als erwachsener Mensch bin ich so gezwungen, heute noch mit viel Mühe an mir zu arbeiten, das Verfäumte nachzuholen. Leider aber oft vergeblich. Immer noch habe ich die üble Gewohnheit, mir alles gleich im Gesicht oder in der Sprache anmerken zu lassen.

Nachmittags bei den Sports der adligen Töchterchule. Zweimal im Jahre finden diese statt. Es nahmen daran alle die 600 Mädchen der Schule teil. Die Mannigfaltigkeit der Übungen und Spiele läßt nichts zu wünschen übrig, die Ausführung ebenfowenig. Der Fortschritt in der körperlichen Erziehung der Mädchen ist denn auch ganz erstaunlich, wenn ich um 25 Jahre zurück denke. Der Doyen des diplomatischen Corps d'Anethan neben mir fürchtet aber, daß dabei die eigentümliche Grazie der Japanerin leidet. Er hat vielleicht nicht unrecht. Diese Mädchen, meinte er, werden nicht mehr die zarten nachgiebigen Geschöpfchen sein wie die bisherigen japanischen Frauen. Aber einen Preis muß schließlich Japan zahlen, wenn es kräftige Frauen und Mädchen unter den höheren Ständen haben will.

Tokyo, 30. Oktober 1904.

Hörte heute, daß die Eiferfucht zwischen Armee und Marine noch immer sehr stark ist, ja daß die Marine durch ihren Eigensinn großenteils schuld ist, daß die Einnahme von Port Arthur jetzt auf die furchtbaren Schwierigkeiten stößt. Denn sie wollte allen Ruhm bei Port Arthur für sich allein beanspruchen und gab bei dem Drängen des Heeres, so bald als möglich Truppen im Rücken von Port Arthur zu landen, immer wieder zur Antwort, das sei zu riskiert, man könne keine Verantwortung für die Sicherheit übernehmen. Denn

offenbar bildete sich die Marine anfangs ein, sie werde allein mit der Festung fertig. Sie hatte sich aber arg verrechnet. Und als man dann doch die Truppen landen mußte, da war inzwischen der Platz derart ausgebaut, daß sich die Japaner zu Wasser und zu Lande die Köpfe daran zermalmen. Nach Schluß des Krieges dürfte diese Eiferfucht der beiden Waffenteile scharf zum Ausdruck kommen und vielleicht auf die Zukunft des Landes von Einfluß sein. In England steht die Marine an erster Stelle, in andern Ländern das Heer. In Japan aber sind beide Teile gleichwertig. Denn so wichtig wie eine starke Flotte ist, zeigt sich doch auch jetzt, daß der eigentliche Krieg zu Lande geführt wird und daß die Flotte wesentlich nur zur Hilfe und Sicherung für die Armee dient. In der Presse ist aber jetzt die Flotte populärer, wenn auch nicht mehr so vorwiegend wie im Anfang des Krieges.

Tokyo, 31. Oktober 1904.

Abends zu Tisch bei Huntington Wilson, dem ersten Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft. Das Essen gibt mein Freund Stevens, der als politischer Rat für die koreanische Regierung nach Seoul geht. Ein sehr wichtiger, aber auch sehr schwieriger und delikater Posten. Natürlich geht Stevens ausschließlich in japanischem Auftrag. Er befindet sich schon seit 25 Jahren in japanischen Diensten als ihr Berater. Man hat ihn gewählt, da es nach außen besser aussieht, wenn ein Ausländer und nicht ein Japaner diesen Posten erhält. Stevens geht nicht gern. Er ist wie jeder vernünftige Mensch der Ansicht, daß Japan drüben veröhnlich auftreten soll. Aber das ist durchaus nicht die Ansicht der japanischen Politik, die rücksichtsloses Vorgehen verlangt.

Von den sieben Gästen war ich mit meinen 28 Jahren Japan der zweitjüngste mit meinem Aufenthalt. Durchschnittlich waren diese 37 Jahre im Lande! Es waren da: Brinkley, Stone, Stevens, Gubbins, Howard.

Tokyo, 3. November 1904.

Geburtstag des japanischen Kaisers. Richtiges Kaiserwetter, so ein idealer japanischer Herbstmorgen, geeignet für die Kaiserparade, an der diesmal 10 000 Mann teilnehmen, und zwar in Felduniform. Dadurch wird der Anblick weniger prächtig, aber der Zeit angemessener.

Der Kaiser sah müde und der Kronprinz zu Pferde leider nicht gut aus. Ich wundere mich, da ich weiß, wie gerne und gut er reitet.

Die Parade lief gut ab. Die Truppen marschierten in Kompaniefront. Die Linie war nach deutschen Paradebegriffen mangelhaft. Aber heute verhielten sich die deutschen Offiziere und auch die sonstigen Kritiker recht ruhig und räfionierten nicht wie in früheren Jahren, wo man die Japaner herabzusetzen pflegte. Damit ist es jetzt ein für allemal vorbei. Wie sie auch den Paradeschritt machen mögen, im Felde sind diese Truppen alles, was man von ihnen verlangen kann. Eigentümlich berührt einen das starke Vorfchleudern des linken Vorderarmes beim Paradiere. Von der Seite der Front entlang gesehen sieht es aus, als ob plötzlich eine ganze Reihe abgehackerter Arme vom Körper wegfliegen. Wenn so etwas in Deutschland der Brauch wäre, wie würden da die englischen Kritiker ihren Witz und ihre Satire daran erproben. Bei den Japanern aber ist jetzt für den Engländer alles fehlerlos — oder man hält es für politisch, so zu tun. Tadellos marschierte die Artillerie vorbei. Die heutigen Truppen bestanden nur aus Rekruten, Reserve und Landwehr.

Kriegsbudget für 1905: Dieses ist immer mehr angewachsen, jetzt etwa auf 775 Millionen. Davon soll ein Teil durch neue Steuern (Salzmonopol, Erbsteuer, beide neu, und Steigerung der Grund- und Einkommensteuer usw.) und der Rest durch Anleihen und Schuldcheine aufgebracht werden. Das Salzmonopol dürfte das Volk recht empfindlich treffen. Hoffentlich wird nicht zugleich die Qualität ver schlechtern, wie dies

beim Tabakmonopol in so bedauerlicher Weise der Fall ist. Es fragt sich sehr, ob nicht der Verbrauch nachläßt. Vielen wird der Tabak zu schlecht, ändern zu teuer. Ferner hat das Rauchen beim weiblichen Geschlecht sehr abgenommen (ganz im Gegensatz zu Europa). Während früher fast alle Frauen ihre Pfeifchen hatten, gehört es jetzt nicht mehr zum guten Ton, zu rauchen.

Heute bei der Kaiserlichen Tafel fiel mir auch auf, wie wenig Sake getrunken wurde im Gegensatz zu früher. Nur wenige Gäste ließen sich ihre Schalen öfters füllen, während dies bisher die Regel war. Namentlich auffallend war das bei den höheren Offizieren der Artillerie und der Marine, die aus einer scharfen Trinkergeneration stammen und die, wie ich aus eigener Beobachtung weiß, früher wacker zechten. Unter dem jüngeren Offiziersgeschlecht scheint es die Regel zu werden, kaum Alkohol zu genießen.

Die Antialkoholbewegung in Deutschland aber macht den großen Fehler, daß sie das Kind mit dem Bade ausschüttet, indem sie den Alkohol auch in kleiner Gabe als schreckliches Gift bezeichnen. Wäre dies wirklich der Fall und namentlich für die Nachkommenschaft derart gefährlich, so müßten alle heutigen Deutschen und Engländer Idioten sein oder vielmehr, es gäbe keine Nachkommen aus Falstaffs Zeiten. Während wir doch wissen, daß sich das heutige trinkende Geschlecht in geradezu beängstigender Weise vermehrt, ohne daß qualitativ eine Verschlechterung sich nachweisen ließe. Im Gegenteil, für mich ist es ganz zweifellos, daß das Geschlecht unserer Söhne körperlich größer und kräftiger wird als das unfrige.

Tokyo, 5. November 1904.

Gestern abend bei Gubbins, Sekretär der englischen Gesellschaft. Nach Tisch, als wir Männer zunächst allein eine Zeitlang beim Portwein faßen, kam die Rede natürlich auch auf den Krieg. Da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, den General und Kapitän ein wenig aufeinander zu

hetzen, oder richtiger, ich merkte, wie tief die Rivalität der beiden Waffengattungen eben bei allen Nationen sitzt. Ich erzählte nämlich von der Eiferlust der beiden Waffen in Japan, sagte, daß man der Marine viel Schuld zumeße in betreff der Verpätung des Falles von Port Arthur. Der Kapitän ging da sofort für die Marine ins Zeug und rätionierte auf die Landarmee, während der General natürlich für deren Wichtigkeit und Richtigkeit eintrat. Als Gentlemen beherrschten sich beide und blieben äußerlich im Rahmen der objektiven Diskussion. Ich hatte aber den Eindruck von unterdrücktem Groll, und wäre ich, der Ausländer, nicht zugegen gewesen, so wären sie wohl kräftiger aneinander geraten.

Tokyo, 12. November 1904.

Die Reisernete ist jetzt in vollem Gange. Es ist für den Europäer ein eigentümlicher Anblick, die ganze Ebene mitten im November mit goldgelben Ähren bedeckt zu sehen, wie bei uns im Juli oder August. Der Reis wird geerntet, wenn die Ähren reif, aber die Halme noch halbgrün sind. An manchen Orten wird schon fleißig gedroschen. Die Ernte ist die beste seit vielen Jahren, ein Glück für das Land.

Komura tat neulich in einer Besprechung mit leitenden Parlamentariern den Auspruch, daß Japan für die Unverletzlichkeit und Unabhängigkeit Koreas kämpfe. „Unabhängigkeit?“

Tokyo, 19. November 1904.

Nachmittags nach Oiso, konsultiert von Graf Kabayama zu seinem Schwager Akaboshi. In der Bahn traf ich Marquis Ito. Er studierte eifrig den „Spectator“. Ein bekannter Engländer rät seinen Landsleuten, die Allianz mit Japan fallen zu lassen und „lieber auf das russische Pferd zu setzen“, wozu der Herausgeber bemerkt, es sei zu erwarten und zu hoffen, daß „der jetzige Krieg wie der Krimkrieg ohne wesentliches Resultat verlaufe“. Ito war stiller als gewöhnlich. Derartige Äußerungen von Seiten der Alliierten müssen

ihm immerhin zu denken geben. Erstaunlich aber immer wieder sein jugendliches Aussehen bei seinen 63 Jahren, namentlich wenn man weiß, welch eifriger Verehrer von Bacchus und Venus er ist und wie er vom Erwachen bis zum Schlafen die Zigarre nicht aus dem Mund bringt. Wahrscheinlich hat die gute Luft in Oiso viel zu seinem frischen Aussehen beigetragen. Er meinte, er fühle den Unterschied zu Tokyo greifbar. Ich finde das gleiche. Ich möchte auf dem Hügel in Yokohama wohnen. Da fühl ich mich immer viel frischer und angeregter.

Admiral Graf Kabayama ist ein trefflicher Typus satumanischer starker würdiger Männlichkeit. Unterhalte mich stets gerne mit ihm.

Tokyo, 20. November 1904.

Ein unruhiger Sonntag: Eine Masse Konsultationen in buntem Gemisch — deutsch, englisch, amerikanisch, portugiesisch, japanisch, Parsi. Den Parsi benützte ich, um ihn über Kinderheiraten unter seinem Volke auszufragen. Denn ich hatte einmal eine dreißigjährige Großmutter aus Bombay hier, eine selten schöne und vornehme Frau, ein ideales raffaelisches Madonnenmodell. Er erklärte, früher haben die Parsi, wie die Hindu, sehr jung geheiratet, er selbst z. B. mit fünfzehn Jahren ein elfjähriges Mädchen. Seither habe sich das alles geändert. Die Männer heiraten mit 25, die Mädchen mit 16—18. Also auch die Parsi, mit die konservativsten aller Menschen, welche die Religion Zoroasters durch alle Wechselfälle bis auf diesen Tag bewahrten, ändern unter dem westlichen Einfluß ihre Sitten. Sie sind hochintelligent, dabei feine und friedliche Menschen, einer wie der andere. Sie sprechen alle tadellofes Englisch. Denn sie schicken ihre Söhne und Töchter in Bombay, wo sie hauptsächlich zu Hause sind, und auch sonst überall in die besten Schulen. Die Frau eines Parsi in Yokohama, die ich kenne, hat in der neuesten Nummer von „The Russo-Japanese War“ einen zwar überschwenglichen, aber geistreichen und von gründlicher Bildung zeugen-

den Artikel über die Japaner in vorzüglichem Englisch veröffentlicht.

Tokyo, 25. November 1904.

Habe einen interessanten Patienten, Dr. Rutherford Harris, einen Engländer. Er war Arzt, hat aber seit fast zwanzig Jahren die Medizin an den Nagel gehängt. Er ist jetzt Parlamentsmitglied, vielfacher Millionär, Mitarbeiter von Cecil Rhodes, in der Standard Oil Co., und in vielen anderen großen Weltfirmen. Jetzt scheint er hier zu sein, um auszufinden, was man in England und Amerika am besten als Garantie für die nächste Anleihe verlangen könnte. Wenigstens gehen alle seine Fragen an mich in dieser Richtung. Ich werde von manchen ansehender als eine Art Auskunftsei über Japan angesehen. Er meint, die Japaner seien bei ihrer ersten Anleihe von Samuel Samuel & Co. übers Ohr gehauen worden und bei ihrer zweiten seien sie insofern übel beraten gewesen, als sie zur Zeit der Ausfahrt der baltischen Flotte alle Verhandlungen hätten suspendieren sollen, bis der dadurch veranlaßte Kurssturz vorbei war. Statt dessen schlossen sie gerade damals ab und mußten daher ungünstige Bedingungen in Kauf nehmen. Jedenfalls hat England verzweifelt wenig Vertrauen in die Finanzkraft seines Verbündeten, wenn Rußland, wie es heißt, in Deutschland eine Anleihe von 48 000 000 £ (480 Millionen Yen) zu 5% um 96 bekommt, während die Japaner bei 6% nur 86 wirklich erhalten und dabei noch ihre Zölle verpfänden müssen.

Tokyo, 27. November 1904.

Sturm auf Port Arthur. Daß er begonnen hat, ist richtig, aber laut amtlichen Bericht ist nach den ersten 24 Stunden wenig Erfolg zu verzeichnen.

Tokyo, 2. Dezember 1904.

Vormittags beim Kronprinzen. Es geht ihm vortrefflich. Er ist kräftig wie nie, geht übermorgen nach Numadzu. In

sechs Wochen wird er wieder Vater, zum vierten Mal in fünf Jahren.

Nach der Konfultation spreche ich noch mit Hashimoto und Oka. Man fühlt die schwere Sorge über die Lage. Stößel und seinen Ruffen zollen sie volle Anerkennung. Die Einnahme des 203-Meter-Hügels und die Stürme der vorhergehenden Tage haben 7000 Mann gekostet. — Während ich dies schreibe, kommt ein Extra, daß die Ruffen fünf- oder sechsmal heftige Versuche machten, den Hügel wieder zu nehmen — vergeblich. Unter den Angreifern seien zahlreiche Marinefoldaten gewesen. Man verzichtet demnach wenigstens zum Teil auf die Schiffe.

Tokyo, 8. Dezember 1904.

Der Kriegsminister Graf Terauchi sagte mir, daß bis jetzt die gesamten Verluste der Japaner etwa 100 000 Mann betragen, davon 60 000 Tote und Verwundete und 40 000 Kranke. Von diesen letzteren lieferte Kakke die meisten, dann kommen Ruhr und Abdominaltyphus.

Tokyo, 12. Dezember 1904.

Eben war der alte Thomas Glover hier. Er ist der älteste fremde Resident, d. h. er ist 45 Jahre im Lande und war die ganze Zeit in inniger Fühlung mit allem, was Handel und Marine heißt. Er genießt das Vertrauen der Geschäftskreise in hohem Grade und erfährt daher mehr als andere. Er erzählt, daß er schon seit fünf Monaten wußte, daß das Schlachtschiff *Yashima* unterging. Die Sache wurde aber derart geheim gehalten, daß sie erst kürzlich durch ein in Paris veröffentlichtes Telegramm an den Tag kam. Hier hatte die ganze Zeit keine Zeitung auch nur davon geatmet. Nun ist vor vierzehn Tagen auch der Kreuzer *Sayan* untergegangen. Die japanische Flotte hat also schon schwere Verluste erlitten. Dagegen hat sie, wie Glover sagt, in den letzten Tagen einen Zuwachs erhalten durch zwölf Unterseeboote, von denen die eine Hälfte in Yokoska, die andere Hälfte in Kure gelandet

ift. Es find auch Leute mitgekommen, die den Gebrauch lehren follten. Bis jetzt ift fo ein Unterseeboot ein Ding von zweifelhaftem Wert.

Tokyo, 15. Dezember 1904.

Heute zivile Trauung Aoki-Hatzfeld durch den Gefandten, der als Standesbeamter fungierte. — Graf Katsura, der Premierminister, war als Trauzeuge anwesend. Nach Tisch gratuliere ich ihm, daß er trotz feiner Sorgen und feiner aufreibenden Arbeit immer fo gleichmäßig frisch und fröhlich aussehe, und bedauerte, daß ihm die politischen Parteien fo viel Mühe machen. „Na, heute geht es“, meinte er, lachend an die Brust klopfend. „Hier in der Tasche habe ich das Übereinkommen mit den Parteien. Sie haben fast alle Bedenken gegen unser Budget fallen lassen. Ich fahre von hier direkt ins Parlament, wo alles glatt abläuft.“

So war es. Die beiden großen Parteien, die sich anfangs sehr grimmig gebärdeten, haben völlig nachgegeben.

Aber die Steuern sind schwer. Bauland ist ums Doppelte, die Grundsteuer für Ackerland um 50% erhöht. Daneben Salzmonopol, Zollerhöhung, Gewerbesteuer, erhöhte Bier- und Alkoholfsteuer, Einkommensteuern, Erbschaftssteuern und gar eine Reifesteuer, die für die elektrischen Bahnen nicht weniger als 35% der Roheinnahme beträgt!!

Tokyo, 17. Dezember 1904.

Morgens nach Shinhama in Chiba Ken zur Wildentenjagd mit Netzen in den kaiserlichen Jagdreserven. Dieser Fang von Wildenten „Kamo“ mit Netzen ist ein beliebter Sport in den sumpfigen Gräben nahe am Meer, von wo die Enten in die Kanäle hereinschwimmen. Das kaiserliche Hausministerium gibt mehrere solcher Jagdpartien jährlich, wozu das diplomatische Korps geladen wird. Jeder bekommt ein Handnetz und auf jeder Seite eines schmalen aus dem Hauptteich ausgehenden Grabens werden je vier Mann aufgestellt. Auf einen Lockruf schwimmt eine Anzahl zahmer Leiten aus

dem Teich in den Graben und ihnen folgen einige Wildenten. Die letzteren, sobald sie Menschen wittern, fliegen auf, um zu entfliehen. Hierbei sollen sie mit Netzen gefangen werden. Bei geschickten Jägern entkommen wenige. Der Teich enthält viele Tausende von Enten, die dort gefüttert werden. Sie sind überaus scheu, und eine Grundregel, die allen Gästen eingepreßt wird, ist, absolut keinen Laut von sich zu geben.

Japan und Rußland: die Idee, nach dem Krieg mit Rußland ein Schutz- und Trutzbündnis zu schließen, wird offenbar in Japan populärer. S. Shiga, bekannter Abgeordneter und Schriftsteller, sagte bei den Verhandlungen wegen eines kurzen Waffenstillstandes den russischen Offizieren: „Wenn nach dem Krieg unsere beiden Länder sich verbünden, so können sie die Welt zwischen sich teilen.“ Wo bleibt da der Angelfische?

Es ist bekannt, daß Marquis Ito von Anfang an für ein Abkommen mit Rußland war und daß die Allianz mit England über seinen Kopf während seiner Abwesenheit geschlossen wurde. Auch Kurino, der frühere Gefandte in Petersburg, war für Allianz mit Rußland.

Tokyo, 25. Dezember 1904.

Heimreise nach Deutschland von März auf Juni verschoben. Wurde aufgefordert, an einem medizinischen Kongreß amerikanischer Ärzte in Manila am 1. März 1905 teilzunehmen und einen Vortrag über ein beliebiges Thema zu halten. Der Befuch der Philippinen kommt mir für meine Studien außerordentlich gelegen.

Treffe in der Bahn nach Yokohama deutsche, englische, amerikanische, österreichische, italienische Marineattachés.

Für Togo war ein großes Fest geplant. Er hat es jedoch in seiner schlichten Art abgelehnt.

AUF DEM WEG ZUR NEUEN WELT- MACHT: DAI NIPPON

Tokyo, 1. Januar 1905.

Morgens kommt die ganze Dienerchaft, verneigt sich zum Boden, wünscht glückliches Neues Jahr. Da ist mein Sekretär mit Frau und Kindern, der Koch mit Frau, Schwiegertochter und zwei Enkeln, der Kutscher mit Frau, der Wagenzieher mit Familie und endlich die Mägde — eine ganze Schar. Die meisten sind über zwanzig Jahre bei mir, sind mit meinem Haushalt verwachsen. Sind doch fast alle ihre Kinder bei mir auf die Welt gekommen. Der Abschied von dem Lande hier, das ich so sehr liebe, wird mir schwer — aber erleichtert durch die Deutschenfeindschaft, die sich jetzt allzu breit macht und auch mich persönlich verletzt.

Tokyo, 2. Januar 1905.

Fall Port Arthurs

Große Freudenbotschaft: Port Arthur kapituliert. Das ist das schönste Neujahrsgeschenk für Japan. Stößel Ichidake am 1. Januar einen Brief an Nogi, er wolle in Verhandlungen wegen der Übergabe eintreten. Der Kaiser erhielt die Nachricht schon gestern früh, aber sie wurde merkwürdigerweise in Tokyo erst am 2. bekannt gegeben, während dies in Washington schon beim Neujahrsempfang geschah.

Tokyo, 3. Januar 1905.

Natürlich herrscht großer Jubel in Tokyo. Abends ist alles illuminiert. Die Ginza bietet einen prächtigen Anblick. Die elektrischen Wagen, höchst geschmackvoll geschmückt, sehen feenhaft aus.

Für mich war der heutige Tag nicht erfreulich. Nachmittags 3 Uhr 30 stirbt Scriba, 56 Jahre alt. Er sah schon seit einiger

KAISER MUTSUHITO
»Meiji-Tenno«



in alter Tracht 1873



in moderner Uniform 1874

Zeit nicht gut aus. Er hustete viel und seine rechte Lunge war in einem bedenklichen Zustand. Doch arbeitete er ruhig weiter und operierte viel. In den letzten Tagen verschlimmerte sich sein Zustand und die ganze gestrige Nacht brachte ich an seinem Sterbebette zu. Die Medizin, zumal die japanische, verliert in ihm einen hervorragenden Chirurgen und ich einen alten Freund. 25 Jahre waren wir Kollegen und lange Zeit auch Nachbarn.

Tokyo, 5. Januar 1905.

Heute die große kaiserliche Neujahrstafel. Außer den Chefs der Gesandtschaften bin ich wieder einmal der einzige Europäer und überhaupt der einzige im Frack zwischen den hunderten von goldgestickten Uniformen. Denn jeder Japaner mit einem Orden von der 4. Klasse an hat eine überladen gestickte Uniform.

Der Kaiser sitzt auf einem Podium am Ende des Saals allein, mit dem Gesicht gegen Osten. Rechts und links von ihm, jedoch tiefer, die kaiserlichen Prinzen. Im Saale stehen sechs lange Reihen Tische. Direkt vor dem Kaiser sitzen in einer Reihe die fremden Gesandten, an der andern die japanischen höchsten Würdenträger, Kabinettsräte, Minister usw. Dann folgen Inhaber der Orden 1. Klasse. An den andern Tafeln folgen die Gäste dem Range nach. Ich saß schräg gegenüber von Admiral Togo, der jetzt natürlich der Held des Tages ist, und konnte seine Züge gut studieren. Er hat ein schmales langes Gesicht, kaum vorspringende Backenknochen, gerade Augen, die Nase nicht hoch. Er trägt einen grauen Knebelbart. Im ganzen ist sein Gesicht wenig japanisch. Sein Tischnachbar war Admiral Ito, der 1894 die Seeschlacht am Yalu gewann und der, wie man sagt, sich sehr zurückgesetzt fühlt, daß er kein Kommando erhielt. Wenn er wirklich so empfindet, so wußte er es gut zu verbergen. Denn er lachte und plauderte viel, während Togo ruhig und ernst blieb. Togos weniger vom Glück begünstigter Kollege Kamimura saß wesentlich weiter unten am Tisch. Ich wußte wirk-

lich nicht, daß ich einen höheren Rang habe als selbst viele Admirale.

Der Kaiser tritt punkt zwölf Uhr in den Saal und verliest zunächst eine Anrede, in der er seine Freude ausdrückt, die Vertreter der fremden Mächte hier zu sehen. Dies wird ins Englische übersetzt. Dann hält der Ministerpräsident Katsura eine Ansprache, dann der Doyen des Diplomatenkörpers in Französisch. Es ist charakteristisch, daß der japanische Hof sich des Englischen bedient, während doch sonst Französisch als Hofsprache gilt. Während dieser Vorgänge steht die Versammlung. Dann setzt sich der Kaiser, die Anwesenden folgen. Das Essen ist rein japanisch und beginnt wie immer mit einer Schale Sake, die von gallionierten Dienern aus silbernen Flaschen eingeschenkt wird. Dann greift man nach den Speisen, die vor jedem Gaste auf einem schwarzen Lackbrett stehen. Die Sakeschale mit dem kaiserlichen Wappen darf jeder Gast als Andenken mitnehmen. Solche Schalen sind sehr begehrt. Auch die symbolische Dekoration des Glücksberges (horaisan) mit Kiefer, Pflaumenblüten, Bambus und mit den Sinnbildern langen Lebens, dem Kranich und der Schildkröte, dürfen die Gäste einpacken. Es ist ein sonderbarer Anblick, wenn, nachdem der Kaiser durch Erheben das Zeichen zum Beenden des Mahles gegeben und das Zimmer verlassen hat, alle oder doch die meisten der feierlich gekleideten Gäste weiße Tücher aus der Tasche ziehen, die Sachen darin einpacken und, in der einen Hand den Galahut, in der andern das Bündel, das Festmahl verlassen. Ich machte es aber nicht anders. Denn zu Hause ist die ganze Dienerschaft glücklich, wenn jeder auch nur einen kleinen Bruchteil der Kuchen erhält, die am Fuße des „Glücksberges“ der kaiserlichen Tafel aufgespeichert sind.

Etwa 30 000 Mann Gefangene wurden in Port Arthur gemacht, darunter 8 Generale, 4 Admirale, eine Menge Offiziere.

Die baltische Flotte ist in Madagaskar.

Tokyo, 6. Januar 1905.

Nachmittags Scribas Leichenbegängnis in großem Stil. Ein Bataillon Soldaten marschierte im Zug, entsprechend dem Rang der japanischen Orden des Verstorbenen. Der Gesandte hatte Graf Hatzfeld und Metternich beordert, die Kissen mit den Orden zu tragen. Leider hörte plötzlich das schöne Wetter auf und die ganze Versammlung wurde durchnäßt. Der Pastor hielt eine rühmende Leichenrede, dann der Rektor der Universität eine kurze Ansprache, Professor Doi verlas eine gut abgefaßte Ansprache, dann folgte ich für die Freunde. Graf Arco legte einen Kranz nieder im Namen der deutschen Gesandtschaft, Lehmann einen für die Deutsch-Ostasiatische Gesellschaft.

Alle Zeitungen rühmen den Befehl des japanischen Kaisers an Nogi, den Russen liberale Bedingungen zu gewähren. Nogis Schicksal ist tragisch. Nun hat er unsterblichen Ruhm geerntet. Aber seine beiden einzigen Söhne liegen vor der Feste. Er trägt aber diesen Verlust mit stoischer oder, wie man ebenfögt sagen kann, mit japanischer Ruhe.

Tokyo, 10. Januar 1905.

War heute beim Hofminister des Kaisers, um im Namen von Scribas Familie für seine Güte gegenüber dem Verstorbenen zu danken, dem er noch nach seinem Tode einen sehr hohen Orden verlieh. So sehen wir nun, daß die posthume Verleihung eines Ordens an einen Deutschen auch von solchen Landsleuten beifällig aufgenommen wurde, die, als mein Artikel über „Ehrungen Verstorbener“ erschien, mir nicht zustimmten.

Es gehen Gerüchte um über bevorstehenden Frieden. Kann aber nicht glauben, daß Rußland sich schon jetzt besiegt erklärt.

Tokyo, 11. Januar 1905.

Befuchte heute früh die schwer erkrankte Gräfin Tanaka, Frau des kaiserlichen Hofministers. Ich erwähnte dem Grafen gegenüber die Friedensgerüchte. Er meinte: „Ja, schön wäre der Friede. Aber halten Sie es denn für möglich?“ Ich bemerkte, daß Rußland wohl nicht gut Frieden schließen könne, nachdem es sich in diesem Krieg nur Niederlagen geholt habe. Da lachte er: „Freilich. Aber wir können uns doch nicht den Russen zulieb schlagen lassen, so gern wir auch den Frieden wollten.“

Dann zeigte er mir die englische Übersetzung eines Telegramms Kaiser Wilhelms an den Kaiser von Japan, etwa folgenden Inhalts: „General Nogi und seine Armee haben sich bei Port Arthur durch großartige Tapferkeit ausgezeichnet. Erlauben Eure Majestät, daß ich in meinem und meiner Armee Namen als Zeichen meiner Bewunderung Nogi den höchsten militärischen Orden verleihe, den ich zu vergeben habe, den von meinem Ahnen Friedrich dem Großen gestifteten Pour le mérite. Stössel hat denselben Orden erhalten.“ Der letztere Satz entlockte Graf Tanaka die lachenden Worte: „Ihr Kaiser ist ein sehr geschickter Mann.“ Dabei bewegte er beide Hände vor seinem Körper auf und ab, wie die Schalen einer Waage. Man darf zweifeln, ob die Ordensverleihung an Nogi in Japan den gewünschten Eindruck hervorruft. Je weniger gerade Kaiser Wilhelm in Japan von sich reden macht, desto besser für Deutschland. Denn gerade gegen seine Person richtet sich die Spitze der Antipathie der Japaner, die er auch leider ehrlich verdient hat. Die Folge ist, daß sein neuester Schritt höchstens als das Resultat eines schlechten Gewissens gedeutet wird.

Eine Stunde später war der französische Gesandte bei mir. Er wundert sich, daß Japan seinen Kredit so lange aufrecht zu erhalten vermag. Er meinte jedoch, daß der Goldvorrat in Japan rasch seinem Ende entgegen gehe. Ich möchte das bezweifeln. Ferner bestätigte Harmand, daß sich Japan nach

Vermittlung umsieht. Aber auch er findet, daß Rußland in seiner jetzigen Lage eine solche nicht gut annehmen kann.

In der Nichi-Nichi-Zeitung wird mit Sophismen nachgewiesen, daß die Interessen der U.S.A., Englands, Japans und — Frankreichs in der Weltpolitik identisch seien und daß diese vier Staaten daher zusammengehen müssen. In Wahrheit heißt das aber nur: isoliert und schwächt Deutschland!

Wie allgemein das Mißtrauen gegen Deutschland leider allüberall verbreitet ist, geht aus einem Bericht des Ostasiatischen Lloyd aus Niederländisch-Indien hervor. Alle Deutschen würden dort mit Mißtrauen beobachtet und mehr oder weniger als Spione und Feinde angesehen. Es ist allmählich zum Verzweifeln. Niemand glaubte mir, wenn ich gegen die Torheit der Engländerhetze eiferte. „Das Geschick der Engländer sei besiegelt. Es gehe rapid bergab mit ihnen. Und die ganze Welt juble ihrem Fall zu!“ Und was dergleichen Gerede mehr war. Und heute? Ob wohl die unzähligen Verblendeten von damals ihren Irrtum sich eingestehen? Wage kaum zu hoffen. Denn sobald man ihnen ihre Fehler vorhält, antworten sie durch Schimpfen auf die Engländer, als ob es sich dabei um die Engländer handelte und nicht vielmehr um ihr eigenes verkehrtes Auftreten. Ich sagte: „Deutsche, lernt eure Gefühle in Politik beherrschen, wo es im Interesse des Vaterlandes liegt!“ Die Antwort lautete: „Die Engländer sind gemeine Kerle.“ — Ich habe damals die Äußerung von Admiral Geißler nach Hause geschrieben: „Die Hetze gegen England ist Wahnsinn. Denn England kann uns jeden Augenblick ruinieren.“ Wer zu Hause so sprach, galt für einen schlechten Deutschen.

Gewiß bin ich erbittert über die jetzige anmaßende Art der Engländer gegen Deutschland. Aber durch blindes Schimpfen bessert man nichts.

Abends großes Diner beim englischen Gesandten. Ich führe die schöne Frau des spanischen Obersten de Sanchis zu Tisch. Wieder recht international. Neben mir die Spanierin, dann

ein Japaner, dann eine Amerikanerin, dann der chinesische Gefandte, ein Engländer, ein Franzose, dann ein Deutscher usw. Ich redete Deutsch, Englisch, Französisch, Japanisch fast im selben Atem. Ich fürchte, Stuttgart wird mir oft wie ein Dorf vorkommen nach dieser kosmopolitischen Gesellschaft, in der man den Hauch des Weltgeistes fühlt, der hier einem in den verschiedensten Gestalten nahe tritt. Werde wohl manchmal Sehnsucht danach empfinden.

Tokyo, 14. Januar 1904.

Nach neuester Statistik 1866 Fremde in Tokyo, nämlich 954 Chinesen, 296 Amerikaner, 186 Engländer, 104 Koreaner, 91 Franzosen, 77 Deutsche usw. Die Zahl der Deutschen allein hat abgenommen.

Tokyo, 16. Januar 1905.

Stößels Ruhm erleicht. Alle fremden Offiziere, die nach dem Fall der Festung in Port Arthur waren und die jetzt nach Tokyo zurückkehren, behaupten, daß noch fast 20 000 kampffähige Russen vorhanden waren und daß die Truppen durchaus nicht so erschöpft ausfahen, als man nach Stößels Berichten erwartete. Der allgemeine Eindruck ist, daß die Festung sich noch länger hätte halten können. Möglich. Aber die Nerven der Menschen halten schließlich auch nicht ewig. Und wenn sie bei der Garnison von Port Arthur am Ende verlagten, so hat keiner das Recht, einen Stein auf sie zu werfen, der nicht selber eine ähnliche Lage überdauerte. Solche Leute gibt es aber nicht. Stößel betont immer wieder die verheerende Wirkung der 28-cm-Granaten, und zwar nicht nur die mechanische, sondern vor allem ihre nervenzerüttenden Folgen. Und die Festung hat weit über ein halbes Jahr länger sich gehalten, als die Japaner es vermuteten. Für mich bleiben die Verteidiger Helden und Heldinnen. Denn die Frauen haben sich nicht minder tapfer gehalten als die Männer.

Die Japaner benehmen sich sehr ritterlich gegen ihre unterlegenen Feinde. Es mag wohl Berechnung mit unterlaufen.

Aber die Tatsache besteht. General Nogi hat einen Brief an den Gouverneur von Nagasaki geschrieben mit der Bitte, Stößel während seines kurzen Aufenthaltes besonders freundlich zu behandeln. Von Nogi ist dies sicherlich aufrichtiger Wunsch.

Yokohama, Makado-Hotel, 18. Januar 1905.

Der Wortlaut der Rede Bülow's vom 9. Dezember im Reichstag ist eingetroffen. Ein seltsames Gefühl für mich, zu sehen, wie fast genau dieselben Worte, die man mir so oft übelnahm, jetzt vom Reichskanzler amtlich an das deutsche Volk gerichtet werden. Bülow spricht von der „unglückseligen Sucht der Deutschen, in fremden Händeln Partei zu nehmen und diese Parteinahme öffentlich zum Ausdruck zu bringen“, weiter, „daß man im Burenkriege das subjektive Gefühl für Recht und Unrecht mit nationalem Interesse verwechselt habe und dadurch auf eine falsche Bahn geraten sei“. Bülow nennt das alles die Folge von „Mangel an politischer Erziehung der Deutschen“ und ich nannte es „die politische Unreife der Deutschen“.

Tokyo, 22. Januar 1905.

Der sonst sehr verschwiegene Hashimoto meinte heute, man munkle wieder von Frieden. Jedenfalls aber handelt Japan nach dem Grundsatz „si vis pacem, para bellum“. Es schickt unausgesetzt Truppen nach der Mandschurei.

Tokyo, 24. Januar 1905.

Immer schlimmer sieht es in Rußland aus. Schon daß beim Salutschießen an der Newa vor ein paar Tagen mit einer Granate in den Winterpalast geschossen wurde, war bedenklich, ist schwer aus Nachlässigkeit zu erklären. Nun kommt noch die Nachricht von einem gewaltigen Umfang der Streiks, die offenbar politisch sind. Das Militär hat auf die Menge gefeuert und u. a. den Führer der Arbeiter, einen jungen Priester, getötet. Die Drucker streiken, Zeitungen können

nicht erscheinen. Auch die meisten Arbeiter in den Arsenalen streiken. Das während des Krieges! Die Sache nimmt revolutionäres Aussehen an.

Vor vierzig Jahren war Japan gleich autokratisch regiert wie Rußland. Aber der Kaiser von Japan hat seinem Volke eine Verfassung und weitgehende Rechte geschenkt — freiwillig — oder vielmehr seine Regierung hat alles aufgewandt, um das ganze Volk zu erziehen und intelligent und arbeitsfähig zu machen. Nun erntet er die Frucht, indem er ein einiges begeistertes Volk hinter sich hat, während sein autokratischer Kollege in Rußland den Geist der Zeit nicht bei der Stirnlocke zu fassen verstand und es jetzt büßen muß.

Ob die autokratischen Elemente in Berlin sich wohl eine Lehre ziehen aus den Vorgängen in Rußland? Unsere Bürokraten haben immer mit Bewunderung und Neid auf Rußland geblickt. Und jetzt? Daß der Sturz des Despotismus in Rußland auch für Deutschland ein Glück wäre, ist mir zweifellos. — Kaiser Wilhelm, siehst du die Flammenschrift an der Wand?

Tokyo, 25. Januar 1905.

Revolution in Rußland? Schwere Straßenkämpfe in Petersburg mit Barrikadenbau usw. Das Arsenal in Sebastopol brennt. Die Kaiserin-Mutter ist aus Petersburg entflohen, wo der Kaiser ist, weiß man nicht. Lage überaus ernst. Alles hängt davon ab, ob Organisation in den Aufständen liegt. Nur in diesem Fall ist eine wirkliche Revolution denkbar.

Die russische Armee und Marine aus Port Arthur klagen sich gegenseitig an. Die Armee behauptet, die Marine habe völlig versagt, und die Marine schimpft über das Heer. Dies tun höhere gefangene Offiziere den Japaner gegenüber. Widerlich.

Nachmittags bei Marquis Ito. Er fühlt sich nicht ganz wohl. Seit er das Trinken und Rauchen etwas eingeschränkt hat, sieht er entschieden gefünder aus. Immer wieder aber muß ich mich über seine Frische und Rüstigkeit bei seiner

Lebensweise wundern. Wir sprachen natürlich auch über den Zustand Rußlands. Auf meine Bemerkung, innere Unruhen seien auf alle Fälle für Japan günstig, meinte er, dies sei wohl der Fall, aber eine regelrechte Revolution wäre unerwünscht, da man dann nicht wüßte, an wen man sich bei Friedensverhandlungen halten solle. Alles hänge davon ab, ob die Truppen treu blieben.

Tokyo, 28. Januar 1905.

Antijapanische Gesetzgebung in British Columbia: Wie alle englischen und amerikanischen Provinzen im Stillen Ozean ist British Columbia intensiv antijapanisch. Sie beschließt jedes Jahr die völlige Ausschließung der Japaner. Ebenso regelmäßig verweigert die britische Regierung ihre Sanktion dazu „on imperial reasons“, d. h. aus allgemein politischen Gründen. Die japanische Presse, die so gerne das „imaginäre Gespenst“ der gelben Gefahr in Europa belächelt, urteilt äußerst mild über die Kanadier. Und doch wird hier die gelbe Gefahr, ebenso wie in Australien, nicht imaginär, sondern praktisch bekämpft. — Die Verkündigung des ausgesprochen imperialistischen Programms Roosevelts wird in der japanischen Presse willkommen geheißen, „weil die Vereinigten Staaten stets selbstlos nur für den Frieden der ganzen Welt arbeiten!“

500 Japanerinnen haben dem Parlament eine Bittschrift eingereicht, es möge die Mitgliedschaft an politischen Vereinen den Frauen gestattet werden.

Der japanische Juristenverein hat einen Ausschuß eingesetzt, der völkerrechtlich Stellung zur Mandchureifrage nehmen sollte. Der Ausschuß hat nun beschlossen, in der nächsten Hauptversammlung folgendes Programm vorzulegen: „Im Interesse des allgemeinen Friedens und der Sicherheit des eigentlichen China tritt dieses die Souveränität der Mandchurei bedingungslos an Japan ab.“

Tokyo, 31. Januar 1905.

Laut letzter Täglicher Rundschau sagte Gouverneur Graf Götzen über Ostafrika wörtlich: „Wir wollen uns ruhig gestehen, daß uns deutschen Beamten und Offizieren die Neigung zum Vielregieren im Blute steckt.“ Bedeutfame Worte aus folchem Munde. Man sollte sie in großer Schrift in jeder Amtsstube des deutschen Reiches aufhängen.

Tokyo, 1. Februar 1905.

Ich neckte heute Barclay auf der englischen Gefandtschaft, daß sein Land gegenüber Rußland solche Langmut zeige. Er meinte: „Ja, wir beweisen große Geduld. Wir wären aber Narren, wenn wir wegen dieser unbedeutenden Zwischenfälle einen Krieg mit Rußland begännen. Wir können es uns leisten, in kleinen Dingen nachgiebig zu sein.“ Er zitierte dann das deutsche Wort: „Der Starke weicht mutig einen Schritt zurück“.

Tokyo, 3. Februar 1905.

Befuch beim Kronprinzen in Shizugaura (Friedensbucht) bei Numadzu. Numadzu ist die erste größere Stadt jenseits des Hakone-Gebirges, welches eine Klimagrenze bedeutet. Es wird dort plötzlich viel wärmer. Tokyo habe ich im Schnee verlassen. Hier ist Frühling. Die Pflaumen und Kamelien, die sich in der Hauptstadt erst schüchtern herauswagen, sind schon fast verblüht, die Weiden treiben Kätzchen, die Kiefern schicken ihre duftigen jungen Sprossen aus, die Nachtigall hat sich schon eingestellt. Langer Spaziergang in dieser lachenden Welt bis nach Enoma, dem Dorf am Ende der friedlichen Bucht. Hier erlebte ich etwas, was im heutigen Japan selten ist. Eine Schar winziger Mädchen von sieben bis zehn Jahren kam aus der Schule. Als sie mich erblickten, stellten sie sich ehrerbietig am Rande des Weges auf und verbeugten sich tief vor dem fremden Herrn. Dies erinnerte mich an alte Zeiten. Heute begegnet es einem viel häufiger, daß wie in anderen

Ländern die Kinder auf der Straße allerlei naseweise Bemerkungen über Fremde machen.

Las Clara Viebigs „Das schlafende Heer“, mir angenehm durch den kräftigen klaren Stil. Kampf des vordringenden Deutchtums mit dem Polentum. Dieses bleibt unbedingt Sieger. Alle die guten Vertreter des Deutchtums enden durch Selbstmord oder sie kehren wieder nach dem Westen. Die schwachen deutschen Elemente werden polnisiert, werden nachher oft die schlimmsten Deutchenfresser. Der eigentliche Held, der ideale Gutsbesitzer, schießt sich eine Kugel durch den Kopf. Er gibt den Kampf auf, läßt Weib und Kinder, die er liebte, schutzlos unter einem wüsten, tödlich hassenden Pöbel zurück. Leider viel Wahres daran. Es hinterläßt nur ziemliche Trostlosigkeit beim Leser. Wir aber brauchen Anspornung, Vorbilder in der Literatur, mag es auch „unliterarisch“ klingen. Starke Persönlichkeiten sollen uns vorgeführt werden, nicht Schwächlinge. Wer das Buch liest, dem wird alle Luft vergehen, den Kampf in der Ostmark aufzunehmen. Das aber ist ein Unglück.

Nachmittags bei Marquis Ito. Er ist wieder einmal nicht ganz wohl. Ich fragte ihn, ob er etwas Neues vom Krieg wisse. Da nimmt er ein Blatt auf, das er bei meinem Eintritt eben zu lesen begonnen hatte, liest es zu Ende und sagt seufzend: „Der Kampf dauert fort. Nichts als endloser Massenmord.“ Eine bezeichnende Äußerung aus seinem Munde. Ito war von jeher gegen den Krieg und galt immer für russenfreundlich. Vielleicht rechnet er mit einem russischen Bündnis nach dem Kriege.

Tokyo, 7. Februar 1905.

Mein Nachbar in der Bahn nach Yokohama war der chinesische Gefandte. Er erzählte mir, wie er vor 37 Jahren zum erstenmal nach Tokyo kam, also gerade als der jetzige Kaiser neu eingesetzt und die neue Ära begonnen hatte. Er sprach von dem enormen Unterschied von damals und jetzt. Ihm muß dieser Unterschied besonders gewaltig vorkommen.

Denn damals sah China auf Japan verächtlich herab, während es heute staunend zu ihm aufschaut. „Welche Wandlung durch Gottes Fügung“, würde man im deutschen Hoffstil sagen. In der Tat, wenn der Himmel je einem Volk zu helfen schien, so sind dies die Japaner: ununterbrochene Erfolge zu Wasser und zu Land, in einem Kriege, ausgefochten auf fremdem Boden, dabei unerhört gute Ernten, Blühen des Handels trotz des Krieges, steigendes Ansehen auf der ganzen Welt. Kein Wunder, daß sarkastisch angelegte Japaner finden, der Gott der Christen müsse entweder schlafen oder ohnmächtig sein. Er hat doch wahrhaftig keine kindlich gläubigeren Verehrer als das russische Volk. Vom Kaiser bis herab zum Muschik habe ihn jeder um den Sieg angefleht, aber er höre sie nicht oder er könne ihnen nicht helfen. Er stelle sich fogar auf die Seite der Feinde, dulde, daß Unruhen im Innern die Kraft Rußlands schwächen.

Ja, man könnte allerlei merkwürdige Schlüsse aus diesem Kriege ziehen, der einen Wendepunkt der Weltgeschichte bedeutet und den mir vergönnt war, in seiner Entwicklung zu verfolgen und besser zu verstehen als die meisten Fremden.

War gestern in dem großen Militärhospital im Shibuya-Stadtteil, das jetzt nicht weniger als 4000 Kranke und Verwundete beherbergt. Die medizinischen Professoren der Universität haben Abteilungen daselbst und ich begleite K. Miura und Irisawa auf ihrem Rundgang.

Es gibt jetzt in Tokyo etwa 13 000 Kranke und Verwundete, von denen nur etwa 1000 in den ständigen Militär-lazaretten untergebracht werden können. Für alle übrigen sind Baracken gebaut, im einfachen japanischen Holzstil, aber mit Fenstern und festen Türen. Dazu ist natürlich enorm viel Platz erforderlich. Diesen aber hat die Regierung glücklicherweise durch den Besitz vieler früher konfiszierter Daimyo Yashiki. Auch Krongüter gibt es aus dieser Quelle und diese stellt jetzt der Kaiser liberal zur Verfügung. So hat das Rote-Kreuz-Spital in Shibuya nicht weniger als 70 Hektar vom

Hof zuerteilt bekommen und darauf sind Baracken errichtet. Die Errichtung geht sehr schnell, da die Holzhändler immer Balken von bestimmter Größe völlig zum Gebrauch fertig vorrätig halten. Daher scheinen die Häuser oft förmlich aus dem Boden zu wachsen.

Tische, Stühle und andere Möbel fehlen im Innern völlig, nur ein großes Kohlenbecken steht in jedem der 10 bis 12 Kranke fassenden und zu drei oder vier ineinandergehenden Zimmer. Es genügt nicht entfernt, den Raum zu erwärmen und dient nur dazu, daß die Soldaten, soweit sie gehen können, sich darum zum Schwatzen versammeln, um ihre Hände zu wärmen und ihre Pfeifchen oder Zigaretten anzuzünden. Die meisten Kranken in den von mir besuchten Sälen können aber nicht gehen: sie liegen oder sitzen lautlos in ihren Betten. Man hat beim Anblick dieser stillen weißen Gestalten mit ihren kurz geschorenen Köpfen mehr den Eindruck von Insassen eines weltfremden Klosters als von Kriegern. Auch die Unterhaltung und Untersuchung der Ärzte geht in einem ruhigen, fast flüsternden, nichts weniger als schneidigen militärischen Ton vor sich. Es wird einem wirklich schwer zu glauben, daß diese friedlichen gemüthlichen, etwas apathisch erscheinenden Menschen dieselben streng disziplinierten feurigen Soldaten sind, welche mit einer Todesverachtung ohnegleichen in den Kampf ziehen. Auch hier sieht man wieder, wie wenig wesentlich die äußeren martialischen Formen sind, denen man bei uns großen, viel zu großen Wert beimißt.

Makado-Hotel, 8. Februar 1905.

Habe mich für ein paar Tage hierher geflüchtet, um Brockhaus' Werk über Netsuke zu lesen, das er mich bat, zu korrigieren. Ich tue das um so lieber, als ich selber dabei nur lernen kann.

Makado, 9. Februar 1905.

Nachmittags Spaziergang zu den Pflaumenblüten von Sugita. Der Weg führt die ganzen eineinhalb Stunden am Meer entlang durch reizende Landschaft. Früher waren es elende, über steile Hügel oder sich am Strand hinschlängelnde Pfade. Jetzt ist es eine tadellose Fahrstraße, eben, mit großen Tunnels, um jede Steigung zu vermeiden. Sugita ist ein kleines Dorf mit einem berühmten Hain von alten Pflaumenbäumen um einen Tempel. Wie die Leute von Tokyo jedes Jahr Ende Februar nach Omori oder Mukojima in die Pflaumenblüte wandern, so ist Sugita daselbe für Yokohama. Leider aber waren die Blüten noch nicht auf. Dafür holte ich mir eine gründliche Erkältung. Was sind wir doch für verweichlichte und verfrorene Menschen! Auf dem Heimwege blies der kalte Nordwind mir andauernd ins Gesicht und mich fröstelte es bei meiner leichten Kleidung.

Ich gehöre noch zu den sich leicht Kleidenden. Aber ich schämte mich fast vor mir selbst wegen meines Fröstelns. Denn da sah ich eine Gruppe von Frauen und Mädchen, die sich vom feichten Strand, wo sie Muscheln gesucht, vor dem drohenden Sturm nach Hause flüchteten. Die nackten Beine und Arme waren krebsrot. Jede schleppte einen schweren Korb oder Eimer in der Hand. Der kalte Wind peitschte ihnen entgegen. Aber die ganze Gruppe, wie sie da die Straße entlang trippelte, widerhallte von fröhlichem Geschwätz und lautem Gelächter. Was hat doch der Himmel diesen Menschen für ein glückliches Naturell verliehen! Sie scheinen sorglos und harmlos wie Kinder, aber sie sind in der Not unverzagt und tapfer in Gefahr.

Tokyo, 14. Februar 1905.

Heute beim katholischen Erzbischof Osof. Ich sollte nach ihm sehen, er habe eine schwere Ohnmacht gehabt. Ich fand ihn aber schon wieder ganz munter. Der 76jährige Greis saß in seiner ärmlichen ungeheizten Stube über die Bibel gebeugt.

Bei keinem protestantischen Missionar, weder bei einem amerikanischen, noch englischen, noch deutschen habe ich eine so dürftige Wohnung gesehen wie bei diesem Erzbischof. „Der bischöfliche Palaß“ ist eine alte Holzbude. Die Treppen sind eng, kalt die Zimmer, nur mit den einfachsten verschoffenen alten Möbeln ausgestattet. Der alte Herr war sehr gesprächig. Er erzählte mir viel von seinem Leben in den fünfzig Jahren, die er als Missionar im Osten zugebracht hat. Nachher sah ich Pater Ligneul, einen unermüdlichen katholischen Polemiker, der bald gegen die Heiden, bald gegen die Orthodoxen schreibt. Persönlich ist er ein liebenswürdiger Weißbart. Wir kamen im Gespräch auch auf den Krieg. Ligneul ist im Gegensatz zu den meisten anderen Franzosen der Ansicht, daß die Japaner schließlich siegen. Er bewundert die japanischen Soldaten, rühmt besonders das herzlich-freundliche Verhältnis zwischen Offizieren und Soldaten. Der Ton der Offiziere sei der von freundlichen älteren Brüdern oder der von Lehrern zu den Schülern. Er betont mit Recht, daß dies ein enormer Vorteil sei gegenüber den europäischen Armeen.

Lernete einen deutschamerikanischen Ingenieur kennen, der in Leipzig und Dresden auf dem Gymnasium und Polytechnikum war. Wir kamen im Gespräch auf die Erziehung. Er meinte, ohne Zweifel sammle man in Deutschland mehr „Wissen“ als anderwärts. Er bezweifle jedoch, ob das nicht völlig aufgewogen oder übertroffen werde durch die große Selbständigkeit und Lebenserfahrung der jungen Amerikaner. Diese wissen häufig mit ihrem geringeren Wissen mehr wirkliche Leistung zu liefern als der mit Wissen vollgepfropfte Deutsche, der es oft nicht rasch und am richtigen Platze zu gebrauchen versteht. „Als ich als geprüfter Ingenieur nach Amerika zurückkehrte, kam ich mir völlig hilflos vor neben diesem tatsächlichen Wesen der dortigen Ingenieure. Ich brauchte mehrere Jahre, um ebenso zu werden, und ich begann die deutsche Erziehung zu verwünschen, die mich derart zurückgebracht hatte. Auch ärgerte ich mich über meinen

Bierbauch, wenn ich die schönen Sportgestalten der Amerikaner sah.“

Sehr wichtig sei auch dies, daß der junge Amerikaner sich von Anfang an ein Ideal oder ein bestimmtes Ziel fest ins Auge fasse, nach dem er strebe. Manchmal schlage er auch über den Strang, aber sein Ziel schwebe ihm beständig vor. Der Deutsche, erlöst von der Knechtschaft des Gymnasiums, genießt zunächst das Glück seiner Freiheit, schwärmt für allerlei nicht realisierbare Ideale. In der Ferne droht das Examen. Dieses zu bestehen, ist der einzige Zweck für die Arbeit seiner nächsten Zeit. Dem Amerikaner ist die Prüfung nur eines der Hindernisse, die er auf dem Wettlauf zum Ziel überwinden muß. Aber das Ziel ist es, nach dem er stets blickt. Dieses stete, nie schwankende Beharren auf einem Weg, zusammen mit der freiwilligen, aber eisernen Disziplin der Sportvereine und mit dem steten Anblick anderer ringsum, die aus eigener Kraft sich zu Macht und Ansehen aufgeschwungen haben, das gibt ihm ein Selbstbewußtsein, einen Charakter, eine Sicherheit, welche der junge Deutsche nicht besitzt.

Unbedingt viel Wahres daran. Interessant war mir, am selben Tag einen Brief aus New York zu erhalten, in dem betont wird, wie sehr dort der Mensch auf sich selbst angewiesen ist und daß man jeden gelten läßt. Aber die Haß der Amerikaner habe etwas Angreifendes, Erschöpfendes. Auffallend ist, daß er von der maßlosen Genußsucht der Amerikaner spricht.

Tokyo, 16. Februar 1905.

Abends bei Graf Arco großes Abschiedsessen für das Hatzfeldsche Ehepaar. Nach Tisch spreche ich längere Zeit mit dem Minister des Äußern, Baron Komura. Er hat eine äußerst delikate und angreifende Stellung in den letzten zwei Jahren ganz hervorragend ausgefüllt. Er sprach sehr offen mir gegenüber über Politik. Er möchte gern Irrtümer beseitigen, die in zahlreichen europäischen Kreisen herrschen. So denke Japan

nicht im Traum daran, auch noch mit einer anderen Macht Streit zu suchen. Selbst nach einem siegreichen Krieg brauche es viele Jahre innerer Sammlung. Ich freue mich immer wieder, wie nüchtern und sachlich die japanischen Staatsmänner urteilen im Gegensatz zu dem Radauton des Parlaments und der Tagespresse.

Über den Parlamentarismus sprach sich Komura sehr ungeniert aus. Er meinte, das Parlament sei nur dazu da, eine gewisse Kontrolle und Überwachung zu üben. Eine wirkliche parlamentarische Regierung durch Parteien sei ausgeschlossen. Dazu dürfe es in Japan nicht kommen. Die eigentliche Leitung müsse stets in den Händen weniger Männer sein. Glücklicherweise habe in Japan der Kaiser das Recht, das Parlament aufzulösen, wenn er es für nötig erachte. Er habe immer Okuma gegenüber betont, wenn dieser die englischen parlamentarischen Zustände in Japan einführen wollte, daß die Verfassung beider Länder zu grundverschieden sei. Okuma habe es freilich leicht, denn er habe nichts anderes zu tun, als zu räsonnieren und zu agitieren.

Vom Kriege erwähnte Komura, daß wir vor Anfang März keine wichtigen Nachrichten erwarten dürfen. Dann werde es zu einer großen Schlacht kommen, die hoffentlich entscheidend sei.

Tokyo, 18. Februar 1905.

Großfürst Sergius ermordet, durch eine Bombe auf der Straße. Die Novoje Vremja sagt beim Überblick des ersten Jahres, Rußland solle sich ein Beispiel nehmen an der zwischen Herrscher und Volk in Japan herrschenden Einigkeit.

Tokyo, 25. Februar 1905.

Heute umgezogen ins Imperial-Hotel.

In Rußland überall Streik, Unordnung, vielfach Blutvergießen. Der Eisenbahnverkehr größtenteils gelähmt. Der ganze Kaukasus soll in Aufruhr sein. Der Verkehr mit Baku ist abgechnitten.

Wie mag es wohl Kaiser Wilhelm zumute sein bei den Nachrichten aus Rußland? Er betrachtete vor noch nicht allzu langer Zeit die dortige Autokratie als das Ideal des Herrschertums. Jetzt muß er doch wohl sehen, wie der Zar völlig hilflos ist, wie die Selbstherrschaft das Land dem Untergang nahe bringt. Polen und Kaukasus in vollem Aufruhr, und selbst das heilige Moskau arbeitet durch Ermordungen und Streiks den Feinden des Landes in die Hände.

Eigentlich müßte sich der Deutsche von Herzen über die Niederlage Rußlands freuen. Denn ganz abgesehen davon, daß es der Verbündete unseres immer lauerten Nachbarn ist, war die „slawische Gefahr“ für uns unendlich größer und näher als die „gelbe“. Diese slawische Gefahr ist nun hoffentlich für einige Zeit beseitigt. Und Frankreich wird sich wohl hüten, unsere Westgrenze anzugreifen. Auch Österreich und das Deutschtum dort hat großen Nutzen — wodurch? — durch Japan! Wird man nun endlich bei uns einsehen, daß heute politische Zusammenhänge bestehen, die weit über die europäischen Grenzen reichen und die rechtzeitig zu erkennen und mehr noch sie richtig auszuwerten für uns von ganz wesentlicher Bedeutung sind? Aber wird man dies? Man wird es müssen oder einmal viel Lehrgeld zahlen.

Tokyo, 28. Februar 1905.

Nogi hat im Londoner Standard seinen Dank für die vielen Glückwünsche zum Fall von Port Arthur in einem lakonischen Briefe ausgedrückt: „Nachdem ich zur Einnahme von Port Arthur so lange Zeit gebrauchte und so vieler Menschen Leben opferte, habe ich kein Anrecht auf Lob. Der Ausdruck der Sympathie des englischen Volkes jedoch erfüllt mich und meine Soldaten mit Freude. Im Namen meiner Armee herzlichsten Dank.“

Tokyo, 4. März 1905.

Graf Arco gibt ein Diner, um die Rote-Kreuz-Ärzte dem Kriegsminister vorzustellen. Ich sitze zwischen den beiden

Generalfabsärzten der Armee und der Marine, den Baronen Hashimoto und Saneyoshi. Sie wurden beide vor längerer Zeit wegen ihrer Verdienste geadelt und zu lebenslänglichen Herrenhausmitgliedern ernannt. Heute wurde dieselbe Ehre den Doktoren Matsumoto und Takagi zuteil.

Ich sprach lange mit Terauchi, der sich für meine Vorschläge über Ernährung der Truppen sehr interessiert. Er will nichts davon wissen, daß ich Japan so bald verlasse. Ich fragte, man dürfe wohl noch vor der Eisschmelze auf eine große Schlacht rechnen? „Ja, wir haben nur noch etwa zehn Tage. Es wird eine harte Aufgabe. Denn das Gelände ist ungünstig. Und die Russen haben ihre Stellungen stark befestigt.“

Tokyo, 7. März 1905.

Die große Schlacht von Mukden ist auf der ganzen Linie im Gang. Die Japaner rücken langsam aber stetig vor. Der Fall von Mukden wird heute oder morgen erwartet.

Tokyo, 8. März 1905.

Die große Schlacht bei Mukden tobt auf einer endlosen Linie von 90 km immer weiter. Am energischsten kämpfen die Russen, wie immer, auf ihrem linken Flügel, Kuroki gegenüber.

Tokyo, 9. März 1905, zehn Uhr.

Großer japanischer Sieg! Die Russen ziehen sich auf der ganzen Linie zurück. Mukden ist genommen, die Bahn nördlich davon zerstört. Kuroki hat den linken russischen Flügel umgangen, drückt ihn nach Westen, so daß das ganze russische Zentrum in größter Gefahr schwebt. Die Japaner hoffen, auch Tieling bald zu haben. Dann wäre der ganze Rückzug abgebrochen.

Tokyo, 9. März, abends.

Mukden ist noch nicht gefallen! Wieder einmal eine Ente!

Tokyo, 10. März 1905, abends spät.

Großer Sieg! Mukden ist gefallen, und zwar heute morgen um zehn Uhr. Der amtliche Bericht sagt: „Unsere Umfassung ist gelungen. Wir haben Mukden besetzt und eine ungeheure Beute gemacht an Gefangenen, Geschützen usw. Heute morgen dauert der Kampf fort.“

Abends beim portugiesischen Gesandten wünscht der Minister des Äußern, Komura, daß mein Aufsatz über den kriegerischen Geist der Japaner ins Japanische übersetzt wird.

Tokyo, 11. März 1905.

Wegen der unzweifelhaft hervorragenden Armee und Marine, deren Taten vor aller Welt liegen, besteht eine Neigung, den Japanern auch in geschäftlicher Hinsicht Glänzendes zuzutrauen. Das trifft nicht zu. Im Krieg und in allem, was mit Krieg verbunden ist, leisteten die Japaner stets Hervorragendes. Geldgeschäfte vernachlässigten sie. Noch jetzt steht die kommerzielle Ehrlichkeit nicht sonderlich hoch. Dies beweisen schon alle die Ermahnungen Baron Shibusawas, Iwasakis und anderer an die kaufmännische Jugend, Ehrlichkeit zu ihrem Grundsatze zu machen.

Aber abgesehen hiervon ist die Unzuverlässigkeit mancher japanischen Geschäfte geradezu fabelhaft. Vor einer Woche wollte ich mir eine Reifeweckeruhr kaufen. Um sicher etwas Gutes zu bekommen, ging ich in die erste Uhrenhandlung der Stadt, die nebenbei durch ihre Apothekerpreise bekannt ist. Ich erstand mir eine angeblich hochfeine französische Uhr. Diese blieb gleich am ersten Tage stehen. Entrüstet brachte ich sie zurück. Die Leute waren aber durchaus nicht erstaunt oder beschämt, als ich ihnen Vorwürfe machte, daß sie mir eine solche Ware verkauften. Ich sollte die Uhr vier Tage bei ihnen lassen. Sie werde alsdann vortrefflich gehen. Nach vier Tagen kam sie, ging aber völlig falsch, schlug sogar ganz verkehrt. Wieder trug ich sie zurück und wieder schienen die Leute es ganz natürlich zu finden, daß so etwas bei einer Uhr vor-

kam, für deren Richtigkeit sie schon beim ersten Mal „garantiert“ hatten.

Tokyo, 12. März 1905.

Abends beim deutschen Gefandten großes Fest zu Ehren des Ministerpräsidenten Grafen Katsura. Er hat vor einigen Tagen einen Schwiegerohn in der Schlacht bei Mukden verloren. Graf Arco ließ daher anfragen, ob er das Essen nicht abbestellen solle. Katsura aber antwortete als Japaner: Sein Schwiegerohn sei in einer siegreichen Schlacht für sein Land gefallen. So sei kein Grund zur Trauer.

Tokyo, 16. März 1905.

Nachmittags bei einem japanischen Empfang nach der Hochzeit. Einziger Europäer. Eine Schwester Dr. Nagayis* heiratete einen jungen Arzt. Und heute fand nun im Imperial-Hotel der Empfang von 300 Gästen statt, auch die Damen der Familien waren da. Aber wie immer hielten sich die Männer und Frauen getrennt. Die junge Frau, ein großes hübsches Geschöpf, trug die Blumen aus Schildkrott im Haar, wie sie früher bei vornehmen jungen Damen und namentlich bei Bräuten Mode waren. Während der letzten 20 oder 25 Jahre waren sie gänzlich verschwunden. Man konnte sie eine Zeitlang für ein Spottgeld kaufen. Es ist charakteristisch, daß jetzt die alten Sitten wieder auftauchen. Die Braut trug ein schwarzes Seidenkleid mit weißen Unterkleidern, wie es der Galaanzug der Japanerinnen ist. Darauf waren die Embleme des Glücksbergs Horaisan gestickt, die man so oft auf den seidenen und brokatenen Tüchern sieht, den sogenannten „Fukufa“, die zum Bedecken der Hochzeitsgeschenke dienen, nämlich Bambus-, Kiefer- und Pflaumenblüten. Wie ich mir die versammelten Männer anfah, fiel mir auf, wie gut jetzt ihre Kleider sitzen und wie heimisch sie sich in europäischer Kleidung fühlen. Wie anders sahen die

* Siehe Personenverzeichnis

Japaner bei solchen Gelegenheiten vor 25 Jahren aus, die Anzüge meist baumelnd, Wäsche schmutzig, gebückt, mit geknickten Knien. Jetzt sind sie ruhig, selbstbewußt. Aber ich sah auch nicht einen, der durch sein Wesen, durch Bewegungen, Haltung, Gebärden, Sprache Auffallen zu erregen versuchte. Es wurde nicht posiert, es wurde kein Schnurrbart gedreht. Alles dergleichen macht in Japan nur lächerlich.

Tokyo, 17. März 1905.

Nachmittags in Ueno Seyoken eine große Gedenkfeier, veranstaltet von Marquis Ito für den vor zehn Jahren verstorbenen Unterrichtsminister Vicomte Inouye. Auch hier wieder der einzige Europäer. Die Versammlung schloß die Elite der geistigen Welt Japans ein. Denn der Verstorbene war ein bedeutender Gelehrter, Geschichtsforscher und Schriftsteller, ein Mann, der sich um das geistige Leben Japans außerordentliche Verdienste erwarb. Da nun hierzulande auch der Staatsmann sich mit künstlerischen und literarischen Angelegenheiten befaßt, so waren die Minister zahlreich vertreten. Zahl der Gäste etwa zweihundert, ferner vier Damen, nämlich die Witwe Inouyes, eine der schönsten Frauen Japans, mit ihren drei Töchtern. Diese, noch unverheiratet, trugen den Gürtel in der sogenannten Form des Tateyanoji (aufrechter Pfeil), da die große Schleife am Rücken senkrecht anstatt wie sonst quer steht. Diese ist enorm, bedeckt den ganzen Rücken von der Taille aufwärts und reicht bis zum Hals. In dieser Weise trugen früher die jungen Damen in den Daimyohäusern den Gürtel. Und jetzt kommt auch diese Mode wieder auf. Auch daß eine feierliche Shinto-Zeremonie im Saal des Hotels stattfand, eine Art Trauergottesdienst, ist ein Anzeichen, daß man bewußt Altjapan wieder ins Leben zu rufen sich bemüht.

An einem Ende des Saals in einer Nische hing eine große Photographie Inouyes. Darunter ein einfacher Opfertisch aus Naturholz, wie es der Shintokult verlangt. Auf dem Tisch waren einige Sasakizweige mit Gohei und Hanfstreifen.

Davor ein halbmondförmiger freier Raum, dessen rechte Begrenzung vom Beschauer aus fünf Shintopriester und dahinter drei Shintomusiker, dessen linke Ito (als Veranstalter) und die Familie des Verstorbenen bildeten, alle auf Stühlen. Der übrige Saal wurde von den Sitzen der Gäste ausgefüllt. Die fünf zelebrierenden Shintopriester waren ganz in weißen Atlas gekleidet. Und zwar trugen die beiden höchsten über dem Kimono ein Obergewand bis unter die Hüften reichend. Als Kopfbedeckung hatten sie ein richtiges altjapanisches Kam-muri, in der Hand den Holzstab, etwa vierzig Zentimeter lang. Die anderen drei Priester hatten weiße Atlaskimonos mit langen Ärmeln (Furisode) und einen weißen handbreiten Gürtel (Hekobe). Die Kimonos wurden mit weißen Seiden-schnüren über der Brust geknüpft, auf Ärmeln und oben auf dem Rücken war je eine zehn Zentimeter lange gekreuzte weiße Schleife aufgenäht, auf dem Kopfe durchscheinende altjapanische Eboshi aus schwarzem Roßhaar. Alle Priester trugen die schweren schwarzen Lackschuhe, wie sie ursprünglich aus China kamen. Auch die Kopfbedeckung ist ursprünglich chinesisch. Nach rein altjapanischer Weise dürfte eigentlich weder Seide noch Papier verwendet werden, sondern Hanf, denn all dies stammt aus China. Man sieht, daß, so sehr man das rein Japanische herstellen will, man doch die fremden Einflüsse nicht ganz ignorieren kann — nicht die chinesischen, aber auch nicht die abendländischen, denn die ganze Sitzanordnung wie die Kleidung der geladenen Gesellschaft war ja völlig „europäisiert“.

Nach meiner Ansicht wurde der Shintoismus mit seinen Grundelementen bei der Einwanderung nach Japan mitgebracht. In seiner ausgebildetsten Form, mehr oder weniger mit fremden Dingen vermischt, ist der Shinto spezifisch japanisch. Die künstliche Wiederbelebung dieses Kultes, der in seinen primitiven Formen und bei der Abwesenheit sowohl einer höheren Morallehre wie einer eigentlichen Metaphysik keine Religion darstellt, sondern lediglich einen Ritus — diese Wiederbelebung ist rein politischen Ursprungs. Sie ist von

dem ganz richtigen Gedanken eingegeben, daß es im Interesse Japans liegt, eine gewisse Sonderart zu wahren und Dinge zu besitzen, die alle Japaner verbinden und ihnen allein auf der Welt eigen sind. Daß auch nur ein einziger der Anwesenden an den Gehalt der Handlung glaubte, daran ist nicht zu denken. Jeder nimmt sie eben als rituale Gebräuche, die von national-politischer Bedeutung sind, wie ebenfalls europäische Fürsten und Staatsmänner ihre Religion als politische Zweckmittel benutzten.

Zuerst traten, nachdem sich die Gäste gesetzt hatten, die Shintopriester einer nach dem andern ins Zimmer und setzten sich auf ihre Stühle. Dann folgten die hinter ihnen sitzenden Musiker, von denen einer Flöte, die beiden andern je eine Mundorgel (Sho) spielten. Diese erhoben nun die klagende zitternde Musik, wie sie bei Begräbnissen nach Shinto-Art gebräuchlich ist, alles, nur nicht harmonisch nach unseren Begriffen. Aber daß sie Trauer und Weinen ausdrücken soll, darüber kann kein Hörer im Zweifel bleiben. Dann tritt ein Oberpriester würdig gemessen vor, stellt sich vor das Bild des Verstorbenen, schlägt die Hände bei waagrecht ausgestreckten Armen zusammen, verbeugt sich langsam und tief und schreitet zurück auf seinen Platz. Ein anderer erhebt sich, ergreift einen Sasaki-Zweig mit den Gohei* und den Hanffäden, faßt ihn in besonderer Weise, verläßt mit ihm das Zimmer. Dann kehrt er wieder und reinigt erst das Zimmer, dann die Gäste, indem er jedesmal den Zweig, den er in beide Hände faßt, erst zweimal langsam, dann einmal heftig nach der Seite bewegt. Diese letztere Bewegung bedeutet die Vertreibung alles Unreinen. Er setzt sich. Sein Nachbar steht auf, schreitet gleichfalls langsam aus dem Zimmer und kehrt mit einem einfachen Holztisch zurück, den er vor den Tisch mit den Gohei unter dem Bilde stellt. Er trägt den rohen Holztisch derart feierlich, als wäre er eine Krone. Er setzt sich. Nun verläßt ein anderer das Zimmer und kehrt mit einem

* Papierstreifen, besonders geschnitten und gefalzt, die zum Shinto-Ritus gehören und besonders vor den Schreinen an einer Schnur gereiht hängen

Tai (Karpfen) auf einem Opfertischchen zurück. Dem Fisch ist Maul und Schwanz mit einem eine aufwärts gekehrte Vorderflosse durchbohrenden Hanffaden zusammengebunden, so daß er die Gestalt eines Halbmondes annimmt. In der Mitte des Raumes vor dem „Altar“ angelangt, hebt der Priester das Tischchen ehrfurchtsvoll in Mundhöhe und reicht es einem andern dar, der es nicht minder ehrfurchtsvoll empfängt, nachdem er zuvor in die Hände geklatscht, und der es auf den zuvor gebrachten Tisch vor dem Bild stellt. In gleicher ernst würdiger feierlicher Weise werden der Reihe nach noch ein Fisch, Sake in zwei unglasierten Tonschalen, eine Ente, Gemüse, Reiskuchen (mochi) und Früchte gebracht und aufgestellt. Unter den Gemüsen waren gelbe Rüben und die Früchte waren — Äpfel! So weit hatte man also doch Konzessionen gemacht. Oder sollte der Verstorbene diese Früchte besonders geliebt haben? Ich vergaß, später danach zu fragen. Und immer wurden die Tischchen von einem dem andern übergeben, immer erst in die Hände geklatscht.

Nachdem nun sämtliche Gerichte vor dem Bilde des Toten aufgestellt waren, kam die Zeremonie des Shokon, d. h. Herbeirufen der Seele. Die Priester stellten sich vor den Altären auf, vorne einer, dann zwei, dann wieder zwei. Sie klatschten in die Hände, die bei waagrecht gestreckten Armen nach vorne gebracht wurden. Zuerst wurden die Hände einander nur genähert, wurden wieder weit voneinander entfernt, dann wurde einmal leicht, das zweitemal stärker, dann das drittemal noch stärker geklatscht. So rief man die Seele des Verstorbenen. Dann wurden langsame Verbeugungen ausgeführt, wieder geklatscht, wieder verbeugt. Die Musik spielte wieder ihre klagenden Weisen. Nun holte der Oberpriester eine Rolle hervor, entfaltete sie langsam und feierlich und las mit monotoner klagender Stimme ihren Inhalt, der die Lebensgeschichte und die Verdienste des Verstorbenen betraf. Dann wieder Klatschen, wieder Verbeugungen. Damit war die Zeremonie seitens der Priester zu Ende. Und jeder Anwesende legte nun einen Sasakiweig mit weißen Bändern

auf einem Tischchen vor dem Altar nieder. Dann verließ man den Saal. Während des ganzen Vorgangs war außer der Verlesung der Rolle nicht ein Ton gesprochen worden. Alles war Pantomime, alles feierlich getragen und langsam wie bei den No-Tänzen.

Eigentlich ist das ganze eine ästhetisch dekorative Handlung. Der tiefe Ernst und die Würde, mit der alles geschieht, macht Eindruck. Wenn nur die Speisen und deren Auftragung nicht einen solch breiten Raum einnehmen würden. An sich ist es ja schließlich daselbe, wenn wir vor dem Bilde eines geliebten Toten an dem Jahrestag seines Todes Blumen aufstellen oder wenn wir Gräber bekränzen. Aber hier wird die Speisezeremonie allzu breit getreten.

Tokyo, 18. März 1905.

Kuropatkin ist des Oberbefehls enthoben. Linewitsch ist sein Nachfolger.

Tokyo, Sonntag, 19. März 1905.

Nachmittags zwei Uhr großes Konzert der Musikakademie in Ueno. Die deutschen Lehrer, die der Reihe nach dort angestellt waren oder sind, haben aus dem undankbaren Material der japanischen Schüler und Schülerinnen erstaunlich viel gemacht. Während den Japanern unsere Musik nicht nur fremd, sondern direkt unsympathisch war und sie den Unterricht nur deshalb einführten, da sie in Europa eine solch große Rolle spielt, so hat sich jetzt vielen aus der jungen Generation ein Verständnis für unsere Musik und sogar eine Neigung hierfür erschlossen. Nicht unwichtig dabei war der ansteckende Enthusiasmus des jetzigen Leiters der Schule, Junker, und die freiwillige sympathische Hilfe des hochmusikalischen Professors der Philosophie v. Köber. Jedenfalls bewies das heutige Konzert durch seine Leistungen sowohl in Solis als in Chor und im Orchester, daß Fortschritte zu verzeichnen sind, die man früher kaum für möglich hielt. Die beiden in Deutschland ausgebildeten Schwestern Koda sind wirklich ausgezeich-

nete Geigerinnen. Das auffallendste aber war, daß man hier zum ersten Mal guten europäischen Gefang aus japanischem Munde hörte. Ein Fräulein oder Frau Shibata sang: „Ihr, die ihr die Triebe“ in gutem Deutsch und sie sang es gut. Das winzige Geschöpfchen hatte am Tage vorher bei der Probe furchtbare Angst ausgestanden und heute vor dem gewählten fremden und japanischen Publikum (es waren kaiserliche Prinzen und die ganze diplomatische Welt da) wird ihr wohl noch banger geworden sein. Aber sie hielt sich tapfer und führte ihre Aufgabe tadellos durch. Als sie aber fertig war, floh sie wie ein scheues Vögelchen und kein Klatschen und kein lautes Beifallrufen konnte sie wieder hervorlocken. Die letzte Nummer war eine kühne für das Personal: Wagners Kaisermarsch für Orchester und Chor. Der deutsche Text des letzteren war durch ein Lied auf den japanischen Kaiser ersetzt.

Morgens zur Konsultation beim Kronprinzen, dem es vortrefflich geht. Er kam von Numadzu hieher, um dem Kaiser und der Kaiserin seinen jüngsten Sohn zum ersten Mal zu präsentieren. 100 Tage ist der Enkel des Kaiserpaares alt geworden, ehe es ihn sah, obwohl er in derselben Stadt war. Ja, die liebe Etikette! Ein Glück wenigstens, daß jetzt der Kronprinz und seine Frau ihre Kinder im eigenen Hause haben dürfen. So ist denn jetzt endlich diese sinnlose Etikette gefallen.

Der Kronprinz interessiert sich sehr lebhaft für meine archäologischen Studien.

Tokyo, 23. März 1905.

Abends beim Kriegsminister Terauchi. Er gibt ein Essen für die Ärzte des Roten Kreuzes aus Deutschland. Ein ungewohnter und behaglicher Abend, wie er in offiziellen japanischen Gesellschaften nicht häufig ist. Wir Deutsche gaben wieder einmal unserem Staunen Ausdruck über das ruhige und würdig bescheidene Wesen der Japaner. Es waren unter den Gästen fünf Generäle und viele andere Offiziere.

Aber keiner von ihnen berührte auch nur mit einem Wort oder einer Andeutung die Erfolge des jetzigen Krieges. Es wurde wohl gesprochen über den Krieg, über das Rote Kreuz, über Verwundungen, über Kleidung, über Ernährung der Soldaten, aber alles in allgemein fachlicher, fozufagen „akademischer“ Weise.

Tokyo, 25. März 1905.

Graf Arco gibt ein feierliches Abendessen zu Ehren des Prinzen Arisugawa und seiner Gemahlin. Sie fahren zur Hochzeit des deutschen Kronprinzen nach Berlin. Die Prinzessin ist unter allen kaiserlichen Prinzessinnen die höchste und zugleich die distinguierteste. Als sie früher in Europa war, gefiel sie unserem Kaiser sehr. Sie weiß dies und freut sich sehr auf Berlin und auch auf London, das sie anschließend besuchen und wo ihnen ein großartiger Empfang sicher ist. Das Prinzenpaar war mir eine Zeitlang recht gram, da ich durch meinen Bericht über die im letzten Jahr recht wacklige Gesundheit des Prinzen es verhinderte, daß er nach Amerika zur Ausstellung von St. Louis konnte. Er ist aber jetzt ganz verfehnt, da die Reise nach Europa viel interessanter ist und da er sich inzwischen gut erholt hat. Die Prinzessin war fröhlich, dankte mir für alles, was ich für ihren Mann getan habe. Bin übermorgen selbst zum Prinzen geladen.

Tokyo-Numadzu-Tokyo, 26. März 1905.

Mit dem Sechs-Uhr-Zug nach Numadzu, zusammen mit Hashimoto. Es werden russische Gefangene von Mukden erwartet. Und da es ein schöner Sonntagmorgen ist, so haben sich die gesamte Kinderwelt und zahllose Erwachsene an den Bahnhöfen aufgestellt. Auf den Stationen geht auf beiden Seiten eine Strecke weit ein Zaun mit breiten Lücken zwischen den Pfählen. Hinter diesem warten nun die Zuschauer so geduldig und ruhig, als wären sie in einem Theater. Wie die kleinen Mädchen von zehn Jahren, so groß wie unsere mit sieben oder acht, mit der Last ihrer dicken pausbackigen

kleinen Geschwister auf dem Rücken stundenlang dastehen können, ist mir immer wieder unfaßlich. Man sollte denken, das Gewicht müsse den zarten Körper schon nach einigen Minuten ermüden.

In Numadzu sah ich gerade einen Zug mit Gefangenen stehen. Es mochten ihrer etwa 800 sein, meist stramme wohlgenährte freundliche und durchaus nicht dumm aussehende Männer in einer wunderlichen Mischung von Kleidung. Denn nur wenige hatten ihre richtigen Uniformröcke mit den Regimentsnummern — mehrmals sah ich die Nummer 39. Die meisten trugen schmutzige Überröcke aller Art und Farbe. Manche hatten bunte Wolljacken, andere chinesische Kleidungsstücke an. Meist trugen sie eine häßliche schwarze Wollmütze mit langen Wollrollen, genau als ob aus einem Schaf Fell ein Stück herausgeschnitten und über den Kopf gestülpt sei. Die Gefangenen kauften sich Tabak und Tee. Das herbeigeströmte Volk verhielt sich sehr ruhig und vielfach sympathisch gegen die armen Kerls.

Es sollen etwa 15 000 Mann Gefangene in Narashino, dem großen Exerzierplatz in Chibaken, nicht sehr weit von Tokyo, untergebracht werden. Die Züge fahren auf der Ringbahn um Tokyo herum, um die Gefangenen nicht unnötig etwaigen Unannehmlichkeiten auszusetzen. In Kyoto will man 20 000 Mann unterbringen, indem man die zahllosen Tempel dafür verwendet. Man denke sich, die japanische Regierung requiriert buddhistische Tempel als Quartier für christliche Gefangene und was für von Schmutz strotzende Gefangene! Wahrscheinlich voll von Ungeziefer. Da werden die Priester später mit Reinigung und Desinfektion schön zu tun haben!

In Numadzu erwartete uns der kaiserliche Wagen, der uns in zwanzig Minuten nach dem Goyotei (Kaiserlichen Landhaus) in Shizuura brachte. Ich fand den Kronprinzen an leichter Influenza erkrankt, aber dabei munter und fröhlich. Fast sein ganzer Haushalt ist davon ergriffen. Gestern abend war das Fieber hoch und Oka, des Kaisers Leibarzt, tele-

graphierte deshalb mich und Hashimoto hierher. Heute geht es aber schon besser, so kann ich abends wieder nach Tokyo.

Die Stadt Numadzu prangte im buntesten Farbenfestschmuck. Sie feierte heute mit der ganzen Umgegend den Sieg bei Mukden. Die langen geraden schmalen, aber sauberen Straßen mit ihren niederen Häuserreihen bildeten ein Gewoge von Laternen und Flaggen. Darunter bewegte sich eine bunte Volksmenge auf und ab. Quer über die Straße hängen bunte Flaggen aller Länder oder Papierstreifen. Von jeder Hausfront neigen sich weißrote, violettweiße, rote Fahnen gegen die Straßenmitte. Unzählige sonnenstrahlige Lampions baumeln an den Häusern. Beim Betreten der Straße war der Anblick in dem hellen Frühlingssonnenschein von unbeschreiblicher Farbenfreude — das Auge tauchte unter in einem Meer von Farben und Blumen.

In Shizuura fand gerade eine Ovation vor dem Hause des Kronprinzen statt. Etwa 5000 Schulkinder von den Kleinsten des Kindergartens bis zu Kindern von zwölf Jahren marschierten in streng militärischer Ordnung zu zwei und zwei, geführt von ihren Lehrern, vor der Kaiserlichen Villa auf. Eine jede Schule hatte ihre eigene Flagge, violett mit weißer Aufschrift, und ein jedes der 5000 Kinder trug eine kleine japanische Kriegsflagge. Hübsch, daß die Mädchen sich gleich beteiligen wie die Knaben. Auch sie marschierten zu zwei und zwei, die kleinsten immer voran, die größten zuletzt, was sicher ein richtigeres Prinzip ist als umgekehrt. Die Mädchengruppen in ihren dunkelroten Hakama-Röcken — der fast allgemeinen Tracht für die Schulmädchen — immer abwechselnd mit Knabengruppen, bildeten ein sehr nettes Bild. Diese vollkommene Gleichstellung der Geschlechter bei öffentlichen Demonstrationen ist auch ein Zeichen der Zeit, und zwar widerspricht sie völlig dem altjapanischen Gebrauch. Die meisten Schulen hatten auch ihre eigene greuliche Musik, bestehend aus Pauken, Trommeln, Blechpfeifen und Trompeten. Bei all der graufigen Darbietung mußte man doch seine Freude haben an dem Ernst,

mit dem die kleinen Knirpse ihre Aufgabe erfüllten, und an der putzigen Würde, mit der sie einher schritten.

Vor der Villa erfolgt der Aufmarsch im Dreifeit, die vierte Seite wird von der Mauer gebildet. In den freien Raum treten die Lehrer und eine Deputation. Ein Vertreter des Kronprinzen, der durch Krankheit am persönlichen Erscheinen verhindert ist, kommt aus der Villa und begrüßt sie. Kurze Ansprache. Dann klingen aus 5000 Kinderkehlen drei jubelnde „Banzai“.

Wie ich so von der Mauer der Villa dieses Bild anfaß, all die leichten Standarten, Fahnen und Fähnchen in der warmen Frühlingsbrise sich kräufelnd, dahinter das sonnbeglänzte Meer, dessen sanfte Wellen murmelnd am Strande spielten und ihn liebkosten, längs über den Strand weg die entzückende Berglandschaft im Hintergrund, da war mir, als träumte ich einen seltsamen Traum.

Nach dem Banzai marschierten die Kinder, wie sie gekommen, mit fliegenden Fähnchen vor das Haus der Kinder des Kronprinzen, und brachten ihre Banzai aus. Dann verlor sich der Zug im Kiefernwald. Der Auf- und Abmarsch erfolgte lautlos, aber in einer Ordnung und Sicherheit, als handle es sich um geübte Veteranen, und zwar machten die Mädchen ihr „Rechtsum“, „Linksum“ oder „Front“ mit derselben Präzision wie die Knaben. So wird dem jungen Japan von Kindesbeinen an Disziplin und Patriotismus eingepflanzt, daß diese gleichsam ein Stück von ihnen bilden. Besonders auffallend ist es immer, daß die Knaben gar keinen Versuch machen, die Mädchen zu hänseln oder sich ihnen gegenüber aufzuspielen.

Bei der Rückfahrt hatten sich nicht nur an den Stationen, sondern überall entlang der Bahn, wo irgendein Dorf in der Nähe war, in zahllosen äußerst malerischen Gruppen die Leute aufgestellt, alle in Erwartung, die Gefangenen zu sehen. Sobald nun unser Zug näher kam, reckten alle die Hände und stellten sich auf die Zehen. Als die Infanten nichts als gewöhnliche Japaner waren, malte sich auf den Gesichtern zunächst

Verblüffung. Dann brach alles in schallendes Gelächter aus, daß sie derart angeführt worden waren. Europäer — von mir weiß ich es wenigstens ganz bestimmt — hätten sich in solchem Fall geärgert, daß sie so lange umsonst dagestanden hätten. Die Äußerungen des Verdrusses wären recht derb gewesen. Hier lachte man fröhlich und wartete geduldig weiter auf den nächsten Zug. Glückliches Volk, glückliches Naturell.

Tokyo, 27. März 1905.

Früh meinen Beitrag „Physical Characteristics of the Japanese“ abgeschickt zu dem Buch, welches eine Anzahl Japaner unter der Leitung von Graf Okuma über Japan herausgeben.

Glänzende japanische Finanzen: Die innere japanische Anleihe wird wahrscheinlich fünfmal überzeichnet und jetzt hat Japan in London und New York eine neue Anleihe von 300 Millionen Yen aufgenommen zu dem sehr günstigen Kurs von $4\frac{1}{2}$ bei 90 Ausgabe. Es war die Rede von einer Anleihe in Berlin gewesen. Das hatte offenbar die japanische Regierung zur Pression in London und New York benutzt. Wie man sieht, mit Erfolg. Als Sicherheit gibt die Regierung den Ertrag des Tabakmonopols.

So ist also die einzige Beforgnis beseitigt, die ich für Japan hegte, nämlich die finanzielle.

Tokyo, 28. März 1905.

Abends beim Prinzen Arisugawa. Es sind die Mitglieder der englischen Gesandtschaft da. Nach Tisch sprach ich längere Zeit mit Herzog Iwakura. Er fragte mich, wann ich wieder nach Japan komme, es sei den höheren Kreisen hier unbehaglich, wenn ich nicht da sei. Ich erwiderte, wahrscheinlich in eineinhalb bis zwei Jahren, verschwieg aber, daß ich dann nur ein Zugvogel sein werde.

Wir sprachen auch von der Aussicht auf Frieden. Dabei wurde natürlich das glänzende Resultat der neuen inneren und äußeren Anleihen erwähnt, die Japans Stellung noch

viel stärker machen und ihm die Macht geben, den Krieg mit allem Nachdruck fortzusetzen. Ich meinte, die japanischen Diplomaten und Finanziers seien anscheinend nicht weniger geschickt als ihre Generale. Denn es sei klar, daß sie durch kluge Ausnutzung des deutschen Angebots einer Anleihe auf das anglo-amerikanische Konfortium einen solchen Druck ausübten, daß dieses sich rasch zu unerwartet günstigen Bedingungen entschloß. Der Herzog lachte, zwinkerte mit den Augen, „da haben Sie vielleicht nicht unrecht!“

Nachher noch auf die deutsche Gesandtschaft: Essen für den Unterrichtsminister.

In Frankreich drängt man Rußland nach Kräften zum Frieden. Man befindet sich dabei in einer äußerst heiklen Lage. Einerseits hat man bei Fortsetzung des Krieges die größte Angst für die in Rußland angelegten Riesenkapitalien. Andererseits möchte man doch auch nicht die Freundschaft Rußlands verscherzen. Denn sonst „wären ja alle Opfer, die Frankreich für die russische Allianz gebracht hat, umsonst“, wie der frühere Marineminister Pelletan in einem Aufsehen erregenden Artikel im „Matin“ schreibt. Dabei ist aber auch Pelletan von der Unmöglichkeit eines russischen Sieges überzeugt.

Deutschland hat von Japans Sieg den größten Nutzen. Wenn es diesen nur auch auszubeuten versteht!

Tokyo, 29. März 1905.

Noch einmal Prinz Arisugawa, zu Mittag auf der englischen Gesandtschaft. Eine auserlesene Gesellschaft, lauter schöne, stolz gewachsene Frauen, und die beiden Japanerinnen, die Prinzessin und ihre Hofdame, ebenfalls bekannte Schönheiten. Dabei bei allem das ruhige und natürlich sichere feine Benehmen. Wir waren 34 Personen, etwa zur Hälfte Japaner. Unter den Europäern waren Arco und ich die einzigen Nichtengländer. Der englische Gesandte brachte das Hoch aus auf den „Mikado, den Freund und Alliierten Englands“. Prinz Arisugawa erwiderte kurz mit einem Hoch auf den König und die Königin von England, erwähnte jedoch

nichts von Allianz. Daselbe beiderseitige Verhalten war mir schon am Abend vorher aufgefallen, bei dem Essen, das der Prinz selbst für die englische Gesandtschaft gab. Nachher hielt der Gesandte noch eine längere sehr hübsche Ansprache, in der er dem Prinzen glückliche Reise wünschte und ihm einen glänzenden Empfang in dem alliierten England zusagte. In seiner Antwort berührte der Prinz diesmal flüchtig die Allianz mit den Worten: „Our present ally, England.“ Diese Zurückhaltung der offiziellen Kreise steht in scharfem Gegensatz zur Presse.

Tokyo-Numadzu-Tokyo, 31. März 1905.

Der Kronprinz forderte mich auf, wieder nach seinen Kindern zu sehen, nicht wegen Krankheit. Denn sie sind kerngesund. Rührend ist seine väterliche Freude an seinen Jungens. Zuerst besuchte ich den Jüngsten*, den ich schon vor einigen Tagen sah. Für seine 80 Tage stattlich und wohlentwickelt, sieht der Mutter ähnlich. Die beiden ältesten Söhne sind jetzt beinahe vier bzw. zweieinhalb Jahre alt, wirklich liebe wohlherzogene freundliche fröhliche Kinder. Der ältere mit seiner ruhigen Stimme und dem stillen Wesen hat etwas sehr Liebes und Feines. Der kleine Bruder, mehr der Mutter ähnlich, ist viel lebhafter, tritt mehr aus sich heraus. Beide sind im europäischen Matrosenanzug mit Kniehöschen. Bei schönem Wetter spielen beide Kinder den ganzen Tag im Garten oder im Sand am Strand. Ihre Wärterinnen sind klug genug, sie ebenso ungestört spielen zu lassen wie andere Kinder. Es ist geradezu reizend zu sehen, wie nett die beiden Kinder sich vertragen und wie sie miteinander spielen. Sie ritten mir beide auf ihren Schaukelpferdchen etwas vor. Dann haben sie eine Art Bootschaukel mit Sitzen auf jeder Seite. Die Jungens fühlen sich auf dem Meer, wenn das Boot hin- und herschwankt. Sie spielten „Angeln“. Sie lehnten sich über den Rand, streckten Stöcke abwärts, zogen sie rasch zurück:

* Der jetzige Prinz Takamatsu

Ich habe einen Tai (Karpfen) gefangen, oder der eine: ich habe einen Hummer gefangen, der andere: ich habe einen Polypen gefangen. Dann nahmen sie scheinbar die Fische oder sonstiges von der Angel ab, legten sie in ein kleines Holzschälchen. „Das ist mein Fischkorb“, sagte erläuternd der Ältere zu mir. Und sein kleiner Bruder hielt mir auf meine Frage, wo er denn seine Fische habe, das Holzschälchen mit schelmischem Lächeln hin: „Siehst du denn nicht, daß der Korb ganz voll von Fischen ist?“ In ihrem Eifer, sich gegenseitig in ihrer Beute zu überbieten, fingen sie dann aber schließlich mit ihren Angeln auch allerlei Landtiere, wie Tiger, Wildschweine, zum großen Gaudium ihrer Pflegerinnen.

Die kronprinzliche Familie führt nun, ganz unerhört in der japanischen Geschichte für einen kaiserlichen Thronfolger, ein wahres glückliches Familienleben im europäischen Sinn, d. h. Vater, Mutter und Kinder leben zusammen. Sie verdanken das eigentlich der Krankheit des Kronprinzen. Denn diese hat eine Reform im hygienischen und nachher auch im allgemein vernünftigen Sinn zuerst nahe gelegt.

Bei der Rückkehr hatte ich auf dem Bahnhof in Numadzu ein seltsames Schauspiel. Auf jeder Seite des Bahnsteigs stand ein Zug, der eine mit russischen Gefangenen, der andere mit japanischen Soldaten, Rekruten, die ins Feld zogen. So fanden sich die beiden auf wenige Meter Entfernung einander gegenüber und sie maßen sich gegenseitig mit großem Interesse, namentlich die jungen Japaner rissen die Augen weit auf, verhielten sich jedoch ganz ruhig. Die Russen — obwohl schmutzig und in allerlei Kleidung — nach einem solchen Feldzug und der langen Reise aus der Mandschurei — sahen meist recht männlich offen und auch intelligent aus. Es waren frische bärtige Gesichter, viel kriegerischer als die fast knabenhaften Japaner, die in ihren neuen Uniformen ausfahen wie Schüler, die einen Ausflug machen.

In einem Wagen fuhren vier verwundete japanische Offiziere nach Tokyo. Es waren noch sechs andere Reisende im

Wagen. Aber kein Wort wurde zwischen den Offizieren und den Zivilisten auf der stundenlangen Fahrt gewechselt, obwohl sie durcheinander saßen. Die Offiziere waren alle vom „I“-Rang, d. h. höchstens Hauptleute. In jedem europäischen Lande hätte sich sofort ein Gespräch angeknüpft. Man hätte sie vom Krieg erzählen lassen. Und sie hätten es gerne getan. Nicht so hier. Die Offiziere saßen stumm zwischen den Zivilisten oder unterhielten sich über diese hinweg miteinander, nicht aus Hochmut, sondern einfach, da es nicht anders Sitte ist.

Noch eine andere Beobachtung. Die Offiziere waren alles junge Männer und der eine von ihnen mit einer weißen Binde um den verwundeten Kopf war ein außergewöhnlich schöner Mann an Wuchs wie an Zügen. In Mishima stieg ein hübsches junges Mädchen ein. Da war nun Gelegenheit für die jungen Helden, zu kokettieren oder sich aufzuspielen. Aber keiner hatte auch nur einen Blick für sie, während ihre Augen immer wieder bewundernd sich dem schönen Offizier zuwandten.

Eine unangenehme Erfahrung: in dem Zimmer des drei Monate alten Prinzen hatte man zur Unterhaltung des Kindes Schnüre quer durch das Zimmer gezogen, an welchen zahlreiche Papierflaggen aller Länder hingen. Alle Länder waren vertreten. Nur die russische und französische Flagge fehlten und — die deutsche. Also die Fabrikanten, die diese Flaggen für Straßendekorationen herstellen, stellen die deutsche einfach nicht her. Und so wird selbst in der Kinderstube bewußt oder unbewußt antideutsche Politik getrieben! So etwas tut weh.

Tokyo, Sonntag, 3. April 1905.

Heute vormittag fand wohl der größte Siegeszug statt, den Tokyo jemals sah. Und das will etwas heißen. Es war eine Kundgebung von Handel und Gewerbe. Es sollen sich volle 100 000 Mann daran beteiligt haben.

Tokyo, 11. April 1905.

Ein internationaler Vormittag. Zuerst kam ein amerikanischer Marinearzt und wollte allerlei wissen, dann unterhielt ich mich mit dem englischen General Burnett, dann kam Professor Nakanishi aus Kyoto, dann ein Inder, der Medizin in Edinburg studiert hatte, dann ein chinesischer Student der Medizin, der einen Brief aus Shanghai von einem deutschen Arzt brachte, dann besuchte ich einen japanischen Patienten in der Stadt und beim Mittagessen lernte ich einen Österreicher kennen. Ach, wie werde ich mich in der Heimat nach solchen abwechslungsreichen Eindrücken fehlen! Dabei weiß ich, daß jeder Bierphilister in Deutschland die Überzeugung hat, daß man draußen in Japan verbauern müßte, da man mit dem eigentlichen Zentrum aller Kultur nicht in täglicher Berührung steht. Und doch möchte ich in Deutschland die Städte suchen, die einen Vergleich mit Tokyo aushalten, wenn es gilt, weltmännische Bildung sich anzueignen und neue und weitere Anschauungen zu sammeln.

Tokyo, 12. April 1905.

Früh sechs Uhr mit Hana nach Kyoto. Überall stehen die Kirchen in Blüte, die Hängewinden, die Ahorne schlagen aus, das Gras grünt, dazu das blaue Meer, an dem die Bahn entlang fährt, mit feinen malerischen Buchten und Bergrahmen, der stolze schneebedeckte Fuji, die wildmalerischen Schluchten des Hakonegebirges mit ihren wilden Bächen und Strömen. Es ist ein Vergnügen zu reisen.

Kyoto, 13. April 1905.

Das Hotel ist in allen Räumen voll, man hört im Eßsaal Menschen in allen Zungen reden. Denn jetzt ist die schöne Zeit für Kyoto, jetzt im Frühling oder im Herbst, wenn die bunte Färbung der Ahorne, der Ginko und der anderen Laubbäume mit dem feierlichen Grün der Zedern, Kiefern, Kameilien und Eichen und mit dem reinblauen Himmel eine ruhige

Farbensymphonie bildet, welche der nie vergißt, der das Glück hatte, sie einmal zu sehen. Es gibt hier weniger Kirschbäume als in Tokyo, aber sie sind in den immergrünen Tempelhainen so schön verteilt, daß sie in den feierlichen Ernst gerade den Ton von milder reiner Farbe bringen, der so gut dazu stimmt.

Kaum in Kyoto angekommen, werde ich sofort ärztlich in Anspruch genommen. — Die Doktoren Kasahara, Hirai, Nakanishi, sämtlich meine früheren Assistenten und jetzt Professoren an der medizinischen Fakultät Kyoto, besuchen mich und erschöpfen sich in Freundlichkeit.

Kyoto, 14. April 1905.

Auf der Bahn nach Tokyo treffe ich Lucy de Fossarière, den bisherigen französischen Konsul in Kobe. Da die französische Regierung beauftragt ist, den Verkehr zwischen Rußland und den russischen Gefangenen in Japan zu vermitteln, ist er als spezieller Kommissär hierfür ernannt worden. Er reist nun beständig zwischen den zahlreichen Gefangenenlagern hin und her. Seine Ansichten waren sehr interessant. Je mehr er von den Russen sieht, desto schlechter ist seine Meinung von ihnen. Namentlich findet er die Art abscheulich, wie die russischen Offiziere sich gegenseitig schlecht machen, und zwar besonders die Generale. Es sind zwei Parteien, die Stößelsche und die Smirnowsche. Sie lassen aneinander keinen guten Faden und schämen sich nicht, ihre schmutzige Wäsche vor Fremden zu waschen. Auch die Disziplin unter den Gefangenen sei trostlos. In Matsuyama, wo diese nur von Unteroffizieren dirigiert werden, sei von Gehorsam keine Rede. Ja oft komme es zu förmlicher Meuterei. Nicht weniger als 14 Unteroffiziere seien als von den eigenen Untergebenen — es sind ihrer etwa 1500 Mann — verwundet in Matsuyama ins Hospital eingeliefert worden.

Im Vergleich mit den Russen könne man den Japanern die Bewunderung nicht vorenthalten. Die Gesamtzahl der russischen Gefangenen in Japan beträgt nach Lucy über

80 000 Mann. Sie kosten als Minimum pro Kopf monatlich 8 Yen.

Tokyo, 10. Mai 1905.

Die ganze fremde Kolonie von Tokyo ist in der größten Erregung. Hauptmann a. D. Baugouin, früher langjähriger französischer Militärattaché in Tokyo, jetzt Agent großer französischer Firmen, ist mit seinem Stiefsohn F. Strange als russischer Spion verhaftet worden. Er war mit seiner Frau in seinem Landhaus in Hayama, als heute früh die Polizei ihn weckte, verhaftete und das ganze Haus aufs genaueste untersuchte, alle Papiere mit Beschlagnahme belegt. Zu gleicher Zeit wurde sein Haus in Tokyo besetzt, beschlagnahmt und der junge Strange verhaftet. Auf diese Weise wird jede Verständigung zwischen den beiden Männern ausgeschlossen. Die Regierung muß sehr triftige Gründe haben, ehe sie gegen einen so allgemein bekannten und namentlich bei den japanischen Offizieren früher so beliebten Mann wie Baugouin derart vorgeht. Ich kenne ihn und seine Familie nun seit 24 Jahren. Ich hätte ihm Derartiges nie zugetraut. Die einzige psychologische Erklärung kann nur die sein, daß er sich sagte, bei seiner Schwindsucht könne er nicht lange mehr leben. Und da er kein Vermögen und ein sehr mäßiges Einkommen hatte, wußte er nicht, was aus seiner Familie werden sollte. So erlag er der Versuchung und tat den Schritt, auf die Gefahr hin, ruiniert zu werden. Jetzt hat ihn das Unglück ereilt. Daß der junge Strange ernstlich bewußt Mitschuldiger ist, glaube ich nicht. Er ist ein gutmütiger Junge, dem man etwas Riskiertes nicht zutrauen kann.

Tokyo, 13. Mai 1905.

Bunte Tätigkeit. Früh die buddhistischen Skulpturenbilder betrachtet, welche mir Rektor Dr. Sonoda in Kyoto geschickt hat, dann in den Palast zum Kronprinzen. Er erholt sich nur allmählich von seinem letzten Influenzaanfall. Man erschien etwas erstaunt, daß es nur noch vier Wochen bis zu meiner

Abreise sind, aber ich hatte das Datum ja schon vor Monaten festgesetzt. Nachher ins Gefängnis in Ichigawa, Capitaine Baugouin aufgefucht. Seine Frau will, daß ich ein Attest für ihn schreibe. Die Behörden haben eingewilligt. Er ist seit langer Zeit wirklich lungenschwindfüchtig, sieht jedoch seit kurzem etwas besser aus, ist auch dicker geworden. Daß sein Aufenthalt im Gefängnis für seine Gesundheit gefährlich ist, kann ich mit gutem Gewissen bescheinigen. Er und seine Frau sind nicht so deprimiert oder aufgeregt, wie man erwarten könnte. Die Frau führt das als Beweis für das gute Gewissen an. Das scheint mir aber nicht ohne weiteres einleuchtend. Ich glaube vielmehr, wem eine solche Verhaftung wirklich unerwartet kommt, der muß entweder in einen furchtbaren Grimm und innere Aufregung oder in eine schwere Depression geraten, während der Mann, der immer mit der Möglichkeit eines solchen Ereignisses rechnete, seine Fassung eher bewahren wird, wenn es tatsächlich eintritt.

Tokyo, 27. Mai 1905.

Keine Ruhe mehr. Heute nur noch vierzehn Tage bis zu unserer Abreise. Bis dahin noch eine Unmasse zu erledigen. Dabei hat eine Hochflut der Abschiedessen schon eingesetzt.

Am 21. gab Baron Mitsui, der Größtindustrielle Japans, der Herrscher des Bank- und Bergwesens, für Hana und mich im Familienkreis ein selten geschmackvolles und erlesenes Essen in dem schönen Klub, den er für seine Angestellten und zur Abhaltung von Festlichkeiten erbauen ließ. Außer uns nur Mitglieder der Familie. Nach dem Essen malte der bedeutendste lebende Maler Japans, Kawabata Giokujō, ex tempore eine ganze Anzahl Bilder, von denen wir einige als Andenken erhalten.

Am 24. gab Baron Takagi im Adelsklub einen Abschied für mich, zu dem er die bekanntesten japanischen und fremden Ärzte geladen hatte.

Am 25. hielt ich noch auf Wunsch der Deutschen im Club in Yokohama einen kurzen Vortrag über „Frauenleben in Ost-

asien“. Nachher Abschiedessen für mich bei dem lebenswürdigen Generalkonful von Syburg und Frau.

Am 26. Abschiedsdiner im Adelsklub durch Graf Mutsu. Verschiedene fremde Gefandte waren zugegen.

Später.

Überall ertönt wieder das Geschrei und das Geklingel der Gogaya: es sollen 27 russische Schiffe bei den Sattelineln ganz nahe bei Shanghai erschienen sein.

Nachmittags.

Extra: Die russische Flotte ist in der Gegend von Tsushima erschienen. Eine Seeschlacht ist im Gange. Der amerikanische Gefandte Griscong, der eben bei mir war, sagt, man habe ihm mitgeteilt, die Nachricht sei wahr.

So entscheidet sich vielleicht, während ich das schreibe, ein wichtiges Stück Weltgeschichte.

Tokyo, 28. Mai 1905.

Seeschlacht: daß sie im Gang ist, weiß man. Aber die Behörden schweigen. Doch sagt mir Oka, der direkt vom Palaß kommt, daß man mit dem Verlauf zufrieden ist. Mindestens 6 russische Schiffe sind gesunken. Die japanischen Verluste unbekannt.

Alle Fremden bewundern die Ruhe der Japaner in diesem hochkritischen Moment ihrer Geschichte.

Tokyo, 29. Mai 1905.

Ein phänomenaler Seesieg der Japaner bei Tsushima. Die Schlacht dauerte zwei Tage. Es waren 26 russische Kriegsschiffe. Davon sind 13 gesunken, 5 genommen. Die Japaner haben nicht ein einziges größeres Schiff verloren. Mikasa wurde beschädigt, blieb aber kampffähig. Einige Torpedoboote gingen unter. Der Sieg ist derart erdrückend, daß man fast an ihm zweifeln möchte, gäben nicht die amtlichen Berichte alle genauesten Einzelheiten.

Den ganzen Vormittag ging es: Extra! Extra! Auch nach dem Sieg blieben die Japaner ruhig und würdig. Nach einer Stunde herrschte unter den zahlreichen japanischen Angestellten in meinem Hotel dieselbe Ruhe wie an jedem andern Tag. Man sprach nicht mehr vom Krieg. Wir Fremden alle müssen diese Ruhe und Würde im Glück bewundern.

Abends geben mir die Hofärzte ein glänzendes Geishafest bei Mikawaya in Akasaka. Zehn bildschöne graziöse Geishas — ihre sinnigen Tänze: Bambus, Kiku, Ume, Ran. Dann rasch improvisierter Siegestanz und Gefang.

Der Seesieg bei Tsushima wird immer rätselhaft großartiger. Alle 8 Schlachtschiffe der Russen sind gefunken oder genommen. Roschestwenski selbst sei gefallen. Von den 26 Schiffen der Russen sind nur vier entkommen. Und auch ihr Schicksal ist noch nicht sicher. Die Japaner haben nicht ein einziges größeres Schiff verloren, wohl aber 5 Torpedoboote. Ihre Verluste am 27. beliefen sich im ganzen auf 400 Mann.